

HEYNE <

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

S.G. BROWNE



ROMAN

S.G.Browne

Anonyme Untote

Eine Zombie Liebesgeschichte

Roman

IMPRESSUM

Die Originalausgabe BREATHERS
erschien bei Broadway Books, New York

Vollständige deutsche Erstausgabe 08/2010
Copyright © 2009 by Scott Browne
Copyright © 2010 der deutschen Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH

eISBN : 978-3-641-04808-2

www.heyne.de

www.randomhouse.de

DAS BUCH

Andy Warner erwacht nach einem Autounfall als Untoter. Von seinen Eltern in den Weinkeller verbannt, sind die einzigen Lichtblicke in seinem Leben die Treffen der Anonymen Untoten, einer Zombie-Selbsthilfegruppe. Gemeinsam kämpfen Andy und seine Freunde, unter ihnen seine neue Liebe Rita, eine sexy Selbstmörderin mit Lippenstiftfetisch, um einen Platz in einer Gesellschaft, die den Untoten ihre Bürgerrechte verweigert, sie nicht arbeiten lässt und sogar gewaltsam gegen sie vorgeht. Sie wollen das, was alle wollen: Liebe. Dummerweise wollen sie auch das, was alle Zombies von jeher wollen: Menschenfleisch ...

DER AUTOR

Scott G. Browne studierte zunächst Betriebswirtschaft, schloß jedoch in den Vorlesungen regelmäßig ein. Erst durch sein Engagement für das Studententheater entdeckte er seine Leidenschaft fürs Schreiben. Die nächsten Jahre arbeitete Browne in Hollywood, bevor er schweren Herzens dem glamourösen Lebenswandel den Rücken kehrte, um sich ganz seinen Romanen zu widmen.

Besuchen Sie den Autor im Internet unter www.sgbrowne.com

Für Shaka Danke, dass du mir die Möglichkeit gegeben hast, herauszufinden, was ich tun möchte.

KAPITEL 1

Es ist dunkel, als ich auf dem Boden langsam wieder zu mir komme.

Durch ein Fenster dringt schwaches Kunstlicht, was eigentlich nicht sein kann, denn im Weinkeller gibt es gar keine Fenster. Mit dieser Frage werde ich mich allerdings erst beschäftigen, wenn ich herausgefunden habe, warum ich auf dem Rücken in einer Lache liege, die meine Klamotten durchweicht.

Außerdem höre ich irgendwo Sammy Davis Jr. »Jingle Bells« singen.

Als ich mich aufsetze, kullert etwas von mir herunter und landet mit einem lauten, dumpfen Knall neben mir. Eine Flasche. Im schwachen Licht, das durch das Fenster fällt, kann ich erkennen, wie sie über den Boden davonrollt, bis sie klirrend an die Wand stößt. Eine leere Weinflasche. Und die Wand ist gar keine Wand, sondern der Sockel des Backofens.

Ich befinde mich in der Küche.

Auf der Digitalanzeige im oberen Bereich des Herdes springt die Uhr von 12:47 auf 12:48.

Mir dröhnt der Schädel. Ich weiß zwar nicht, wie viele Flaschen Wein ich getrunken habe, aber ich kann mich noch erinnern, dass ich vor dem Mittagessen damit angefangen habe. Den Grund für mein Saufgelage habe ich so deutlich vor Augen wie die digitalen Ziffern der Herduhr, aber keine Ahnung, wo die letzten zwölf Stunden abgeblieben sind.

Oder wie ich in der Küche gelandet bin.

Oder in was für einer Flüssigkeit ich hier hocke.

Einerseits will ich es gar nicht wissen, andererseits möchte ich einfach glauben, dass es sich lediglich um vergorene Trauben handelt. Dass ich es irgendwie aus dem Weinkeller in die Küche geschafft habe, ohnmächtig geworden bin und dabei den Wein ausgekippt habe. Allerdings sind meine Klamotten vorne kein bisschen feucht, sondern nur auf der Rückseite, und da die Flasche auf meiner Brust lag, als ich zu mir kam, kann ich den Wein nicht auf den Boden geschüttet haben, ohne mein Hemd zu bespritzen.

Ich greife mit der Hand in die Lache, eine geronnene, klebrige Flüssigkeit, und halte sie mir unter die Nase. Ein süßer Geruch. Zunächst glaube ich, dass es sich um Joghurt oder Erdbeermarmelade handelt, bis ich den Finger in den Mund stecke.

Erdbeer-Sahne-Eis von Baskin-Robbins. Das Lieblingseis meines Vaters. Er hat stets mindestens zwei Ein-Liter-Packungen davon im Gefrierschrank. Ich kapiere nur nicht, was es auf dem Küchenboden verloren hat. Doch als ich mich umdrehe und wankend aufrapple, verstehe ich, warum.

Dort liegen drei aufgeplatzte Packungen Eis, deren geschmolzener Inhalt über den Boden gelaufen ist. Umgeben von Schachteln Tiefkühlgemüse, Gefrierfleischpackungen, Tüten mit gefrorenem Saftkonzentrat und einem halben Dutzend Eismwürfelschalen; die Würfel sind aufgetaut und haben sich mit der Eiscreme zu der Pfütze vermischt.

Scheiße, denke ich. Was hab ich bloß angerichtet?

Nicht, dass das jetzt wirklich wichtig wäre. Denn meine Eltern werden mich in den Zoo geben, sobald sie aus Palm Springs zurückkehren. Falls mein Vater morgen nach dem Aufstehen über das, was ich angerichtet habe, nicht ohnehin so aufgebracht ist, dass er die Reise abbläst und mich aus reiner Bosheit in eine Forschungseinrichtung bringen lässt.

Ich habe keine Ahnung, was ich damit bezwecken wollte, als ich den kompletten Inhalt des Gefrierteils auf den Küchenboden geworfen habe, aber es wäre wohl keine dumme Idee, möglichst viel davon wieder zurückzustopfen und den Rest zu entsorgen, bevor meine Eltern aufwachen. Doch als ich das Gefrierfach öffne, muss ich feststellen, dass dort kein Platz mehr ist.

Es ist bereits von meinen Eltern belegt. Ich kann Hände, Beine und Füße erkennen und das Gesicht meines Vaters, das mich aus dem zweiten Fach anstarrt. Sein Kopf sowie die übrigen Körperteile meiner Eltern stecken in großen Gefrierbeuteln. Die meisten zumindest. Denn im Kühlschrank befinden sich ebenfalls einige Teile von ihnen.

Der ganze Wein, den ich getrunken habe, will plötzlich wieder zurück in die Flasche, und ich schaffe es gerade noch zur Spüle. Eigentlich ist es mehr wie rückwärts trinken. Lediglich Wein und etwas Magensäure. Glücklicherweise kein einziger Brocken von Mom oder Dad.

Unser Verhältnis war nicht immer so.

Sicher, wir hatten die üblichen Konflikte und Streitigkeiten, mit denen sich die meisten Eltern und Söhne herumschlagen müssen.

Hormone.

Das Ringen um Selbstständigkeit.

Verborgenes ödipales Verlangen.

Doch wenn der einzige Sohn von den Toten zurückkehrt, erzeugt das eine ganze neue Dynamik, auf die ein durchschnittliches Elternpaar einfach nicht vorbereitet ist.

Schließlich gibt es für den Umgang mit spontaner Wiederauferstehung kein Handbuch. So lautet der Fachbegriff für Zombies, den die Experten in Talkshows und Nachrichtensendungen verwenden, als ob sie wüssten, wie es sich anfühlt, als wiederbelebte Leiche herumzulaufen. Sie haben keine Vorstellung von den emotionalen Auswirkungen einer beschleunigten Verdauung. Oder davon, wie schwer es ist, das Gewebe davor zu bewahren, sich zu verflüssigen.

Mein Vater hielt sich für so was wie einen Experten. Und damit meine ich, dass er der Einzige war, der sich für einen Experten hielt. Auf jedem Gebiet.

Klempnerarbeiten.

Politik.

Körperpflege.

»Weißt du, Andrew, wenn du deine Mitesser loswerden willst, musst du sie mit Olivenöl und Essig beschmieren.«

Er hat das wirklich geglaubt. Zum Glück hat er wenigstens das Kochen Mom überlassen. Sonst wäre ich das einzige Kind in meiner Schule gewesen, das Rucola-Salat mit Birnenscheiben, Asiago-Käse und Akne-Gel hätte essen müssen.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Mein Dad war kein Idiot. Er glaubte lediglich, stets Recht zu haben, selbst wenn er keine Ahnung hatte, wovon er überhaupt redete. Er hätte einen großartigen Politiker abgegeben.

Jedenfalls muss ich mich bei meinem Vater für die Auswahl des Kühlschranks bedanken. Meine Mutter wollte ein doppeltüriges Modell von Whirlpool, doch mein Vater bestand auf einem Gerät von Amana, in dem sich das Gefrierabteil unten befindet. Er meinte, das sei energiesparender, weil es die kalte Luft nach unten anstatt nach oben befördert. Und er hat behauptet, dass es eine bessere Aufteilung der Fächer besitzt.

Während die Köpfe meiner Eltern und die meisten ihrer Gliedmaßen im Gefrierteil liegen, befinden sich ihre Körper, von der Hüfte bis zur Schulter, im Kühlschrank. Bei einem doppeltürigen Modell hätte ich ihre Torsi nie in die Fächer gekriegt. Danke, Dad.

Auf dem CD-Spieler im Wohnzimmer läuft Dean Martins »Auld Lang Syne«.

Während ich auf meine Eltern in der Kühlkombination starre, auf ihre zwischen die Mayonnaise und die Reste eines Thanksgiving-Truthahns gezwängten Oberkörper, ihre in Gefrierbeutel verpackten Köpfe, erfasst mich ein surreales Gefühl der Ungläubigkeit. Dem Gesichtsausdruck meines Vaters nach zu urteilen ist er genauso überrascht wie ich.

Vielleicht wäre all das nicht geschehen, wenn mein Vater sich die Zeit genommen hätte, zu verstehen, was ich durchmache, anstatt mich wie einen Aussätzigen zu behandeln.

Aber vielleicht rede ich mir das nur ein.
Vielleicht war alles, was zwischen dem Unfall und jetzt passiert ist, einfach unvermeidlich.

KAPITEL 2

Zwei Monate bevor ich im Kühlschrank auf meine Eltern stoße, hocke ich im Bürgerzentrum von Soquel in einem Halbkreis aus Stühlen einer zierlichen zweiundfünfzig Jahre alten Frau gegenüber, die wie meine Lehrerin aus der dritten Klasse aussieht. Nur dass meine Lehrerin nie auf der falschen Seite einer Pumpgun Kaliber 12 Mossberg gelandet ist.

Auf der Tafel hinter ihr steht in Druckbuchstaben der Spruch: DU BIST NICHT ALLEIN. Groß- und Kleinschreibung hätte die Botschaft vielleicht etwas abgemildert, doch die zierliche Helen, Gesprächsleiterin der Gruppe und Opfer einer Schussverletzung, möchte einfach nur, dass es uns bessergeht.

»Rita, willst du heute Abend anfangen?«, fragt Helen.

Ritas Gesicht hängt wie ein fahler Mond über dem dunklen Wald ihres Pullovers. Sie trägt einen schwarzen Rolli und schwarze Hosen. Die einzige Farbe an ihr ist das kräftige Rot ihres Lippenstifts.

Rita hat sich an ihrem zweiunddreißigsten Geburtstag die Pulsadern und dann die Kehle aufgeschlitzt. Das war vor weniger als einem Monat. Meistens trägt sie Handschuhe und Rollkragenpullover, um die Narben zu verbergen. Manchmal auch ein Kapuzenshirt. Oder einen Schal. Und an einem schlechten Tag alles gleichzeitig. Heute Abend hat sie den Schal zu Hause gelassen, das heißt, sie ist zumindest einigermaßen gut drauf.

Rita leckt sich über die Lippen - saugt daran, lutscht sich fast den ganzen Lippenstift ab. Sie kramt einen schwarzen Zylinder aus der Hosentasche, zieht die Farbe nach und presst schmatzend die Lippen aufeinander. Entweder ist das ein oraler Fetisch, oder sie braucht heute etwas Halt.

»Die meiste Zeit fühle ich mich immer noch einsam«, sagt Rita. »Ab und zu schaffe ich es zwar fast, mir vorzustellen, das Ganze wäre nie passiert. Doch dann schaue ich in den Spiegel, und dann packt mich wieder dieses Gefühl der Hoffnungslosigkeit.«

Fünf weitere Köpfe nicken verständnisvoll. Carl ist der Einzige, der anderer Meinung ist.

»Du bist nicht damit einverstanden, Carl?«, fragt Helen.

Carl hat sieben Stichverletzungen, zwei davon im Gesicht, von zwei Jugendlichen, die ihm die Brieftasche geklaut und mit seinen Kreditkarten im Internet für siebenhundert Dollar Pornos gekauft haben.

»Nein«, sagt Carl. »Ich gebe ihr vollkommen Recht. Sie ist ein hoffnungsloser Fall.«

»Wirklich reizend«, sagt Naomi und steckt sich eine Zigarette an. Zur Hälfte Afroamerikanerin, zur Hälfte Japanerin, könnte Naomi immer noch als Model durchgehen, wenn da nicht die leere Augenhöhle und die herabhängende rechte Gesichtshälfte wären. »Warum reißt du ihr nicht gleich die Narben wieder auf, wo du schon dabei bist?«

»Das überlasse ich deinem Ehemann«, sagt Carl.

Naomis Mann hat nach einem erfolglosen Tag auf dem Golfplatz mit einem Titleist Vierer-Eisen

zu Hause seinen Frust an ihr ausgelassen.

»Er ist nicht mehr mein Mann«, sagt Naomi.

»Streng genommen nicht«, sagt Carl. »Aber streng genommen sollte keiner von uns hier sein.«

»Und doch sind wir hier«, sagt Helen. »Warum konzentrieren wir uns nicht darauf?«

Außer Helen, Rita, Naomi und Carl besteht die Gruppe aus Tom, einem achtunddreißigjährigen Hundetrainer, der seinen rechten Arm sowie seine linke Gesichtshälfte fast an zwei spanische Doggen verloren hätte, und Jerry, ein einundzwanzigjähriges Unfallopfer. So wie ich.

Aufgrund unserer ähnlichen Erfahrungen verspürt Jerry eine gewisse Nähe zu mir, darum sitzt er bei jedem Treffen neben mir. Doch ich komme mir einfach nur verloren vor, denn Jerry, der auf Rap-Musik steht und trotz seines Alters seine Hosen immer noch halb über dem Arsch hängen hat, geht mir auf die Nerven. Darum habe ich mich heute Abend an das Ende des Halbkreises neben Naomi gehockt.

»Wir sind alle Überlebende«, sagt Helen, dann steht sie auf und tritt an die Tafel. »Ich möchte, dass keiner von euch das vergisst. Ich weiß, wie schwer es ist, mit den Drohungen und Beschimpfungen zurechtzukommen, und damit, dass man abgelaufene Lebensmittel nach euch wirft, aber ihr habt nicht ohne Grund überlebt.«

Manchmal erinnert mich Helen an Mary Poppins - stets gut gelaunt und einen wohlmeinenden Ratschlag auf den Lippen, der allerdings nur solchen Gestalten etwas nutzt, die Filme, Märchen oder die Playboy Mansion bevölkern. Ich muss allerdings zugeben, dass ich ohne die Selbsthilfegruppe wahrscheinlich nie den Weinkeller meiner Eltern verlassen hätte. Trotzdem finde ich, dass wir uns einen anderen Namen als »Anonyme Untote« einfallen lassen sollten.

Denn als Untoter ist man genauso anonym wie ein Transvestit mit Bartstoppeln.

Wenigstens schmuggeln sich keine Selbsthilfe-Schwindler in unsere Treffen, um schutzlose Frauen abzuschleppen. Das wäre echt krank. Ungewöhnlich, aber krank.

Helen schreibt eine weitere ihrer Botschaften an die Tafel und dreht sich dann zu uns um. Unter **DU BIST NICHT ALLEIN** steht jetzt:

ICH BIN EIN ÜBERLEBENDER.

»Ich möchte, dass ihr, jedes Mal wenn ihr euch einsam oder verzweifelt fühlt, diesen Satz sagt:

›Ich bin ein Überlebender. < Und jetzt alle zusammen.«

Als das Treffen zu Ende ist, ist es draußen bereits dunkel. Wir haben erst Mitte Oktober und seit einem Monat Herbst, und es ist bereits stockfinster, bevor *Jeopardy* beginnt.

Ich habe den Herbst nie gemocht. Auch schon vor dem Unfall habe ich es gehasst, wenn sich die Temperaturen abkühlten und die Blätter langsam verfärbten. Jetzt erinnert mich ihr Anblick daran, wie sehr sich mein eigenes Leben abgekühlt hat. In letzter Zeit glaube ich, dass es nichts weiter als einen endlosen Herbst gibt, der einen immerwährenden Winter ankündigt.

Erneut packt mich ein Gefühl der Melancholie.

Helen rät uns immer, das Treffen paarweise zu verlassen, doch Carl meint, dass er niemanden an seiner Seite braucht, um Händchen zu halten, und macht sich alleine auf den Heimweg. Jerry, Helen, Rita und ich, wir wohnen alle in derselben Ecke, also brechen wir in die eine und Naomi und Tom in die andere Richtung auf. An den meisten Abenden bildet Jerry mit mir ein Paar und erzählt in einem fort von seinem Unfall, und dass er mal wieder eine Nummer schieben müsste, und dass er sich fragt, wie es wohl wäre, tot zu sein. Das frage ich mich auch. Erst recht wenn ich mit Jerry unterwegs bin.

»Alter, der Wagen war echt der Hammer«, sagt Jerry. »Kirschrot, mit einem höllischen Motor und einer mordsmäßigen Stereoanlage. Du hättest ihn sehen sollen.«

Ich kenne die Geschichte in- und auswendig. Eine Flasche Jack Daniels, ein paar Züge an der Wasserpfeife, ein nicht angelegter Sicherheitsgurt, ein Strommast und mangelndes Augenmaß beim Rechtsabbiegen haben dazu geführt, dass Jerry durch die Windschutzscheibe seines

kirschroten 1974er Charger geflogen und Kopf voran über die River Street geschlittert ist, wobei ein Stück seiner Kopfhaut wegrasiert wurde. Ich habe die Geschichte derart oft gehört, dass es mir fast so vorkommt, als wäre sie mir passiert. Nur dass mein Unfall schlimmer war. Jerry saß alleine in seinem Wagen.

Neben mir auf dem Beifahrersitz schlief meine Frau, und im Gegensatz zu mir ist sie nie wieder aufgewacht.

Die ersten zwei Monate nach dem Unfall konnte ich an nichts anderes als an Rachel denken - den Geruch ihrer Haare, den Geschmack ihrer Lippen, an ihren warmen Körper nachts neben mir. Ich suhlte mich in meinem Schmerz, verzehrt von Kummer und Selbstmitleid. Außerdem musste ich mit dem Gestank meiner verwesenden Kopfhaut und dem Geschmack von Formaldehyd in meinem Rachen fertig werden sowie mit meinem kalten, verfaulenden Körper. Ich hätte mich deswegen fast mit Benzin übergossen und in Brand gesteckt.

Wer noch nie nach einem Autounfall wieder zu sich gekommen ist, um festzustellen, dass die eigene Frau tot ist und er selbst eine lebendige, verwesende Leiche, kann das wahrscheinlich nicht verstehen.

Helen sagt, auch wenn wir alle mehr als nur unser bisheriges Leben verloren haben, müssen wir den Blick zuversichtlich nach vorne richten. Sie sagt, dass wir die Vergangenheit loslassen müssen, bevor wir uns der Zukunft zuwenden können. Ich arbeite immer noch daran. Momentan ist die Vergangenheit alles, was ich habe, und die Zukunft wirkt so vielversprechend wie das aktuelle Herbstprogramm von CBS.

Ich habe mir immer wieder gewünscht, Rachel wäre mit mir zusammen auferstanden, so dass ich das hier nicht alleine durchstehen müsste, doch schließlich wurde mir klar, dass sie tot besser dran ist. Ich würde Gott ja schon für ein paar kleine Gefälligkeiten danken, aber ich habe bereits vor meinem Unfall an seiner Existenz gezweifelt, und ich habe meine Meinung nicht unbedingt geändert. Die eigene Frau bei einem Autounfall zu verlieren stellt selbst den Glauben des gläubigsten Menschen auf eine harte Probe. Doch wenn man sowieso schon eine skeptische Haltung hatte, versetzt der Gestank des eigenen verwesenden Fleisches dem Glauben an eine göttliche Macht in der Regel den Todesstoß.

Das ist eines der größten Probleme, wenn man von den Toten zurückkehrt. Der Geruch geht nie ganz weg.

Achtundvierzig Stunden nach meinem Tod bin ich wiederbelebt worden; bevor die Verwesung einsetzte und nachdem man mich einbalsamiert hatte. Danach verlangsamt sich der Verfallsprozess auf die Hälfte der Geschwindigkeit, mit der Haar in der Regel wächst. Auf jeden Fall ist für diejenigen von uns, die das Glück hatten, einbalsamiert worden zu sein, Formaldehyd das magische Elixier, das die Verwesung auf ein kaum merkliches Tempo abbremst und es einem Untoten ermöglicht, eine gewisse Würde zu wahren. Das Stigma, ein Zombie zu sein, ist schon schlimm genug, doch für diejenigen, die wiederbelebt wurden, bevor man sie einbalsamiert hat, ist es äußerst entmutigend, wenn ihnen die Haare, die Nägel und die Zähne ausfallen. Und es ist echt peinlich, wenn du die Straße entlanggehst und plötzlich eine deiner Körperhöhlen aufplatzt. Wenn man genug Formaldehyd zu sich nimmt, kann man den Zerfall des Körpers und der inneren Organe unter Kontrolle halten. Auch wenn man nicht an das hochdosierte Zeug kommt, das in der Industrie benutzt wird, findet man es in Lippenstiften, Make-up, Nagellack, Zahnpasta, Mundwasser, Deos, Antitranspirants, im Schaumbad, in Badeöl, Shampoo und in Limonade. Rita bezieht ihr Formaldehyd vor allem aus Lippenstiften und Nagellack, während Jerry seine nötige Dosis lieber mit Limonade zu sich nimmt. Ich persönlich versuche die Finger von dem Zeug zu lassen. Ist nicht gut für die Zähne. Ich hole mir meine Nahrungsergänzungsmittel hauptsächlich aus Shampoo und Zahnpasta. Manchmal habe ich allerdings auch gegen eine Portion Alberto-VO5-Haarspülung nichts einzuwenden.

»... und das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass ich mit dem Gesicht volles Rohr über den Asphalt geschrammt bin«, sagt Jerry. »Überall Schürfwunden, aber hallo.«

Jerry hat den ganzen Heimweg über von seinem Unfall gefaselt, während Rita und Helen selig schweigend vor uns hergeschlendert sind. In Momenten wie diesen wünsche ich mir fast, ich hätte meine beiden Ohren verloren.

»Alter«, sagt Jerry. »Willst du mal mein Hirn anfassen?«

Das Letzte, was ich möchte, ist, Jerrys Gehirn zu berühren, aber es ist gar nicht so leicht, auf eine Tafel, die um deinen Hals hängt, mit einer Hand *Nein danke* zu kritzeln, während du mit gebrochenem Fußgelenk den Gehweg entlangschlurfst. Also schüttle ich einfach den Kopf, in der Hoffnung, dass er nicht anfängt, von seiner Dauerreaktion zu erzählen.

Zu viert laufen wir über leere Parkplätze, vorbei an Läden, die inzwischen geschlossen haben, und an Wohnhäusern, wo es hinter Vorhängen warm schimmert. Einige der Häuser sind bereits mit Skeletten, Gespenstern und Hexen auf Besenstielen geschmückt. Auf den Türstufen und unter den Vordächern liegen Kürbisse, in die noch Gesichter geschnitzt werden müssen. Der kalte Herbstwind raschelt in den Bäumen.

Halloween steht vor der Tür, was mir diesmal noch passender erscheint als in den Vorjahren. Schließlich muss ich mich nicht mal verkleiden.

KAPITEL 3

Der Highway 17 ist eine vierspurige Berg-und-TalFahrt aus Asphalt, die das Silicon Valley durch die Santa Cruz Mountains mit dem Pazifischen Ozean verbindet. Die Fahrbahnen sind durch eine niedrige Betonwand mit Zwischenräumen voneinander getrennt, durch die man an einigen Stellen mit dem Wagen nach links auf eine Nebenstraße abbiegen kann. Manchmal, ganz selten, kommt es vor, dass ein Fahrzeug durch eine dieser Lücken in den entgegenkommenden Verkehr ausschert und mit einem anderen Wagen frontal zusammenstößt. Noch seltener nickt ein Fahrer in den frühen Stunden eines sternklaren Julimorgens auf dem Rückweg von einer Dinnerparty hinter dem Steuer ein, worauf sein 2001er VW Passat durch einen dieser Zwischenräume rast, auf die Fahrbahn Richtung Norden gerät und gegen einen Damm hinter dem gegenüberliegenden Seitenstreifen knallt, etwa sechs Meter in die Luft geschleudert wird und mit fast hundert Stundenkilometern gegen den Stamm eines dreihundert Jahre alten Mammutbaums kracht. Selbst Hollywood könnte meinen Unfall nicht nachstellen, ohne dass es inszeniert wirken würde. In einem Film würde der Hauptdarsteller es allerdings irgendwie schaffen, unversehrt aus dem Wagen zu klettern.

Mel Gibson oder Bruce Willis vielleicht nicht, aber Brad Pitt ganz bestimmt.

An den Unfall selbst habe ich keinerlei Erinnerung. Ich habe weder eines helles Licht gesehen noch himmlische Chöre gehört, aber ich war ja auch nicht im Himmel. Ich kann mich nur noch an die Dunkelheit erinnern, unendlich und undurchdringlich wie eine feste Membran.

Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass ich den Seitenstreifen der Old San Jose Road entlangwanke und meinen linken Fuß nachziehe, während ich mich frage, welchen Tag wir haben, wo ich gerade herkomme und warum ich meinen linken Arm nicht bewegen kann. Dann fährt ein Pick-up vorbei, und eine faule Tomate trifft mich mit voller Wucht seitlich am Gesicht. Auf der Ladefläche des Wagens stehen zwei Jugendliche. Einer streckt mir mit runtergelassener

Hose seinen nackten Arsch entgegen, während der andere erneut eine Tomate nach mir wirft und brüllt: »Steig zurück in die Grube, du beschissener Freak!«

Zunächst glaube ich, dass es sich lediglich um ein paar Kids handelt, die zum Spaß Leute mit Tomaten bewerfen. Als Zombie hat man als Erstes damit zu kämpfen, dass man die Fakten leugnet. Doch dann taumle ich an Bills Lebensmittelgeschäft vorbei und erhasche in der Frontscheibe einen Blick auf mein Spiegelbild.

Mein linkes Fußgelenk ist auf grauenvolle Weise verdreht. Und mein linker Arm ist nicht mehr zu gebrauchen - sämtliche Knochen von der Schulter bis zum Ellbogen sind zerbröseln und enden in einer verrenkten Klaue, die mal meine linke Hand gewesen ist, mein linkes Ohr ist zerfetzt, und mein Gesicht sieht aus wie ein Puzzle.

Während ich auf mein unscharfes Spiegelbild starre - in meinem schwarzen Anzug und meiner schwarzen Krawatte wirke ich, als käme ich direkt vom Set eines George-A. -Romero-Films -, tritt ein sechsjähriges Mädchen aus der Tür, lässt sein Karamelleis fallen und läuft schreiend davon.

Nicht gerade einer der Top-Ten-Momente meines Lebens.

Nur dass das hier nicht mehr das Leben ist. Der Tod allerdings auch nicht. Nicht mal irgendwas dazwischen. Das Ganze hat mehr Ähnlichkeit mit dem schlechten Ableger einer erfolgreichen Sitcom, die der Sender nicht einstellen will.

Aus meinen Verletzungen schließe ich, dass ich einen furchtbaren Unfall hatte, bei dem ich das Bewusstsein verloren habe und mich ohne irgendeine Erinnerung an die Ereignisse vom Ort des Geschehens entfernt habe. Was der Wahrheit schon recht nahe kommt. Nur dass ich volle drei Tage bewusstlos war. Und ich habe auch nicht den Unfallort verlassen, sondern bin knapp vierundzwanzig Stunden vor meiner Beerdigung aus meinem Sarg gestiegen.

Zu jenem Zeitpunkt weiß ich noch nichts davon. Ich bin mir lediglich sicher, dass ich Hilfe brauche, also betrete ich Bills Lebensmittelladen, um dort zu telefonieren. Doch kaum habe ich einen Fuß in den Laden gesetzt, da läuft Bills Frau mit einem Besen und einer Dose Desinfektionsspray auf mich zu und scheucht mich fort.

Verwirrt suche ich das Weite, das Gesicht voller fauler Tomatenstückchen, während ich Richtung Stadt wanke und nach Hilfe Ausschau halte. Nach etwa vierhundert Metern erreiche ich einen Park. Bei den Toiletten befinden sich zwei Münztelefone, also taumle ich, den linken Fuß im Schlepptau, den Gehweg hinunter, während ich die Schreie der Kinder ignoriere, die vor mir auseinanderstieben wie das Rote Meer vor Moses. Allerdings wäre die Geschichte von Lazarus wohl die passendere Bibelstelle.

Ohne zu realisieren, dass mir meine Verletzungen keinerlei Schmerzen bereiten, trete ich an eines der Münztelefone und greife nach dem Hörer, klemme ihn mir zwischen rechtes Ohr und Schulter, während ich mit meinem rechten Zeigefinger den Notruf wähle. Sekunden später hebt der Beamte in der Telefonzentrale ab und fragt mich, was für einen Notfall ich zu melden habe. Ich habe keine Ahnung, was ich sagen will oder wie ich es ausdrücken soll, also beschließe ich, einfach den Mund zu öffnen und zu sagen, was mir als Erstes in den Sinn kommt. Es gibt nur ein Problem.

Man hat mir den Mund zugenäht.

Häufig wird der Mund vor dem Einbalsamieren zugenäht, um zu verhindern, dass er wieder aufklappt. Mit einer gebogenen Nadel sticht man ins Nasenloch, bis sie hinter den Zähnen wieder zum Vorschein kommt, und dann immer so weiter, bis der Kiefer vollständig geschlossen ist. Doch da ich nach wie vor glaube, noch am Leben zu sein, kapiere ich nicht, warum ich meinen Mund nicht öffnen kann. Also fuchtle ich mit meinem rechten Arm in der Luft herum und wanke laut grunzend auf einen alten Mann und seine Frau zu, die beide wie die Hundertmeterläufer davonrennen.

Als wenig später Sirenen ertönen und der Wagen des Santa Cruz County Sheriff auf den Parkplatz biegt, glaube ich, dass endlich Unterstützung naht. Doch kurz darauf fährt auch der weiße Transporter der Animal Control vor, und mir dämmert, dass ich vielleicht in Gefahr schwebe. Besuche von Berglöwen sind in Santa Cruz County nämlich keine Seltenheit, also fahre ich mit weit aufgerissenen Augen herum, während ich mich frage, wann dieser bizarre Alptraum, in dem ich zu mir gekommen bin, ein Ende hat.

Verwirrt, verängstigt und erschöpft wie ich bin, höre ich die Schritte hinter mir gar nicht. Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist die Schlinge, die sich um meine Arme und den Oberkörper zuzieht, eine weitere um meine beiden Füße und eine dritte um meinen Hals. Die Mitarbeiter der Animal Control verfrachten mich auf die Ladefläche des Lieferwagens, während die Deputys des Sheriffs der wachsenden Zahl Schaulustiger versichern, dass alles unter Kontrolle ist.

Ich verbrachte zwei Tage in einem Käfig der SPCA, einer Tierschutzorganisation, bis meine Eltern mich schließlich abholten. Die Schande, seinen untoten Sohn mit nach Hause zu nehmen und mit ihm zusammenzuleben, kann sich verheerend auf den gesellschaftlichen Status auswirken, darum kann ich es ihnen nicht verdenken, dass sie nicht sofort auf der Matte standen, um mich aufzusammeln. Aber einen Tag später, und ich hätte als Crashtest-Dummy geendet. Die normale Aufbewahrungszeit für einen herumstreunenden Zombie ohne Ausweis beträgt zweiundsiebzig Stunden. Mit Papieren sieben Tage. Bei streunenden Katzen und Hunden ist es genau umgekehrt. Aber ohne regelmäßige Dosis Formaldehyd setzt bei den meisten frischgebackenen Zombies nach drei Tagen einfach der Zerfallsprozess ein.

Im Anschluss an die vorgeschriebene Aufbewahrungsdauer werden die Zombies, die nicht abgeholt wurden, der Bezirksverwaltung übergeben und als Organspender ausgeschlachtet oder für medizinische Experimente weiterverkauft. Die SPCA versucht, noch mehr von uns zu retten: Sie bemühen sich um Pflegefamilien und haben ein Betreuungsprogramm für Zombies eingerichtet. Doch bislang hat sich ihr Konzept nicht durchgesetzt. Und da sich die Organisation vor allem aus privaten Spenden finanziert, die für die Tierprogramme bestimmt sind, verfügen sie für Zombies nur über relativ begrenzte Unterbringungsmöglichkeiten.

Meine Zeit bei der SPCA war allerdings nicht so schlimm, wie man vielleicht denken könnte - sobald ich den anfänglichen Schock überwunden hatte. Man hat mir eine Schüssel frisches Wasser und etwas Trockenfutter hingestellt, zusammen mit einem Katzenklo, ganz für mich allein, und ein paar Plastiktierchen zum Herumkauen. Ja, ich habe sogar eine stumpfe Kinderschere bekommen, um damit die Fäden des Leichenbestatters zu durchtrennen, so dass ich meinen Mund wieder öffnen konnte.

Zu Hause verfrachteten mich meine Eltern mit einer Matratze in den Weinkeller. Sie sagten kaum was. Meine Mom weinte in einem fort und bedeckte Mund und Nase mit einem Handtuch, um sich bei dem Gestank nicht zu übergeben, während mein Vater von mir wissen wollte, warum ich nicht wie jeder andere Sohn einfach tot geblieben war.

Meine Mutter sagte nur einmal etwas zu mir: Sie fragte, was sie für mich tun könne. Ich habe zwar versucht zu antworten, doch statt Worte brachte ich nur Krächzen und Kreischen hervor. Meine Stimmbänder wurden bei dem Unfall so stark verletzt, dass ich nicht mehr sprechen kann, darum verständige ich mich mit einer kleinen abwischbaren Schreibrtafel, die ich um den Hals trage.

Während meine Mutter wenigstens so tut, als verstünde sie, wie schwierig das alles für mich ist, beschwert sich mein Vater über den Gestank und die Schmach und die Unkosten, einen Zombie zu versorgen. Einmal hat er mich sogar gefragt, was ich jetzt vorhabe.

Als ob ich darauf irgendeine Antwort hätte. Ich bin ja nicht mit einem Fünfjahresplan wiederbelebt worden. Und man hat mich auch nicht darauf vorbereitet, wie man sich als Zombie verhält. Das alles bedeutet eine gewaltige Umstellung, größer, als man vielleicht annimmt.

Jedenfalls habe ich im Großen und Ganzen immer noch dieselben Hoffnungen und Sehnsüchte wie zu jener Zeit, als ich noch unter den Lebenden weilte, nur dass sie jetzt unerfüllbar sind. Ich könnte mir genauso wünschen, dass ich fliegen kann.

Mehr als nur einmal habe ich gehört, wie meine Eltern sich über mich unterhalten haben und mein Vater meinte, ich solle mir eine eigene Bleibe suchen. Ein Art Zombieunterkunft. Er hat sogar vorgeschlagen, mich an einen Zombiezoo abzugeben. Meine Mutter versucht ihm dann zu erklären, dass ich etwas Unterstützung brauche und mich erst an die neue Situation gewöhnen muss.

»Wie damals in der Pubertät.«

Sie versichert mir, dass mein Vater das schon irgendwann einsehen wird und dass, wenn ich nur an mich glaube, sich alles zum Guten wenden wird.

Während sie das sagt, macht sie ein ernstes Gesicht.

Und für einen Moment glaube ich ihr. Doch wenn ich mir dann ein Haushaltsreiniger-Bad einlasse und im Spiegel den Flickenteppich betrachte, der mal mein Gesicht war, frage ich mich, ob meine Mutter den Verstand verloren hat.

Entweder das, oder sie ist wieder auf Valium.

KAPITEL 4

»Andy?«

Es ist halb neun in der Früh, ich trinke eine Flasche 1998er Château Montelena Cabernet Sauvignon und schaue mir auf Nickelodeon *SpongeBob* an. Hin und wieder zappe ich zu den zwei PBS-Kabelkanälen rüber, zur *Sesamstraße* und zu *Barney and Friends*. Allerdings würde ich lieber *Erwachsen müsste man sein* schauen, doch wir kriegen nicht alle Sender rein.

»Andy?«

Ich habe das Gefühl, als wäre ich wieder sechs Jahre alt und würde, statt in der Schule, zu Hause im Bett vor dem Fernseher hocken, während meine Mom mir Haferschleim mit Bananenscheiben und Zimttoast zubereitet. Nur dass ich statt der Superhelden-Poster an den Wänden jetzt von Weinflaschen umgeben bin.

Und meine Mutter mir kein Frühstück mehr macht. Und mein Herz kein Blut mehr durch meine Venen pumpt.

»Andy?«

Ich lebe jetzt seit fast drei Monaten im Weinkeller meiner Eltern, aber meine Mutter ruft immer noch nach mir und erwartet eine Antwort.

Seufzend schalte ich den Fernseher aus und erhebe mich von meiner Matratze. Ich schlurfe zur Treppe und ziehe dabei den linken Fuß nach. Am oberen Absatz, als Silhouette vor dem Licht, das durchs Küchenfenster fällt, steht meine Mutter.

»Dein Vater könnte etwas Hilfe mit dem neuen Müllzerkleinerer gebrauchen, Schatz«, sagt meine Mutter. »Könntest du vielleicht raufkommen und ihm zur Hand gehen?«

»Ich brauche keine Hilfe, Lois«, ertönt die Stimme meines Vaters irgendwo hinter ihr. »Lass gut sein, ja?«

»Ach, Blödsinn«, sagt sie. »Andy würde dir wirklich gerne helfen. Nicht wahr, Schatz?«

Ich starre zu meiner Mutter hinauf und kneife die Augen zusammen, während ich mich frage, ob

sie den Verstand verloren hat, als ich bei dem Unfall ums Leben gekommen bin oder vielleicht als ich drei Tage später bei der SPCA gelandet bin, wo man mir Unterkunft und Verpflegung gewährt hat.

Hinter ihr versichert mein Vater, dass er alleine zurechtkommt, und fügt hinzu, dass er keine Lust hat, meinen Verwesungsgestank einzusatmen.

»Es ist doch nur für ein paar Minuten«, flüstert meine Mutter ihm zu, den Kopf von mir abgewandt. »Das gibt ihm das Gefühl, gebraucht zu werden.«

Sie tut tatsächlich so, als könnte ich sie nicht hören.

»Also, steh nicht rum und starr Löcher in die Luft«, sagt sie, nun wieder zu mir. »Komm rauf und hilf deinem Vater.«

Ich könnte versuchen, sie zu ignorieren, und einfach in meinem Zimmer bleiben und fernsehen, doch sie würde unaufhörlich meinen Namen rufen, in einer sehr hohen, singenden Tonlage, die auf der letzten Silbe noch eine Oktave nach oben geht. Selbst mit aufgedrehtem Fernseher kann ich sie nicht übertönen. Ich hab's versucht. Sie ist unerbittlich.

Ich brauche fast zwei Minuten, um die fünfzehn Stufen vom Weinkeller in die Wohnung hochzusteigen, während mein Vater in einem fort grummelt, dass andere Menschen eine normale Familie haben.

Nicht jede Leiche, die wiederbelebt wird, zieht bei ihren Eltern ein oder hat einen Freund oder Angehörigen, der sie bei sich aufnimmt. Ungefähr die Hälfte landet auf der Straße oder in irgendwelchen Asylen, und diejenigen, die weniger Glück haben, enden wie gesagt als Organspender oder werden an medizinische Einrichtungen und als Crashtest-Dummys verkauft. Es kommt nur selten vor, dass der Ehepartner einen Untoten bei sich aufnimmt, erst recht wenn sie Atmer-Kinder haben. Ich habe keine Ahnung, wie das in anderen Staaten ist, aber in Kalifornien sieht das Jugendamt es nicht gerne, wenn Alleinerziehende einen Zombie bei sich wohnen lassen. Und was das Besuchsrecht betrifft: Als Untoter hat man keins.

Nach meinem Unfall ist meine siebenjährige Tochter Annie zur Schwester meiner Frau nach Monterey gekommen. Annie glaubt, dass ich tot bin. Allerdings habe ich in den ersten paar Wochen nach meiner Wiederauferstehung jeden Tag bei meiner Schwägerin angerufen, in der Hoffnung, dass Annie ans Telefon geht, um wenigstens ihre Stimme zu hören - bis ihre Tante und ihr Onkel eine Geheimnummer bekommen haben.

Ich habe Annie auch mehrere Briefe geschrieben, doch sie haben das Haus nie verlassen. Den ersten Brief haben Mom und Dad einkassiert und vernichtet, als ich sie um eine Briefmarke gebeten habe. Der zweite, der unter meiner Matratze lag, ist verschwunden, als ich ein Haushaltsreiniger-Bad genommen habe. Und die anderen hat man irgendwo auf dem Weg zu Annie abgefangen, bevor sie überhaupt abgestempelt wurden.

Nach ein paar Monaten habe ich es schließlich aufgegeben. Und bin zu dem Schluss gelangt, dass meine Eltern wahrscheinlich nur das Beste für meine Tochter wollen. Sosehr ich Annie auch vermisse und besuchen möchte - ich halte es selber für keine gute Idee. Die Nachricht, dass ihr Vater ein Zombie ist, will oder kann sie womöglich nicht akzeptieren. Außerdem möchte ich nicht, dass sie mich so in Erinnerung behält. Und ich kann mir auch nicht vorstellen, dass sie gemeinsam mit mir picknicken geht.

Vielleicht würde sie mich mit in die Schule schleppen und ein Referat über mich halten.

Als ich den oberen Treppenabsatz erreiche und die Küche betrete, sprüht meine Mutter mich, während sie um mich herumscharwenzelt, von Kopf bis Fuß mit Duftspray ein, den Rest der Dose leert sie in meine Haare. Meine Eltern kaufen das Zeug kistenweise. Mom verwendet am liebsten einen Geruchsneutralisierer, denn er bekämpft den Gestank direkt an der Quelle. Ich stehe mehr auf »Frühlingsbrise«, auch wenn »Tropennebel« ebenfalls einen angenehmen, lieblichen Duft verströmt.

Mein Vater liegt, Kopf und Oberkörper im Küchenschrank, auf dem Rücken unter der Spüle. Der Boden um ihn herum ist mit mehreren Schraubenschlüsseln, Schraubenziehern, einer Dose Rostlöser und verschiedenen anderen Werkzeugen übersät. Und auf der Arbeitsfläche neben der Spüle steht ein nagelneuer Müllzerkleinerer.

»Harry«, sagt meine Mutter, »Andy ist hier, um dir zu helfen.«

»Verdammt, ich *brauche* keine Hilfe«, sagt er, während er krampfhaft versucht, am alten Zerkleinerer eine Schraube zu lösen.

»Ach, Blödsinn«, sagt meine Mutter. »Du liegst jetzt schon seit einer Stunde unter der Spüle. Natürlich brauchst du Hilfe.«

Mein Vater könnte einen Klempner rufen, und wahrscheinlich wäre der Zerkleinerer dann in weniger als einer Stunde installiert. Stattdessen verbringt er drei Stunden damit, leblose Objekte zu beschimpfen, während er immer frustrierter wird, nur um hundertzwanzig Dollar zu sparen. Schließlich ist er so was wie ein Experte.

»Lois«, sagt mein Vater und macht sich erneut an die Schraube. »Ich sag's jetzt zum letzten Mal. Ich ... brauche ... keine ... Hilfe.«

Er rutscht mit dem Schraubenschlüssel ab, und seine Hand knallt gegen etwas Hartes, Metallenes. Mein Vater kommt unter der Spüle hervorgekrochen; er hält sich die rechte Hand und lässt ein paar Obszönitäten vom Stapel, die mich erröten lassen würden, wenn noch Blut durch meine Wangen fließen würde. Er stürmt aus der Küche und achtet darauf, einen weiten Bogen um mich zu machen und die Luft anzuhalten, während er jeden Augenkontakt vermeidet.

»Beachte ihn gar nicht«, sagt meine Mutter und tritt an den Ofen, als die Zeitschaltuhr klingelt.

»Er ist mal wieder schlecht gelaunt.«

Seit meiner Rückkehr hat mein Vater ständig schlechte Laune.

Meine Mutter zieht ein Blech mit Zimtröllchen aus dem Ofen und stellt es auf der Arbeitsplatte ab, dann nimmt sie ein Messer und bestreicht die Röllchen mit einer Fertigglasur.

Es gibt eine Menge Dinge, die ich aus meinem früheren Leben vermissem:

Mit Rachel ins Kino zu gehen.

Annie beim Fußballspielen zuzuschauen.

Am Strand vorm Lagerfeuer zu sitzen, ohne mir Gedanken darüber machen zu müssen, ob jemand versucht, mich reinzuwerfen.

Und manchmal vermissem ich das Essen.

Es ist nicht so, dass ich nichts mehr zu mir nehme. Ich bin ständig am Essen. Doch einer der größten Nachteile am Zombiedasein, abgesehen vom Verwesungsprozess, der Aberkennung der Bürgerrechte und den Kindern, die bei deinem Anblick laut aufschreien, ist die Tatsache, dass das Essen so gut wie keinen Geschmack hat. Alles schmeckt ungewürzt, ungezuckert, verwässert. Selbst den Wein, den ich trinke, kann ich nicht genießen. Und ich werde davon auch nicht betrunken. Dafür braucht man einen funktionierenden Blutkreislauf. Darum esse ich das meiste aus Gewohnheit und Langeweile, ohne echten Genuss und richtige Erinnerung daran, wie es schmecken müsste.

Doch als ich sehe, wie meine Mutter die Zimtröllchen mit Zuckerguss bestreicht, werde ich von einem Gefühl der Nostalgie ergriffen. Als hätte man dreißig Jahre einfach fortgewischt, sitze ich wieder am Frühstückstisch und lasse meine nur mit Socken bedeckten Füße über dem Boden baumeln, einen Becher mit dampfendem Kakao vor mir, während ich ungeduldig darauf warte, dass meine Mutter die Zimtröllchen fertig glasiert hat.

Ich möchte meiner Mutter sagen, dass ich sie liebhabem, aber ich kann nicht. Ich möchte sie in den Arm nehmen, doch ich tue es nicht, denn ich habem Angst, sie könnte schreien. Oder mich erneut mit Duftspray besprühen.

Manchmal, wenn ich daran denke, was meine Eltern meinetwegen alles durchmachen mussten,

packt mich das schlechte Gewissen, aber ich habe es ja nicht mit Absicht getan. Dennoch bin ich dankbar dafür, was sie für mich auf sich genommen und aufgegeben haben. Sie hätten mich ja auch bei der SPCA lassen können. Das beweist wohl, dass man nie aufhört, Eltern zu sein, selbst wenn der eigene Sohn von den Toten zurückkehrt.

»Bitte schön, mein Schatz.« Meine Mutter reicht mir einen Teller mit einem heißen, dampfenden, frisch glasierten Zimtröllchen. Ich lächle und will mich an den Küchentisch setzen.

»Oh, Andy, könntest du damit nach unten gehen?«, sagt sie. »Wir bekommen noch Besuch.«

KAPITEL 5

Zweimal im Monat besuche ich einen Therapeuten. Er heißt Ted. Er und Helen haben früher mal zusammengearbeitet, darum glaubt er, dass er ihr damit einen persönlichen Gefallen tut. Falls man das doppelte Stundenhonorar als Gefallen bezeichnen kann.

Seit sechs Wochen treffe ich mich jetzt mit Ted. Ein paar andere Mitglieder aus der Gruppe sind ebenfalls einmal oder häufiger bei ihm gewesen, doch ich bin der Einzige, der ihn regelmäßig sieht. Naomi war nur einmal bei ihm und meinte, dass sie aus der Sitzung nichts mitgenommen habe, was sie nicht auch aus Oprah Winfreys Talkshow erfahren würde. Tom ist dreimal bei ihm gewesen, hat jedoch seine beiden letzten Termine abgesagt, weil sie sich mit den Meisterschaftsspielen zwischen den Giants und den Cubs überschneiden. Weder Carl noch Jerry glauben, dass sie eine Therapie nötig haben. Und Rita ist noch nicht so weit, sich jemandem außerhalb der Gruppe anzuvertrauen.

Ich finde nicht, dass mich die Termine bei Ted wirklich weiterbringen, falls überhaupt, aber so komme ich an zwei Abenden im Monat aus dem Haus, und mittwochs läuft sowieso nichts Anständiges im Fernsehen.

»Wie geht es Ihnen heute, Andrew?«

Diese Frage stellt mir Ted jedes Mal als Erstes, mit festzementiertem Grinsen, als würde man ihn gerade fotografieren und erwarten, dass er sich darüber freut.

Ted ist fünfundfünfzig und geht stark auf die dreißig zu. In den letzten fünf Jahren hat er sich Gesicht und Hals liften, das Kinn straffen und Muskelimplantate einsetzen lassen. Er trainiert fünfmal in der Woche im Fitnessstudio, trägt ausschließlich Klamotten von Gap und Eddie Bauer und hat dichtes Haar, das er dunkelbraun färbt, weil es allmählich grau wird. Außerdem hat er in seinem linken Ohr einen großen vierundzwanzigkarätigen Goldring, den er sich zu seinem fünfzigsten Geburtstag hat stechen lassen.

Das meiste weiß ich, weil Ted mir in den letzten fünf Sitzungen alles über sich erzählt hat. Offensichtlich fühlt er sich in meiner Gegenwart wohl. Oder er glaubt, dass einer von uns beiden das Reden übernehmen muss.

Er starrt mich immer noch mit seinem falschen Plastikgrinsen an und wartet darauf, dass ich seine Frage beantworte. Ich kritzle das Wort *toll* auf meine Tafel, die in meinem Schoß liegt und gegen meine angewinkelten Knie lehnt. Ted sitzt rechts, direkt hinter mir, damit er meine Antworten lesen kann. Ich kann ihn dabei aus den Augenwinkeln beobachten. Selbst nach sechs Wochen ertappe ich ihn dabei, wie er mich angafft.

»Entdecke ich da einen leisen Anflug von Sarkasmus?«, fragt Ted.

Ich kritzle *Finden Sie?* unter meine erste Antwort.

In der Ecke über uns bläst ein Lüfterfrischer mit Zeitschaltuhr zischend etwas Lavendelduft ins

Zimmer. Bei meinem ersten Besuch hing er noch nicht da.

»Warum sagen Sie mir also nicht, wie es Ihnen wirklich geht?«

Ich werfe einen Blick über die Schulter, Richtung Ted. Er lächelt mich verkrampft an. Diesmal ohne Zähne.

Wie es mir wirklich geht? Von den Eltern zurückgewiesen, von den Freunden im Stich gelassen, diskriminiert von einer Gesellschaft, in deren Augen ich kein menschliches Wesen mehr bin. So geht es mir.

Aber das kann ich Ted nicht erzählen. Er würde das nicht verstehen. Und selbst wenn, wäre es ihm egal. Also wische ich meine Tafel ab und kritzle folgende Wörter hin:

Verabscheut.

»Gut«, sagte Ted. »Was noch?«

Ausrangiert.

»Ja«, sagt er. »Ist das alles?«

Frustriert.

Niedergeschlagen.

Verlassen.

Unruhig.

Überflüssig.

Ich zögere einen Moment, dann wische ich alles fort und kritzle das Wort *müde* hin.

Ich warte auf eine Antwort, ernte aber nichts weiter als Schweigen.

Ich weiß, dass Ted sich nicht davongeschlichen hat, denn ich kann ihn über meine Schulter hinweg sehen. Ich weiß, dass er nicht eingenickt ist, denn er hat die Augen geöffnet. Und ich weiß, dass er nicht tot ist, denn ich kann ihn atmen hören.

An der Wand über Teds gerahmten Diplomen, Zertifikaten und Urkunden hängt eine Digitaluhr, die in roten Leuchtziffern die Stunden, Minuten und Sekunden anzeigt. Ich sitze da und sehe dabei zu, wie sich die Stille mit jeder Sekunde mehr in die Länge zieht.

... dreizehn ... vierzehn ... fünfzehn ...

Das passiert bei jeder Sitzung. Ted hockt da, ohne die leiseste Ahnung, wie er mir helfen soll, und ich schaue dabei zu, wie monochrom die Sekunden verstreichen. Als würde man an Silvester die Uhr runterzählen, nur umgekehrt.

... fünfundzwanzig ... sechsundzwanzig ... siebenundzwanzig ...

»Wenn Sie müde sagen«, fragt Ted, »meinen Sie das körperlich, emotional oder spirituell?«

KAPITEL 6

Rita, Helen, Jerry und ich sind auf dem Nachhauseweg von einem weiteren Treffen mit einem neuen Mitglied, einem fünfundvierzigjährigen Surfer namens Walter, der sich bei einem Sturz den Kopf an seinem Surfbrett angeschlagen hat und ertrunken ist. Seine Leiche wurde nicht gefunden, bis er zwei Tage später am Santa Cruz Beach and Boardwalk in seinem Neoprenanzug aus der Brandung gestapft ist - die Lungen voller Salzwasser und die Haare voller Seetang.

»Alter«, sagt Jerry. »Wie war das, zwei Tage unter Wasser?«

»Keine Ahnung, Alter«, sagt Walter mit einem blubbernden Gurgeln. »Ich bin in'nem Algenwald wieder zu mir gekommen und hab mich gefragt, wie ich's geschafft hab, in mein Wasserbett zu fallen. Ich hatte allerdings meinen Neoprenanzug an, und das Ding trag ich im Bett überhaupt nicht.«

Wenn ich es nicht besser wüsste, könnte ich schwören, dass Walter und Jerry miteinander verwandt sind.

»Ich dachte erst, ich träume«, sagt Walter. »Bis ich gespürt hab, wie irgendwas die Rückseite meines Neoprenanzugs runterrutscht.«

»Was war das?«, fragt Jerry.

»Eine Meeresschnecke«, sagt Walter. »Echt krass.«

»Alter.«

»Total krass.«

Ich kann ja nicht einfach weggehen. Immerhin, wenn ich dafür Sorge, dass sie sich links von dem verunstalteten Klumpen, der mein Ohr war, befinden, höre ich sie nicht reden, aber irgendwie scheint einer von ihnen immer auf meiner rechten Seite zu landen.

Wir überqueren einen Parkplatz und trotten eine Gasse hinunter, halten uns wie Robert Frost auf den weniger begangenen Wegen. Nicht weil wir auf Abenteuer aus sind, sondern weil wir dann weniger Gefahr laufen, irgendwelche Atmer zu belästigen. Eines der Gebote für Untote, die da lauten:

Du sollst die Lebenden nicht belästigen.

Du sollst nach der Sperrstunde nicht mehr unterwegs sein.

Du sollst keinen Sex mit Leichen haben.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Fleisch.

Du sollst deine Pflegeeltern ehren und von Akten zivilen Ungehorsams Abstand nehmen.

Im Wesentlichen handelt es sich schlicht um einen Haufen Regeln, die wir befolgen müssen, um eine friedliche Koexistenz mit den Lebenden zu garantieren. Die Atmer ihrerseits müssen keinerlei Regeln bezüglich der Untoten beachten. Außer der Sache mit dem Sex. Aber das sagt einem ja schon der gesunde Menschenverstand.

Die Gasse führt hinter mehreren Blocks mit kleinen Geschäftsgebäuden entlang, die alle nachts geschlossen haben. Helen und Rita laufen vorneweg; wahrscheinlich unterhalten sie sich angeregt über irgendein interessantes Thema, während ich hier hinten im Fegefeuer schmore.

»Alter, willst du mal meine Kopfhaut anfassen?«, fragt Jerry und nimmt seine Baseballkappe ab.

»Ist total cool.«

Plötzlich bleibt Helen stehen und hält die Hände wie ein Schülerlotse in die Luft.

»Alter«, sagt Walter, während er mit seinen Fingern über Jerrys glitzernde Hirnmasse fährt. »Ist ja der Hammer.«

»Pst«, zischt Helen.

Am Ende der Gasse, im Dunkel hinter uns, werden Autotüren geöffnet und zugeschlagen. Die Stimmen mehrerer Männer hallen die Straße hinunter, begleitet von Gelächter und dem Geräusch einer splitternden Flasche. Dann Stille.

»Was ist los?«, fragt Rita.

»Atmer«, sagt Helen. »Dem Klang nach würd ich auf ein paar Jungs aus'ner Studentenverbindung tippen.«

Hinterwäldler rufen meistens nur Beleidigungen, zerschlagen Flaschen auf deinem Kopf und drangsalieren dich, bis es ihnen langweilig wird. Jugendliche im Rausch der Hormone sind da schon gefährlicher, auch wenn es ihnen an Fantasie mangelt. Bowling-Mannschaften gehen bezeichnenderweise zielstrebig zur Sache, sie benutzen ihre Sportgeräte, um uns nach einer

durchzechten Nacht zu malträtieren. Doch diese Verbindungstypen zerstückeln, prügeln, verstümmeln, quälen, zersäbeln und flambieren dich. Und sie scheinen nie genug davon zu kriegen.

Zumindest hab ich das gehört. Bislang bin ich selbst weder Verbindungsstudenten noch Bowling-Teams oder irgendwelchen Hinterwäldlern begegnet. Und abgesehen von den Jugendlichen, die mich zur Begrüßung in meinem neuen Dasein mit Tomaten beworfen haben, waren die meisten Übergriffe, die ich erlebt habe, verbaler Natur.

Nach ein paar Minuten zerbricht eine weitere Flasche. Dann erneut Gelächter, gefolgt von einer einzelnen Stimme: »Zombies, kommt spiielen!«

»Oh, oh«, sagt Jerry.

Oh, oh, genau.

Hinter uns am anderen Ende der Gasse, mehr als zwei Blocks entfernt, tauchen fünf oder sechs Gestalten aus der Dunkelheit auf, jede mit irgendeinem Mordwerkzeug bewaffnet.

»Lauft«, ruft Helen.

Leicht gesagt, mit zwei gesunden Beinen. Doch wenn dein linker Fußknöchel ein surrealistisches Kunstwerk ist, kannst du das vergessen.

»Ich helfe Andy«, sagt Rita und wechselt auf meine linke Seite. »Vorwärts, ihr drei.«

Das muss man Walter und Jerry nicht zweimal sagen, sie rennen los. Helen zögert noch einen Moment, dann folgt sie ihnen; mit ihren kurzen Beinen ist sie schneller, als ich es einem fünfundfünfzigjährigen Zombie zugetraut hätte.

Rita legt mir den Arm um die Taille und meinen rechten um ihren Hals. »Bereit?«

Ich würde gerne so viel Mut aufbringen, ihr zu sagen, dass sie mich zurücklassen soll. Doch ich bin froh, dass ich nicht sprechen kann, denn es tut gut, wie sie mich berührt, ihren Arm um mich legt und ihren Körper gegen meinen presst. Das ist sehr viel angenehmer, als ganz allein zerstückelt zu werden. Also nicke ich.

Zunächst geht es nur langsam vorwärts, aber als Jerry, Walter und Helen gerade das obere Ende der Gasse erreichen, haben wir unseren Rhythmus gefunden, und es scheint, als kämen wir gut voran. Doch dann werfe ich einen Blick über die Schulter und sehe, dass die Verbindungstypen knapp einen Block hinter uns sind.

»Arrrgh«, sage ich, um Rita zu warnen.

Ihr Gejohle und Geschrei hallt die Gasse herunter, während die Schritte auf dem Asphalt unaufhaltsam und bedrohlich näher kommen. Rita und ich stolpern weiter auf das Ende der Gasse zu, wie das letzte Teilnehmerpaar beim Dreibeinlaufen, das versucht, die Ziellinie zu überqueren. Nur dass wir dabei nicht lachen.

Und uns niemand anfeuert.

Und wenn wir zu Boden gehen, wird man über uns herfallen und uns verstümmeln.

Wir haben das letzte Gebäude hinter uns gelassen, und ich hoffe, wir finden irgendein Versteck, irgendeine Möglichkeit, unsere Verfolger abzuschütteln, als vor uns eine Gestalt auftaucht.

»Macht schon!«, sagt Jerry und scheucht mich zusammen mit Rita auf die Seite des Gebäudes zu einem Müllcontainer. »Wir müssen dich da reinhieven. Beeilung!«

Rita und Jerry hieven mich hoch, über den Rand des Containers hinweg, bis ich mit dem Gesicht voran in etwas Weiches und Klebriges falle, das beim Aufprall zerplatzt.

»Rühr dich nicht von der Stelle«, sagt Jerry. »Wir kommen zurück, um dich zu holen.«

Als ob ich die Wahl hätte.

Ich lausche, wie Jerry und Rita davonlaufen, dann mache ich es mir in der warmen, klebrigen Masse, die mir ins Gesicht gespritzt ist, gemütlich. Sie fühlt sich an wie Kleber und riecht nach Motoröl. So habe ich mir meinen Dienstagabend eigentlich nicht vorgestellt.

Keine zehn Sekunden später biegen Schritte um die Ecke des Gebäudes, nähern sich dem

Müllcontainer und entfernen sich in Jerrys und Ritas Richtung. Zumindest die meisten. Denn einer der Verbindungstypen bleibt direkt vor dem Container stehen.

Wenn dein Herz nicht mehr schlägt und kein Adrenalin durch deinen Organismus jagt, bist du in Stresssituationen seltsam gelassen. Das bedeutet allerdings nicht, dass ich keine Angst habe, gefunden zu werden. Ich spüre nur nicht wie früher die körperlichen Folgen der Angst. Es ist mehr wie eine Erinnerung daran. Und im Moment sagt mir meine Erinnerung, dass ich ganz schön im Arsch bin.

Helen findet, dass jeder von uns eine Möglichkeit finden sollte, auf kreative Weise mit seinen Gefühlen und seiner Hoffnungslosigkeit umzugehen, quasi als eine Art Kunsttherapie, um die Herausforderungen zu bewältigen, die das Dasein als Untoter mit sich bringt; wir können malen, bildhauern oder Gedichte schreiben. Die Idee dahinter ist, etwas Schönes zu erschaffen, mit dem wir unsere wenig glamouröse Existenz transzendieren.

Ich habe früher immer Gebrauchs-Haikus geschrieben, um meine rechte Gehirnhälfte zu trainieren. Ich habe keine Ahnung, ob das überhaupt was bringt, wenn man bedenkt, dass mein Gehirn sich allmählich auflöst, doch selbst wenn man stirbt, sterben nicht die alten Gewohnheiten.

Während ich also hier im Container liege, beschmiert mit Maschinenöl, und über Verstümmelung und giftigen Müll nachdenke, fällt mir dieses Stück transzendenter Schönheit ein:

Leben am Faden

Kaputte Stimme voll Schmerz

Innerlich verfault Nach ein paar Minuten ist überhaupt nichts mehr zu hören, und schließlich rolle ich mich auf die Seite und wische mir das klebrige Zeug aus den Augen, um durch die geöffnete Klappe einen Blick nach draußen zu werfen. Zunächst kann ich in der Dunkelheit nichts erkennen, dann entdecke ich die Umriss eines Gesicht, das in den Container späht.

»Randy!«

Ich weiß nicht, wer mehr erschrickt - ich oder Randy. Sofort verschwindet die Silhouette hinter dem Rand des Containers.

»Was machst du da?«, fragt eine Stimme, die jetzt näher kommt.

»Nichts«, sagt Randy. »Ich hab nur ...«

Offensichtlich flüstert er, denn den Rest des Satzes kann ich nicht verstehen. Sekunden später starren zwei Silhouetten auf mich herab. Eine davon hebt einen langen, schmalen Gegenstand in die Höhe und sticht damit ins Innere des Containers.

»Probier's mal drüben«, sagt Randy und deutet auf eine Stelle.

Der Gegenstand saust erneut herunter, diesmal dichter, und verfehlt knapp meinen Arm. Ich glaube, es handelt sich um eine Stahlstange oder um ein Stück Betonstahl. Auf jeden Fall wird es mich verletzen, wenn es ins Schwarze trifft.

Als das Ding abermals herabschnellt, trifft es mich an der Seite, zerfetzt Kleidung und Haut und zertrümmert eine meiner Rippen.

Garantiert Betonstahl. Drei Achtel Zoll. Angespitzt, so wie es sich anfühlt.

Erneut saust die Stange herunter und erwischt mich am Oberschenkel. Beim nächsten Mal verfehlt sie mich zwar, aber kurz darauf durchbohrt sie meine Handfläche, und ich frage mich, ob sich Jesus am Kreuz wohl so gefühlt hat.

Auch wenn ich keine Schmerzen habe, ist es keine schöne Empfindung. Es ist eher durchdringend als unangenehm, und ein bisschen demütigend.

Wer noch nie in einem Müllcontainer gehockt hat, mit Maschinenöl beschmiert, während jemand mit einer angespitzten Stange aus Betonstahl auf ihn einsticht, kann das wahrscheinlich nicht verstehen.

Ein Teil von mir möchte sogar, dass sie mich erledigen, damit das hier vorbei ist und dieses

Dasein ein Ende findet, damit ich endlich frei bin von den Erinnerungen, die ich abends mit ins Bett nehme und die mich bei Tagesanbruch stets aufs Neue begrüßen, wie eine Last, die immerwährend auf meinen Brustkorb drückt. Doch wenn man mit dem eigenen Tod konfrontiert wird, setzt selbst bei einem Untoten der Selbsterhaltungstrieb ein, der ihn zwingt, ums Überleben zu kämpfen, und es ihm nicht gestattet, einfach aufzugeben. Außerdem, wenn ich schon vernichtet werde, dann nicht von der Hand einiger besoffener College-Jungs.

Der nächste Stoß landet nur wenige Zentimeter neben meinem Kopf. Und gerade als die Stange in die Höhe schnellte, um erneut herabzusausen, ruft in der Ferne eine Stimme: »Wir haben einen!«

Die beiden Silhouetten fahren herum und tauchen ab; schnell entfernen sich ihre Schritte. Einen Moment liege ich einfach nur da, auf seltsame Weise dankbar, dass ich noch untot bin, dann ziehe ich mich zum Rand des Containers hoch und spähe hinaus in die Nacht, in der Hoffnung, dass es nicht Rita ist, die sie gefunden haben.

Im dunstigen Schein einer Parkplatzlaterne, gut dreißig Meter entfernt, bewegen sich mehrere Gestalten hektisch hin und her; sie wirbeln irgendwelche Gegenstände durch die Luft und schlagen damit auf eine andere Gestalt ein, die versucht, ihnen zu entkommen. Zunächst glaube ich, dass es sich um Jerry handelt, und zu meiner Überraschung muss ich feststellen, wie sehr mich dieser Gedanke deprimiert. Dann ruft die Gestalt mit einer Stimme wie eine blubbernde Wasserpfeife: »Hilfe! Helft mir!«

Walter. Die Verbindungstypen stürzen sich auf ihn, stoßen ihn zu Boden und schlagen auf ihn ein. Reißen einen seiner Arme ab. Dann den anderen. Innerhalb weniger Minuten ist er in seine Einzelteile zerlegt und wird unter Gejohle und Geschrei von den besoffenen Kerlen fortgeschleift. Niemand eilt ihm zu Hilfe. Weder die Polizei. Noch die Animal Control. Oder ein Atmer, der zufällig vorbeikommt. Und bestimmt kein anderer Zombie mit kaputtem Arm und kaputtem Bein.

Ich lasse mich wieder in den Container fallen und lausche den Schreien, die langsam verhallen, bis ich mit der Stille und meinem Gefühl der Unzulänglichkeit alleine bin. Wenn man den Großteil seiner Zeit im Weinkeller der Eltern damit verbringt, eine Flasche Wein nach der anderen zu trinken und Wiederholungen von *Joanie Loves Chachi* zu schauen, während man langsam verwest, ist das Gefühl der Unzulänglichkeit im Preis inbegriffen.

Das Problem ist nur: Selbst wenn ich versucht hätte, Walter zu helfen, selbst wenn ich dazu in der Lage gewesen wäre, hätte das keinen Unterschied gemacht. Denn - immer vorausgesetzt, man hätte mich nicht mit ihm zusammen zerstückelt - jede Form von Aggression durch einen Zombie gegen einen Menschen ist ein ausreichender Grund für die sofortige Vernichtung. Auch wenn sie der Selbstverteidigung dient. Und ich stelle plötzlich fest, dass mir mehr daran liegt, zu überleben, als ich dachte.

Es sind Momente wie diese, die einen an den Werten einer Gesellschaft zweifeln lassen, die so etwas billigt. Die ohne jede Konsequenz zulässt, dass ein Wesen, das mal ein Mensch voller Leben war, willkürlich gedemütigt und zerstückelt wird. Ich weiß, es kann keiner was dafür, dass ich wiederbelebt wurde, dass wir von den Toten zurückgekehrt sind, doch irgendjemand sollte für das, was man Walter angetan hat, zur Rechenschaft gezogen werden.

Während ich im Container darauf warte, dass Rita, Jerry und Helen zurückkommen, frage ich mich, wie lange es wohl dauern wird, hoffe, dass sie vor der Müllabfuhr hier aufkreuzen, und denke an Walter. So oft hört man, dass anderen Zombies so etwas zustößt, in einer anderen Stadt, in einem anderen Land. Aber wenn es einem selbst passiert oder jemandem, den man kennt, ist das etwas, das einen persönlich angeht.

Etwas, das einen betrifft.

Etwas, das einen anstachelt.

Etwas, das den Wunsch in einem weckt, zu handeln.

KAPITEL 7

Ich hocke auf dem Rasen vor dem Haus meiner Eltern neben einem selbst gebastelten Schild mit der Aufschrift: ZOMBIES GEGEN VERSTÜMMELUNG.

Allerdings bin ich der einzige Nicht-Atmer in der Nachbarschaft, also müsste es eigentlich ZOMBIE GEGEN VERSTÜMMELUNG lauten, doch ich finde, dass der Plural der Botschaft mehr Gewicht verleiht.

Das Schild besteht aus einem Stück Pappe, die an einem ein Meter dreißig langen Holzpfehl befestigt ist, der in unserem Rasen steckt. Mom hat mir geholfen, sie zu beschriften und am Pfahl anzubringen. Ich glaube allerdings nicht, dass sie wusste, was ich damit vorhabe. Sie hielt das Ganze lediglich für eine putzige Aktion, die mir am Herzen lag, und da sie mich bereits in der Schulzeit bei meinen Projekten stets tatkräftig unterstützt hat, machte sie sich gleich an die Arbeit. Natürlich hat sie laut aufgeschrien, als ich versucht habe, sie zu umarmen, und sie musste sich fast übergeben, als ich geniest habe und ein Stück meines Gehirns aus meiner Nase flutschte, aber Momente wie diese gelten bei uns in letzter Zeit bereits als schöne Stunden.

Es ist ein schöner Nachmittag, um zu demonstrieren. Die Sonne strahlt, der Himmel ist blau, und es hagelt Beleidigungen.

Ein Auto mit Jugendlichen fährt vorbei; sie rufen mir abfällige Kommentare zu, begleitet von Beschimpfungen wie *beschissener verwester Freak* oder *sabberndes, hirnamputiertes Arschgesicht*. Ich lächle bloß und winke ihnen mit der rechten Hand zu, als würden ihre Worte mir nichts ausmachen, doch wenn man als hirnamputiert beschimpft wird, nimmt man das zwangsläufig persönlich.

Inzwischen hocke ich seit fast einer Stunde hier und habe ein halbes Dutzend Autos an mir vorbeierrollen sehen. Während die meisten Atmer mich einfach ignorieren, nehmen einige von ihnen sich tatsächlich die Zeit, anzuhalten und mit ihrer Handykamera Fotos von mir zu schießen oder mir Beleidigungen und Zombie-Spottnamen an den Kopf zu werfen oder irgendwelchen Müll, den sie gerade griffbereit haben. Zugegeben, ich erreiche mit meiner Botschaft zwar nur die Menschen aus der Straße und dem Viertel meiner Eltern, aber selbst ein Zombie, der sich der Erregung öffentlichen Ärgernisses schuldig macht, setzt seine Existenz aufs Spiel. Solange ich das Grundstück meiner Eltern nicht verlasse, kann ich wenigstens einen Kommentar zur gesellschaftlichen Lage abgeben, ohne ein allzu großes Risiko einzugehen. Ich habe keine Ahnung, ob das bei irgendjemandem zu einem Sinneswandel führt, aber angesichts dessen, was wir durchmachen, muss man irgendwo anfangen.

Abgesehen davon, dass Zombies verstümmelt und zerstückelt werden, benutzt man sie als Crashtest-Dummys und Organspender und lässt sie unter freiem Himmel verwesen, um anhand der verschiedenen Stadien neue gerichtsmedizinische Erkenntnisse zu gewinnen. Und als wäre das noch nicht genug, haben wir auch kein Wahlrecht, dürfen weder Auto fahren noch einen Kredit aufnehmen oder für ein öffentliches Amt kandidieren. Außerdem ist uns der Zutritt zu

Lebensmittelläden, Restaurants, Kinos und allen anderen öffentlichen Orten, an denen wir die Lebenden belästigen könnten, verboten. Niemand stellt uns ein, trotzdem kriegen wir kein Arbeitslosengeld oder Lebensmittelgutscheine. Sogar in den Obdachlosenheimen schickt man uns fort.

Ich kann das wirklich nicht verstehen. Ich meine, wir sind immer noch dieselben wie vor unserem Tod. Wir sehnen uns nach Sicherheit, Gemeinschaft und Liebe. Wir lachen und weinen und spüren emotionalen Schmerz. Wir hören gerne die aktuellen Hits und schauen Reality-TV. Sicher, wir sind mit dem Makel behaftet, wir würden menschliches Fleisch essen, aber das ist eine Erfindung von George A. Romero. Außerhalb von Hollywood essen Zombies normalerweise kein Fleisch.

Ab und zu hört man von einem skrupellosen Untoten oder ein paar kriminellen Zombies, die einen Obdachlosen oder einen Nachbarn aufgefressen haben oder einen Postboten des U.S. Postal Service, was gegen die Bundesgesetze verstößt. Nicht, dass das eine Rolle spielt. Verspeist du irgendeinen Atmer, auch wenn er nicht für die Behörden arbeitet, findet sich dein Kopf im Handumdrehen bei einem Facelifting-Auffrischkurs für Schönheitschirurgen auf einem Aluminiumtablett wieder.

Auf der anderen Straßenseite tritt ein Nachbar vor die Tür eines Hauses mit einem »Zu Verkaufen«-Schild im Vorgarten, um den Briefkasten zu leeren. Bei meinem Anblick nimmt er ein paar Steine aus seinem makellos gepflegten Garten und wirft sie in meine Richtung; er erwischt mich zweimal an der Brust und einmal am Kopf und schreit bei jedem Treffer triumphierend auf.

Ich kapiere einfach nicht, warum die Atmer sich so ärgern, wenn die Toten zurückkehren. Ich weiß, dass wir die Immobilienpreise versauen und dass die meisten Lebenden uns abstoßend finden, aber es ist ja nicht so, dass sie keine Gelegenheit hatten, sich an unsere Gegenwart zu gewöhnen.

Seit Jahrzehnten gibt es jetzt schon Zombies; seit der Großen Depression haben sie sich unter die Obdachlosen in fast jeder Stadt des Landes gemischt - auch wenn die Mehrzahl an die Küsten und in die Städte gezogen ist, wo das Risiko aufzufallen geringer ist.

In New York leben landesweit pro Kopf die meisten Zombies, während in Kalifornien von allen Staaten die meisten Zombies wohnen. Im Großen und Ganzen nehmen die Staaten an der Westküste gegenüber Zombies eine tolerantere und fortschrittlichere Haltung ein. In den Südstaaten trifft man kaum auf Untote, da die Hitze den Verwesungsprozess noch beschleunigt. Außerdem, wenn man als Zombie in einer Gegend lebt, die für ihre Vorurteile gegenüber Minderheiten und Außenseitern bekannt ist, fällt man dort auf wie guter Geschmack in einer Country Bar.

Auch wenn es keine offiziellen Aufzeichnungen über Zombies in den Vereinigten Staaten vor den 1930ern gibt, existieren historische Augenzeugenberichte über Wiederauferstehungen, die bis zum Bürgerkrieg zurückreichen. Doch der überwiegende Teil der Gesellschaft hat sich mit der wachsenden Zahl von Zombies erst in den letzten Jahrzehnten beschäftigt. Mit den »Anonyme Untote«-Gruppen, die im ganzen Land wie Pilze aus dem Boden schossen und damit völlig neue regionale Treffpunkte für Zombies etablierten, ist auch unsere Akzeptanz in der Bevölkerung gestiegen - falls man die Verweigerung grundlegender Menschenrechte als Akzeptanz bezeichnen kann.

Eine Frau kommt den Gehweg herunter, um wie üblich am späten Nachmittag ihren Pudel Gassi zu führen. Auf der Straße herrscht nur wenig Verkehr, und der Hund ist offensichtlich gut erzogen, denn er ist nicht angeleint. Also läuft er zu mir herüber und schnuppert an mir herum. Da ich nur noch eine gesunde Hand habe, kann ich lediglich versuchen, ihn fortzustoßen. Doch bevor die Frau uns erreicht, fängt der Pudel an, sich auf mir herumzuwälzen.

Das ist nicht gerade die Form von Aufmerksamkeit, die ich mir erhofft habe.

»Camille, nicht!«, ruft die Frau. »Ungezogenes Mädchen! Ungezogenes ...«

Als sie bemerkt, dass ich ein Zombie bin, weicht sie angewidert zurück. Ich versuche ihr zu erklären, dass ich ihr nichts tun werde, doch manchmal vergesse ich, dass ich nur Grunzlaute und bedrohliches Keuchen von mir geben kann, das den meisten Atmern eine höllische Angst einjagt. Die Frau stößt einen Schrei aus und läuft davon. Kurz darauf hört Camille auf, sich auf mir herumzuwälzen, steht auf, pisst mir in den Schoß und rennt ihrem Frauchen hinterher. So viel zu meiner Protestaktion.

KAPITEL 8

Beim Treffen am Freitag herrscht infolge von Walters Zerstückelung und den emotionalen Nachwehen des Überfalls eine leicht gedrückte Stimmung. Und die ersten richtigen Regengüsse in diesem Herbst tragen auch nicht gerade dazu bei, die Stimmung zu heben. Außerdem ist Carl heute nicht erschienen.

Er hat bereits früher das eine oder andere Treffen versäumt. Jeder von uns hat das. Doch heute Abend ist Halloween, darum sind wir alle ein wenig paranoid. Es ist ja schon schlimm genug, dass man uns zu schaurigen Archetypen stilisiert hat, die dazu dienen, dass die Kinder am gruseligsten Tag des Jahres sich selbst und anderen einen gehörigen Schrecken einjagen, doch dann hört man auch noch Geschichten von Atmern, die an Halloween durch die Gegend fahren und herumirrende Zombies niedermetzeln oder ihnen Knallfrösche in die Körperöffnungen stopfen.

Dennoch lässt sich keiner das Ereignis entgehen. Sich zu verkleiden kann eine therapeutische und ermutigende Wirkung haben, indem man so tut, als wäre man jemand oder etwas anderes. Außerdem ist es eine gute Tarnung. Wer rechnet schon damit, dass Zombies sich an Halloween verkleiden?

Helen ist als gute Fee kostümiert, inklusive blauen Haaren, Flügeln und Diadem. Auf der Tafel hinter ihr, unter dem Schriftzug HAPPY HALLOWEEN! und ein paar Comic-Fledermäuschen steht: MAN DARF DIE HOFFNUNG NIE AUFGEBEN.

»Tief einatmen«, sagt Helen, während sie uns durch eine geleitete Meditation führt. »Und jedes Mal, wenn ihr ausatmet, atmet auch all eure Ängste und Sorgen aus.«

Jerry, der auf dem Stuhl neben mir sitzt, ist eingeschlafen. Sein Kostüm besteht aus nichts weiter als einer roten Jogginghose, einem roten langärmeligen T-Shirt und einer roten Strickmütze, an der mit einem Gummiband ein Paar Teufelshörner befestigt sind. Außerdem hat er sein Gesicht rot angemalt- allerdings ist kaum zu erkennen, wo die Farbe aufhört und seine Schürfwunden anfangen.

»Leert euren Kopf von allen Gedanken«, sagt Helen, während sie durchs Zimmer schreitet, in einem sanften, unerträglichen Flüsterton. »Stellt euch nichts weiter als eine leere Fläche oder eine Leinwand ohne Bild vor.«

Wir sollen unsere Augen während der Meditation geschlossen lassen, damit wir uns besser konzentrieren können. Doch ich habe eines meiner Lider geöffnet, um zu schauen, was die anderen treiben. Nicht, dass ich das, was Helen tut, nicht respektiere, aber alles, worauf ich mich konzentrieren kann, ist der Regen, der auf das Dach des Bürgerzentrums prasselt, und Jerrys

Schnarchen.

Rita sitzt mir direkt gegenüber. Sie trägt einen schwarzen Badeanzug, Häschenohren, und hat einen Lippenstift in Satin Red aufgelegt - das meiste davon hat sie wie üblich während der Meditation abgelutscht. Ein weißes Hundehalsband und Lederarmbänder verbergen ihre Narben. Sie sieht einfach wie ein Playboy Bunny aus.

Sobald die Meditation beendet ist, klingelt Helen mit einer kleinen Glocke, und ich versetze Jerry einen Schubser, damit er aufwacht.

»Möchte einer von euch vielleicht erzählen, wie er sich nach der Sache mit Walter fühlt?«, fragt Helen.

»Das war echt Scheiße«, sagt Jerry. »Ich finde, wir sollten diesen Verbindungstypen die Fresse polieren.«

Naomi, die sich mit einem Kopftuch, einem schwarzweiß gestreiften Hemd und einer Klappe über ihrer leeren Augenhöhle als Pirat verkleidet ist, nickt heftig und zustimmend. »Er hat Recht.«

»Ja?«, fragt Tom.

Er hat sich komplett weiß angemalt, eine Toga über die Schultern geworfen und trägt auf dem Kopf einen Lorbeerkranz. Wenn er vollkommen still hält, sieht er aus wie eine römische Statue.

»Nein, hat er nicht«, sagt Helen. »Sobald euch jemand entdeckt, ruft er die Dienststelle des Sheriffs an, und eins fix drei hockt ihr alle gefesselt auf der Ladefläche eines Transporters, der euch zur SPCA kutschiert.«

»Oder zu Dr. Frankenstein«, sagt Rita.

Das wäre passend, denn ich bin als Frankensteins Monster verkleidet. Mom hat im Second-Hand-Laden einen alten Anzug gekauft und mich sogar geschminkt. Ich wirke ziemlich überzeugend, was mich nicht gerade in Begeisterung versetzt, denn das Monster wird am Ende von einer Meute aufgebrachter Dorfbewohner in Brand gesteckt.

Die nächsten dreißig Minuten versuchen wir uns gegenseitig Mut zu machen, indem wir darüber diskutieren, was wir für Maßnahmen ergreifen und wie wir einander helfen können, mit dem Tod einer unserer eigenen Leute fertig zu werden. Allerdings ist es nicht das erste Mal, dass wir ein Mitglied verloren haben. Wir hatten mal ein Brandopfer in der Gruppe, einen jungen Burschen namens Spencer, der, als er noch unter den Lebenden weilte, eines Abends in betrunkenem Zustand meinte, es wäre ein großer Spaß, mit Hilfe eines Feuerzeugs und einer Dose Insektenspray ein Feuerwerk zu entfachen. Dabei hat er sich fast das komplette Gesicht abgefackelt. Er ist seit einigen Monaten nicht mehr zu den Treffen gekommen, und keiner weiß, was mit ihm passiert ist. Natürlich rechnen wir alle mit dem Schlimmsten.

Auch wenn Zombies, entgegen dem modernen Mythos, technisch gesehen nicht sterben können, sind wir nicht unsterblich.

Es stimmt, dass wir nicht verbluten können, denn das Herz pumpt kein Blut mehr durch unsere Arterien, aber wir können langsam verwesen, bis von uns kaum mehr als ein Skelett übrig ist. An diesem Punkt findet deine Existenz mehr oder weniger ihr Ende. Nicht gerade eine angenehme Art abzutreten.

Wer noch nie zur Erforschung menschlicher Verwesungsprozesse an einem Abhang angekettet wurde, um dort zu verfaulen, kann das wahrscheinlich nicht verstehen.

Theoretisch betrachtet, kann man uns also töten, was ein bisschen irreführend ist, denn wir sind ja bereits tot. »Zerstört« wäre der treffendere Ausdruck, obwohl Helen lieber Begriffe wie »erledigt«, »beseitigt« oder »dauerhaft umgewandelt« verwendet, denn sie benutzt gerne Euphemismen.

Einen Zombie zu zerstören ist nicht gerade leicht. Kugeln, Messer, Gift - nichts davon kann uns etwas anhaben. Man kann uns weder ersticken noch ertränken oder erschlagen. Und wenn man

uns ausweidet oder zerschneidet, leert man lediglich unsere Körperhöhlen oder verwandelt uns in gelähmte Zombies. Enthauptung würde wahrscheinlich klappen. Verbrennen ebenfalls, allerdings muss man dafür Kraftstoff oder gutes Feuerzeugbenzin verwenden. Ohne vernünftigen Brandbeschleuniger brennen Zombies eher wie feuchtes Brennholz und glimmen stundenlang vor sich hin.

»Ich weiß, dass wir alle wegen Walters Tod traurig sind«, sagt Helen, »und dass wir alle unsere Probleme haben, mit denen wir uns herumschlagen, aber dort draußen gibt es noch mehr von uns, einige noch schlimmer dran als wir, und sie brauchen Hilfe. Darum möchte ich, dass jeder von euch zum Freitagstreffen in drei Wochen einen anderen Überlebenden mitbringt.«

»Du meinst als Hausaufgabe«, fragt Jerry.

»Ja«, sagt Helen. »So könnte man es nennen.«

»O Mann«, brummt Jerry. »Wie ich Hausaufgaben hasse!«

»Und, möchte sonst noch jemand erzählen, wie er mit dem Überfall auf Walter zurechtkommt?«, fragt Helen.

Alle schauen einander wortlos an. Ich überlege, meine Hand zu heben, doch jedes Mal, wenn ich mich auf einem unserer Treffen verständlich machen wollte, war das ein mühsames Unterfangen und endete meistens in einer frustrierenden Scharade, darum beschließe ich, meine erfolglose Protestaktion für mich zu behalten. Nachdem ich ohnehin schon von einem Pudel angepissst wurde, hat mein Vater, als er nach Hause kam und mich dort hocken sah, sich kommentarlos den Gartenschlauch geschnappt und mich mit der Hochdruckdüse abgespritzt, bis ich aufgestanden und ins Haus getrottet bin. Entweder hat er sich über mich geärgert oder aber er wollte einfach nur den Rasen wässern.

Wenigstens musste ich danach nicht mehr baden.

Der Rest des Treffens plätschert so vor sich hin; keiner hat wirklich Lust, über das zu reden, was Walter zugestoßen ist, und alle geben sich Mühe, den Kopf nicht hängen zu lassen. Allerdings bilde ich zum offenen emotionalen Austausch heute mit Rita ein Paar, so dass der Abend nicht ganz umsonst war.

Es ist das erste Mal, und das Gefühl, ihr so nahe zu sein, so vertraulich mit ihr zusammenzusitzen, brächte mich zum Weinen, wenn meine Tränenkanäle noch funktionieren würden. Ich glaube, mir war bisher nicht klar, wie sehr ich dieses tröstliche Gefühl, von einer Frau umarmt zu werden, gebraucht habe.

Ich vermisse und liebe meine Frau noch immer, doch jeder heterosexuelle Mann, ob nun lebendig oder untot, lässt sich lieber zehn Minuten lang von einem attraktiven dreiundzwanzigjährigen Zombie in einem Playboy-Bunny-Kostüm im Arm halten statt von jemandem wie Tom oder Jerry. Das Beste daran, Rita so nahe zu sein, ist die Tatsache, dass sie nicht diesen penetranten Leichengeruch verströmt. Den wird man nur ganz schwer los. Selbst das intensivste Parfüm oder Desinfektionsmittel kann den Gestank von verwesendem Fleisch nicht vollständig überdecken. Ich weiß, dass ich wahrscheinlich nicht besonders appetitlich rieche. Selbst zu Lebzeiten hatte ich einen ziemlich strengen Körpergeruch. Und in letzter Zeit verbreite ich nicht gerade einen natürlichen Duft. Doch das scheint Rita nicht zu stören. Stattdessen drückt sie mich so fest an sich, dass ich verlegen werde und rasch versuche, an etwas anderes zu denken, indem ich Haikus dichte. Aber keins davon geht auf. Jedes Mal komme ich auf die falsche Silbenzahl. Schließlich fällt mir doch noch eins ein, das ich »Rezept für Untote« nenne:

Fleisch neu beleben

Herz in Verwesung köcheln

Formaldehyd rein Als wir fertig sind, überreicht Helen jedem von uns zu Halloween eine Tüte mit Süßigkeiten, erinnert uns daran, zum Treffen nächsten Monat einen Überlebenden mitzubringen, und belegt uns gemäß ihrer Rolle als gute Fee mit einem Zauberspruch. Dann wird

sie von ihrer Schwester heimgefahren, während der Rest der Gruppe im Regen nach Hause tritt.

Als ich noch lebte, habe ich Regen nie besonders gemocht. Ich bin bei diesem Wetter nicht gerne Auto gefahren, und ich habe es gehasst, nass zu werden. So ähnlich wie eine Katze. Oder die böse Hexe des Westens. Doch jetzt bietet der Regen einen Schutz, für den nicht mal ein gewaltiges Polizeiaufgebot sorgen könnte. Grundsätzlich lässt sich sagen, dass Atmer nur selten körperliche Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen, um den Untoten Schmerzen zuzufügen. Und an einem verregneten Halloween halten sie sich wahrscheinlich eher auf einer Party oder in einer Bar auf, statt Jagd auf ein Playboy Bunny, den Teufel und Frankensteins Monster zu machen. Zumindest will man das glauben.

»Hey«, sagt Jerry, nachdem wir uns von Naomi und Tom verabschiedet haben und durch Seitenstraßen nach Hause schlurfen, um dem Verkehr aus dem Weg zu gehen. »Hat einer von euch beiden jemanden, den er nächsten Monat zum Treffen mitbringt?«

»Nein«, sagt Rita und rückt ihre Bunny-Ohren zurecht.

Ich schüttele den Kopf und grunze.

»Sollen wir versuchen, heute Nacht jemanden aufzutreiben?«, fragt er.

»Klar«, sagt Rita, während sie sich die Lippen nachzieht. »Warum nicht?«

Jerry legt einen Arm um mich. »Und was ist mit dir, Andy, alter Kumpel?«

Nach dem Überfall auf Walter sollte ich lieber auf Nummer sicher gehen und nach Hause trotten. Doch wenn ich das tue, gebe ich klein bei. Außerdem könnte ich mich gar nicht allein auf die Suche machen, und abgesehen von *Halloween*, *Halloween II* und *Halloween III* kommt heute sowieso kaum was im Fernsehen, also signalisiere ich Jerry, dass ich einverstanden bin. In meinem Fall einfach mit einem emporgereckten Daumen.

Es herrscht kaum Verkehr, und hat man Soquel Village erst mal hinter sich gelassen, sieht man keine Geschäfte mehr; doch trotz des Regens und unserer Kostüme müssen wir weiterhin vorsichtig sein, also halten wir uns im Schatten und gehen in Deckung, sobald ein Auto vorbeifährt.

Offensichtlich hat Jerry seinen Spaß daran, im Schatten abzutauchen, um sich vor den Atmern zu verstecken. Er macht eine Art Spiel daraus. Selbst wenn gar kein Wagen in der Nähe ist, kauert er sich hinter Mülleimer, Bäume oder Telefonmasten und huscht von einem zum nächsten, bevor er sich gegen eine Mauer oder einen Zaun presst, um hinter eine Hecke zu hechten. Er wirkt wie ein Dämon mit Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom.

Am ehesten trifft man Zombies nachts auf dem Friedhof an, und der nächste Treffpunkt dieser Art ist der Soquel Cemetery, etwa anderthalb Kilometer die Old San Jose Road rauf. Dort liegt Rachel begraben. Früher habe ich ihr Grab mehrmals in der Woche besucht, doch nun bin ich schon eine ganze Weile nicht mehr dort gewesen. Seit fast zwei Wochen. Eigentlich sollte ich ein schlechtes Gewissen haben, doch aus irgendeinem Grund habe ich das nicht. Vielleicht ist das der normale Verlauf des Trauerprozesses. Vielleicht lerne ich langsam mit meinem Zustand als Untoter zurechtzukommen und vorwärts zu schauen. Oder aber ich bin durch einen gewissen dreiundzwanzigjährigen Zombie abgelenkt.

»Hey, Andy«, sagt Rita und drosselt das Tempo, damit ich Schritt halten kann, während Jerry vor uns im Regen von einer Straßenseite zu anderen rennt. »Hast du dir mal Gedanken über Gott gemacht?«

Es ist das erste Mal in den drei Wochen, die wir uns kennen, dass Rita mir eine direkte Frage stellt. Selbst wenn ich reden könnte, würde ich mich bei dem Versuch zu antworten wahrscheinlich verhaspeln.

Stattdessen schüttele ich einfach den Kopf. Bevor ich von den Toten zurückgekehrt bin, war ich ein gemäßiger Atheist, also kann ich Gott für das, was mir zugestoßen ist, nicht die Schuld

geben. Andererseits habe ich auch nicht vor, ihm dafür zu danken, denn ich persönlich halte meinen Zustand nicht gerade für ein göttliches Wunder.

»Ich mach mir schon Gedanken über ihn«, sagt Rita. »Ich stelle mir vor, wie er in seinem Fernsehsessel hockt, Ambrosia oder Met trinkt, oder einen Pint Guinness, und uns auf seinem Breitwandfernseher beobachtet, gespannt, was als Nächstes passiert. Wie in einer Versuchsanordnung.«

Wie zur Antwort grollt ein Donner über den dunklen Himmel. Ich werfe einen flüchtigen Blick in Ritas Richtung. Ihr Haar ist klitschnass, und ihre Bunny-Ohren hängen schlaff herab, doch das scheint sie nicht zu stören.

»Manchmal frage ich mich, ob dieser ganze Planet nicht ein einziges riesiges Experiment ist, ein einziges riesiges Labyrinth, und wir sind die Mäuse, die den Käse suchen.«

Sie dreht sich zur Seite, um mich anzusehen, und ich bin völlig gebannt. Sie durchbohrt mich mit ihren dunklen Augen, während der Regen von ihrem bleichen Gesicht tröpfelt. Im diffusen Schein der Straßenlaterne, die einen halben Block entfernt steht, wirkt sie, als wäre sie nicht ganz von dieser Welt. Wie ein Zombie-Playboy-Engel.

»Oder glaubst du, dass ich nur Schwachsinn rede?«, sagt sie.

Ich schüttele den Kopf, etwas zu eifrig, und Rita muss lachen, während sie mir weiter in die Augen schaut; der Regen stört jetzt kaum noch. Als sie mich anlächelt, habe ich das erste Mal seit Monaten das Gefühl, als würde mir warm ums Herz.

Vor uns setzt Jerry über einen Busch und knallt gegen einen Telefonmast.

Rita hakt sich mit dem rechten Arm bei mir unter. »Los«, sagt sie. »Schnappen wir uns den Geheimagenten.«

Jerry liegt neben dem Telefonmast auf dem Rücken und fängt mit dem Mund den Regen auf. Seitlich von ihm ist seine rote Mütze mit den Teufelshörnern gelandet, so dass jetzt sein Gehirn nass wird. Direkt hinter ihm steht ein gelbes Hinweisschild mit einem schwarzen Pfeil, das vor eine Doppelkurve warnt.

»Gut, dass ich schon tot bin«, sagt Jerry mit einem Lächeln. »Das hätte sonst höllisch wehgetan.«

»Du bist nicht tot«, sagt Rita und streckt ihre rechte Hand aus, um Jerry wieder auf die Beine zu helfen. »Du bist untot.«

»Wie du willst«, sagt Jerry. »Du lebst in deiner Welt, und ich in meiner.«

Ich sehe dabei zu, wie die beiden ihre Sticheleien austauschen. Und würde gerne etwas Schlaues sagen. Oder etwas Geistreiches. Oder Tiefgründiges. Ich möchte einfach irgendetwas sagen, um an dem Gespräch teilzunehmen, statt schweigend danebenzustehen. Ich kann nicht mal meine Schreibtafel rausholen, denn ich habe sie zu Hause gelassen. Also bleibt mir nichts weiter übrig, als dort zu stehen, zuzuschauen und zu lächeln, bis ich am liebsten schreien würde.

Also schreie ich.

Jerry und Rita mustern mich, beide stumm vor Entsetzen. Für ein paar Sekunden starren wir einander an, und ich komme mir wie ein ungezogenes Kind vor, das darauf wartet, dass es von den Eltern zurechtgewiesen wird. Dann fängt Jerry an zu lachen, und Rita stimmt mit ein. Und ehe ich mich's versehe, platzt es ebenfalls aus mir heraus. Ich klinge ein wenig wie eine seekranke Robbe; es ist das erste Mal seit drei Monaten, dass ich wieder lache, und so langsam dämmert mir, dass ich gerade Spaß habe.

»Hey!«, ruft plötzlich eine Stimme.

Wir drei fahren herum. Eine Gestalt aus dem Feld hinter der Straße kommt auf uns zu. Hinter ihr tauchen zwei weitere menschliche Silhouetten aus der Dunkelheit auf.

Über uns ertönt ein Donnergrollen, wie in einem billigen Horrorstreifen.

»Hauen wir ab«, sagt Jerry.

»Gute Idee«, sagt Rita, packt mich am Arm und zerrt mich zurück Richtung Stadt.

»Stehen bleiben!«, ruft der Mann.

Es gibt hier in der Gegend keine Häuser. Weder Bars oder Restaurants noch irgendwelche Geschäftsgebäude. Allerdings wären das sowieso nicht gerade Orte, an denen wir Zuflucht suchen könnten.

Wir befinden uns auf halbem Weg zum Friedhof, und außer dem Feld, einem Weinberg und einem steinernen Getreidespeicher gibt es hier draußen absolut nichts. Nur eine einzelne Straßenlaterne, die Dunkelheit und den Regen.

Der Mann rennt jetzt, hat die Straße fast erreicht, seine Freunde folgen ihm dicht auf den Fersen. Er brüllt uns erneut irgendetwas zu, doch seine Worte werden von einem weiteren Donnerrollen übertönt.

Jerry rast voraus und ruft: »Los, los, los«, als wüssten wir nicht, dass wir uns sputen müssen. Rita hält sich an mir fest und wirft einen Blick über die Schulter, während sie versucht, mich anzutreiben, doch ich laufe bereits so schnell ich kann.

Als ich mich umdrehe, sehe ich, wie keine zwanzig Meter von uns entfernt der Mann die Straße überquert. Er trägt Cowboystiefel und Jeans und eine braune Lederjacke. Direkt hinter dem Feld, in der Doppelkurve, blitzt ein Scheinwerferpaar auf, und ein Wagen schießt mit ausbrechendem Heck aus der Kurve.

Beim Geräusch des sich nähernden Autos dreht sich der Mann um, rutscht auf dem nassen Asphalt aus und geht zu Boden. Bevor er sich wieder aufrappeln und zur Seite werfen kann, fährt der Wagen ihn über den Haufen. Er fliegt zappelnd durch die Luft und landet auf dem Seitenstreifen, wo er sich dreimal überschlägt und schließlich knapp drei Meter von uns entfernt auf dem Rücken liegen bleibt.

Der Wagen, ein lädiertes Chevy Nova voll betrunkenen Highschool-Kids, rast, ohne anzuhalten, an uns vorbei. Sekunden später ist er mit seinem einen noch funktionierenden Rücklicht hinter der nächsten Kurve verschwunden, und dann sind nur noch das Prasseln des Regens auf dem Asphalt und die lauter werdenden Schritte zu hören.

Rita und ich treten langsam von dem leblosen Körper zurück, der auf dem Seitenstreifen liegt, während die beiden anderen Gestalten die Straße überqueren und auf uns zukommen. Ohne Vorwarnung taucht Jerry hinter Rita und mir auf, worauf wir beide schreiend hochschrecken und uns aneinanderklammern.

Während er auf die Leiche herabblickt, fragt Jerry: »Ist er tot?«

In diesem Moment setzt sich die Leiche auf, stützt sich auf den Unterarmen ab und schüttelt wie ein Hund nach einem Bad den Kopf. »Nö. Und ich möchte auch nicht, dass sich das ändert.

Darum sollten wir uns schleunigst aus dem Staub machen, bevor noch mehr Atmer hier auftauchen.«

So haben wir Ray Cooper kennengelernt.

KAPITEL 9

Der steinerne Getreidespeicher an der Old San Jose Road ist fast drei Stockwerke hoch und wird seit über dreißig Jahren nicht mehr benutzt. Der größte Teil des Daches existiert nicht mehr, genauso wie die Reste des Landwirtschaftsbetriebs, der hier mal stand, bevor ein Weingut das Land hinter der Straße erworben und den Weizen durch Weintrauben ersetzt hat. Die runden Wände des Gebäudes sind mit einer Reihe verblichener Graffiti bedeckt, und der Boden ringsum

ist mit Unkraut und Wildblumen übersät.

Seit September lebt Ray in dem Speicher, nachdem ihn seine Frau vor die Tür gesetzt hat, weil sie den Gestank nicht mehr ertragen konnte. Seine Frau muss eine besonders empfindliche Nase haben, denn außer Rita ist Ray der einzige Zombie, den ich kenne, der nicht die ganze Zeit den verräterischen Gestank eines überfahrenen Tiers verströmt.

»Willkommen in meiner bescheidenen Hütte«, sagt Ray in einem näselsnden Tonfall, der nach Latzhose und Kuhfladen klingt.

Ray führt uns durch die Hintertür des Speichers. Jerry tritt als Erster ein, gefolgt von Rita und mir. Hinter uns die anderen beiden Zombies, die sich zusammen mit Ray im Feld herumgetrieben haben - Zack und Luke, zwei erwachsene Zwillingbrüder, die an ihren Hals- und Schädelverletzungen gestorben sind, nachdem sie aufgrund einer Wette kopfüber von einer Eisenbahnbrücke in den San Lorenzo River gesprungen sind. Leider im Sommer, als der Fluss einen Wasserstand von etwa einem halben Meter hatte.

Ray hat uns ihre Geschichte erzählt. Denn mehr als ein gelegentliches Grinsen und Kopfnicken und ein paar »Howdys« haben Zack und Luke nicht von sich gegeben. Die beiden sind ganz schön unheimlich. Aber wer bin ich, darüber zu urteilen?

Im Innern zündet Ray eine Propangaslaterne an, und das Licht der flackernden Flamme wird von den Steinwänden zurückgeworfen. Von den gekrümmten Außenmauern ragen im Innern etwa ein Meter vierzig lange Wände in den Raum und bilden so mehrere Speicherbereiche, in denen früher der fertig gedroschene Weizen gelagert wurde. An jeder der Wände befindet sich etwa auf Schulterhöhe eine rechteckige Schwingtür, an der jeweils eine bis unters Dach des Speichers führende Eisenleiter befestigt ist.

Durch eine einzelne Tür gelangt man vom hinteren Bereich zur Vorderseite, wo sich eine weitere Tür, groß genug für ein Fahrzeug, befindet, die von innen vernagelt ist. Abgesehen von uns sechs, ein paar verkohlten Holzscheiten und einem alten schmutzigen Tennisschuh, den irgendjemand mal in eine Ecke geschleudert hat, ist der Speicher leer.

Hinter mir flüstert Luke Zack etwas zu, worauf dieser loskichert.

Glücklicherweise hat es inzwischen aufgehört zu regnen, denn vom Dach ist kaum noch etwas da. Seine Überreste bedecken lediglich einen der Lagerbereiche für Getreide, den Ray zu seiner persönlichen Schlafstelle und Vorratskammer umgebaut hat - samt einem Regal voller Konservendosen, Einmachgläser und Budweiser-Flaschen.

Nur weil wir untot sind, heißt das nicht, dass wir für die leiblichen Genüsse nichts übrighaben.

Ray ist außerdem im Besitz von Brennholz, Streichhölzern und ein paar alten Ausgaben des *Playboy*. Er kramt mehrere Holzscheite, Kienspan und eines der *Playboy*-Hefte hervor und drückt es Jerry in die Hand. »Reiß die Artikel, Anzeigen und Interviews raus«, sagt Ray. »Die Fotos bleiben drin.«

Während Jerry abwechselnd das Heft durchsieht und Seiten herausreißt, damit Ray das Feuer entzünden kann, versuche ich mit einem Blick auf Rita abzuchecken, wie sie das alles hier findet, und stelle fest, dass sie einen alten *Playboy* mit Charlize Theron auf dem Titel durchblättert.

Nach wenigen Minuten hat Ray in der Mitte des Bodens ein knisterndes Feuer entfacht; und der Rauch zieht nach oben durch das offene Dach ab. Es darf bezweifelt werden, dass irgendein Atmer nachts im Dunkeln sieht, wie der Rauch aus dem Getreidespeicher aufsteigt.

»Hat jemand Hunger?«, fragt Ray.

Zack und Luke reißen ihre Arme rasch und starr in die Höhe. Rita sagt, was sie möchte, während ich ein zustimmendes Gurren von mir gebe.

Jerry hockt, den *Playboy* im Schoß, im Schneidersitz vor dem Feuer, neben sich einen Stapel Magazine. »Alles bestens«, sagt er, ohne aufzusehen.

Ray holt aus dem Speicherbereich ein paar Einmachgläser, zwei Gabeln, einen verschweißten

Plastikbeutel und fünf Flaschen Budweiser. Eines der Gläser reicht er Rita und das andere Luke, der es ihm wie ein ungeduldiges Kind, das auf einen Riegel Schokolade giert, aus der Hand reißt. Luke öffnet das Einmachglas; beim Aufschrauben des Deckels entweicht zischend der Unterdruck, und Sekunden später schaufeln er und Zack sich aus dem Glas abwechselnd Fleischstücke in den Mund.

Ich sitze neben Rita, die den Inhalt des Einmachglases im Schein des Feuers betrachtet. »Was ist das?«, fragt sie.

»Wild«, sagt Ray, öffnet die Plastiktüte und zieht ein Stück Trockenfleisch heraus. »Ich habe früher oft Hirsche gejagt. Sicher, nicht immer legal, aber ich war ein guter Schütze, darum musste ich eine Menge der erlegten Tiere einmachen. Schmeckt etwas streng«, sagt er und beißt ein Stück von dem Trockenfleisch ab, »aber es ist immer noch gut.«

Rita schraubt den Deckel auf und spießt mit ihrer Gabel ein Stück Wild auf. Sie hält es sich unter die Nase, schnuppert daran, dann steckt sie die Gabel in den Mund.

»Wow«, sagt sie kauend. »Das ist gut. Schmeckt tatsächlich nach Fleisch.«

»Die Speise der Götter«, sagt Ray, den Mund voller Trockenfleisch. Dann öffnet er eine der Budweiser-Flaschen und trinkt einen Schluck.

Rita probiert erneut, dann streckt sie mir das Einmachglas hin und reicht mir die Gabel. Obwohl sie es bereits für gut befunden hat, zögere ich, hauptsächlich weil ich noch nie Hirsch gegessen und mir nie viel aus Wild gemacht habe. Außerdem fällt es mir schwer zu glauben, dass es nach etwas anderem schmeckt als nach eingelegtem Tofu.

Auf der anderen Seite des Feuers haben Zack und Luke ihr Wild bereits verputzt und säubern mit den Fingern das Innere des Glases.

»Probier mal«, sagt Rita. »Ist wirklich gut.«

Also, ich gehöre ja nicht zu den Leuten, die hinter irgendwelchen alltäglichen Gesten oder unerklärlichen Vorfällen nach einer religiösen Bedeutung suchen, doch bei Ritas Anblick, die mir in ihrem Playboy-Bunny-Kostüm das Wildfleisch präsentiert, muss ich an Eva denken, die Adam den Apfel darbietet. Allerdings ist das hier nicht gerade der Garten Eden. Und falls es ein Paradies gibt, *hat* man uns bereits rausgeschmissen. Also nehme ich den Apfel.

Rita hat Recht. Der erste Bissen schmeckt intensiver, als ich erwartet habe, wenn ich bedenke, dass ich seit dem Unfall kaum was geschmeckt habe. Der zweite ist sogar noch besser. Und erst nach dem vierten fällt mir ein, dass ich mir das Glas vielleicht mit Rita teilen sollte.

»Du willst wirklich nichts davon, Jerry?«, fragt Rita.

»Hab keinen Hunger«, sagt er. Er ist ein wenig vom Feuer abgerückt, den Rücken gegen die Wand gelehnt, neben sich auf dem Boden eine Flasche Budweiser und die Propangaslaterne, und ist in ein Centerfold vertieft.

Während wir Wild essen und Bier trinken, möchte Ray wissen, wie es zu unserem gegenwärtigen Zustand gekommen ist. Da ich meine Tafel nicht dabei habe und Jerry beschäftigt ist, übernimmt Rita das Reden - sie erzählt, wie jeder von uns gestorben ist und dass wir uns zweimal pro Woche in einer Selbsthilfegruppe treffen. Im Gegenzug erklärt Ray, dass es ihn vor knapp einem Jahr auf der Jagd erwischt hat. Er hatte sich unbefugt Zutritt zu einem Privatgrundstück verschafft, und der Besitzer hat behauptet, er habe in Notwehr das Feuer erwidert.

»Notwehr, dass ich nicht lache«, sagt Ray. »Mein Gewehr lehnte neben mir am Baum.«

»Was hast du getan, als er auf dich geschossen hat?«, fragt Rita.

»Gepinkelt«, sagt Ray. »Der Scheißkerl hat mir bei runtergelassenen Hosen eine Kugel verpasst.« Ich nehme mir ein weiteres Stück Wild und grunze.

Als wir aufgegessen haben, sind Zack und Luke eingenicke; sie haben sich wie zwei Katzen zusammengerollt und aneinandergeschmiegt, die leeren Einmachgläser und die beiden Budweiser-Flaschen neben sich auf dem Boden. Jerry ist immer noch in seine Softpornowelt

versunken.

»Erzählt mir von eurer Gruppe«, sagt Ray, legt erneut ein Holzsplit auf's Feuer und öffnet ein weiteres Bier.

Rita gibt ihm einen kurzen Überblick über die Gruppe, über ihre Mitglieder und ihre Zielsetzung, die unter anderem darin besteht, neue Teilnehmer zu gewinnen, indem wir weitere Überlebende bei uns aufnehmen.

»Überlebende?«, fragt Ray. »Klingt für mich nach'nem harmlosen Ausdruck für ›angeschissen‹.«

»Helen ist auf'ner Art New-Age-Trip«, sagt Rita. »Sie möchte uns dabei helfen, dass es uns besser geht.«

Ich nicke und sage »genau«, doch es klingt, als würde ich gleichzeitig niesen und würgen.

»Tja, man kann das nur bewundern, wenn jemand versucht, anderen Menschen zu helfen«, sagt Ray. »Aber letztlich kann man nur sich selbst helfen. Stimmt's, Mr. Hefner?«

Jerry schaut mit glasigen Augen und leicht geöffnetem Mund von seinem *Playboy* auf. Ich glaube tatsächlich, er sabbert.

»Ich persönlich schäme mich nicht für das, was ich bin«, sagt Ray. »Und das solltet ihr auch nicht. Es kommt darauf an, das Beste aus den eigenen Möglichkeiten zu machen. Und wenn du nicht alles hast, was du brauchst, musst du's dir eben nehmen. Oder einen Weg finden, es dir anzueignen.«

Im Grunde sagt Ray dasselbe, was Helen uns die letzten drei Monate erzählt hat, doch aus seinem Mund klingen die Worte sehr viel schlüssiger.

»Würdest du mal zu einem Treffen mitkommen?«, fragt Rita. »Ich bin mir sicher, dass die anderen dich gerne kennenlernen würden.«

»Also, ich weiß nicht, was die beiden davon halten«, sagt Ray und deutet auf die schlafenden Zwillinge neben dem Feuer, »aber ich hab für Selbsthilfegruppen nicht viel übrig. Allerdings schätze ich, es tut auch nicht weh, mal vorbeizuschauen.«

Rita erzählt Ray etwas ausführlicher von den Treffen und bittet ihn, die Zwillinge mitzubringen. Er meint, er wird sein Bestes tun, dann bietet er jedem von uns ein weiteres Bier an.

»Wir sollten jetzt besser gehen«, sagt Rita, während sie einen Blick auf die Uhr wirft. »Es ist schon spät.«

Ab Mitternacht gilt für Zombies die Ausgangssperre, um zu verhindern, dass sich die Untoten ungestört in großen Gruppen zusammenrotten. Und abgesehen von den »Anonyme Untote«-Treffen und Friedhöfen dürfen sich Zombies an keinem anderen öffentlichen Ort versammeln. Man verwehrt uns den Zugang zum Internet, denn die Atmer wollen nicht, dass wir durchs Netz surfen. Vielleicht haben sie Angst, dass wir Zombie-Pornos produzieren. Oder mit ahnungslosen Atmern eine Online-Romanze eingehen. Oder eine politische Community einrichten, die sich für einen gesellschaftlichen Wandel stark macht. Obwohl das durchaus möglich wäre, würden wir uns wohl eher für das Recht einsetzen, Hygieneartikel für Zombies zu entwickeln.

Rita und ich bedanken uns bei Ray für seine Gastfreundschaft, die ihre Fortsetzung findet, als er jedem von uns ein weiteres Einmachglas mit Wild in die Hand drückt. Mit einem Paken *Playboy*-Ausgaben unter dem Arm erhebt Jerry sich von seinem Platz und sagt: »Alter, kann ich mir stattdessen ein paar von den Heften leihen?«

Als wir aufbrechen, drehe ich mich nochmal zum Getreidespeicher um und beobachte, wie er in der Dunkelheit verschwindet, und ich habe das Gefühl, als hätte ich etwas gefunden, was mir bisher gefehlt hat. Ich kann nicht genau sagen, warum, aber zum ersten Mal, seit ich in einer Welt erwacht bin, die mich meiner Menschlichkeit beraubt hat, komme ich mir fast wie ein Mensch vor. Zum ersten Mal habe ich das Gefühl, wieder etwas wert zu sein.

Zum ersten Mal habe ich das Gefühl, dass meine Existenz eine Bedeutung hat.

KAPITEL 10

Als ich am Sonntagmorgen zu mir komme, hat sich das tiefgreifende Gefühl von Unvermögen und eintöniger Schicksalsergebenheit, das mein Dasein die letzten dreieinhalb Monate bestimmt hat, in eine innere Unruhe verwandelt. In fiebrige Erregung. Ich fühle mich wie ein Jugendlicher, der nicht aufhören kann, herumzuzappeln.

»Was ist los, hast du Hummeln im Hintern?«, hat mein Vater immer zu mir gesagt.

Ich weiß nichts von Hummeln im Hintern, aber ich habe das Gefühl, als würde unter meiner Haut irgendetwas herumkrabbeln.

Außerdem haben meine Eltern Freunde eingeladen, um sich bei Mimosas und Pupus das Spiel der Fortyniners anzuschauen. Ich kann hören, wie sie und ihre Gäste oben lachen und jubeln und wie sie den Fernseher anbrüllen, während mich die Wände des Weinkellers in Langeweile hüllen. Ich komme mir wie ein Häftling vor.

Ich versuche meine Angstgefühle zu verdrängen, indem ich mir Wiederholungen von *Die Nanny* und *Golden Girls* anschau. Und mir eine Flasche 1985 Château Cheval Blanc gönne. Und das zusätzliche Einmachglas Wild, das Ray mir gegeben hat. Doch das führt lediglich zu der Erkenntnis, dass der Lifetime Channel, teurer französischer Wein und konserviertes Wildfleisch sich nicht besonders gut dazu eignen, um innere Unruhe zu bekämpfen.

Ich muss hier raus.

Um zu verhindern, dass ich plötzlich oben auftauche und ihnen die erste Party seit meiner Einquartierung im Weinkeller versaue, haben meine Eltern die Tür am oberen Treppenabsatz abgeschlossen. Glücklicherweise hat man über eine Sturmtür auf der Rückseite des Hauses, durch die ich ein und aus gehe, ebenfalls Zugang zum Weinkeller. Das ist praktischer, als die Haustür zu benutzen, und außerdem sind es weniger Treppenstufen; aber vor allem erspart es meinen Eltern die Peinlichkeit, ihren Gästen zu erklären, was mit mir los ist.

Eben hat es noch geregnet, und der düstere Himmel hängt voller dicker Wolken; also werfe ich eine Regenjacke mit Kapuze über, schnappe mir meine Schreibtafel, betrete durch den Hinterausgang den Garten und schließe die Sturmtür hinter mir. Durch eines der Fenster auf der Rückseite kann ich meinen Vater erkennen, wie er in seinem Lieblingssessel vor dem Fernseher hockt - in der einen Hand ein Bier, in der anderen ein paar Chips, amüsiert er sich prächtig mit den Putmans und Dolucas, während meine Mutter mit einem Tablett Mimosas lächelnd das Zimmer betritt.

Alle haben ihren Spaß.

Ich denke daran, heulend oder schreiend durch die Vordertür ins Haus zu torkeln, nur um den Ausdruck auf ihren Gesichtern zu genießen, doch es lohnt sich nicht, dafür einen Familienkrach zu riskieren, also wanke ich vom Fenster zur Seite des Hauses, wo zwischen unserem Haus und dem Nachbargebäude ein schmaler Pfad verläuft, der zu einem kleinen Bach führt. Er fließt durch eine Schlucht hinter unserem Haus, auf deren anderer Seite sich mehrere Geschäftsgebäude befinden. Dort ist am Wochenende normalerweise nichts los. Dort werde ich von niemandem

schikaniert. Dort hört mich niemand schreien, falls jemand meint, er müsste sich auf meine Kosten amüsieren.

Prinzipiell sollte man als Zombie besser nicht ohne Begleitung unterwegs sein. Helen sagt immer, in der Gruppe ist man stark, aber ich möchte alleine sein. Ich möchte einfach spazieren gehen. Ich finde, das ist nicht zu viel verlangt. Spazieren zu gehen, ohne dass man sich dafür rechtfertigen muss. Ohne dass man ständig über die Schulter schauen muss.

Das Tolle an einer Schreibtafel, die man zur Verständigung um den Hals trägt, ist, dass man sie gleichzeitig als Protestschild verwenden kann.

Ich nehme die Tafel ab und lege sie auf den Baumstumpf am Rande der Schlucht. Ich denke einen Moment nach, spiele verschiedene Möglichkeiten durch und entscheide mich dann für eine griffige und schlichte Formulierung. Mit meinem schwarzen abwischbaren Filzstift schreibe ich:

Ich habe

das Recht

spazieren zu gehen Dann hänge ich mir die Tafel wieder um den Hals und setze meinen Weg fort.

Die Schlucht ist nass und matschig, was das Laufen nicht ganz einfach macht, doch ich schaffe es, sie zu durchqueren, ohne hinzufallen - eine echte Premiere. Während ich von der gegenüberliegenden Böschung die zehn Meter in die Tiefe schaue, stelle ich mir vor, dass ein Bergsteiger, der den Mount Everest erklimmt, dasselbe verspürt, wenn er den Gipfel erreicht - ein Gefühl absoluter Zufriedenheit und Vollendung. Vielleicht sollte ich das Ganze aber auch etwas nüchterner betrachten.

Wie an einem Sonntag nicht anders zu erwarten, ist auf der Geschäftsstraße nichts los, abgesehen von einem Radio, aus dem irgendwo »Sweet Home Alabama« tönt. Auch wenn man in Santa Cruz County nur selten auf die Flagge der Konföderierten und auf Gewehrregale trifft, halte ich es für besser, jedem aus dem Weg zu gehen, der Südstaaten-Rock hört, also schlurfe ich über die Straße, vorbei an Elaine's Dance Studio, und hinter einem Laden für Tierbedarf eine Gasse hinunter, bis ich vor einem leeren Gebäude stehen bleibe, in dem früher mal ein Beerdigungsinstitut war.

Von einer morbiden Faszination zu der Leichenhalle hingezogen, blicke ich durch das Schaufenster, obwohl sie seit Jahren leersteht. Ich bin nie drin gewesen, trotzdem fühle ich mich ihr verbunden, als würden wir beide im selben Rhythmus schwingen.

Ich denke oft über den Tod nach.

Nicht Gevatter Tod, der in seinem altmodischen Grufti-Gewand herumschleicht und diese lächerliche Sense mit sich herumschleppt. Was für ein Angeber! Nein. Ich meine, wie diese Erfahrung Körper und Geist beeinflusst und zerstört.

Wenn das Herz aufhört zu schlagen, wird dem Gewebe und den Zellen Sauerstoff entzogen. Der Kohlendioxidgehalt steigt, die Abfallprodukte können nicht mehr abtransportiert werden und vergiften die Zellen, worauf diese sich von innen heraus auflösen, bis sie platzen und Flüssigkeit freisetzen, die sich im ganzen Körper verteilt. Die Zellen in Gehirn und Leber verabschieden sich in der Regel als Erstes, während Hautzellen, die man vierundzwanzig Stunden nach Eintritt des Todes der Leiche entnommen hat, auf einem entsprechenden Nährboden immer noch wachsen. Ich habe viel Zeit.

Vielleicht kann ich auch deswegen nicht aufhören, über den Tod nachzudenken, weil es auf meiner Aufgabenliste steht:

In Reinigungsmittel baden.

Grosse Pointe Blank auf TNT anschauen.

Über den Tod nachdenken. An der Luft verwest eine menschliche Leiche doppelt so schnell wie im Wasser und viermal so schnell wie unter der Erde. In der Regel bleiben Leichen länger

intakt, wenn sie tiefer begraben werden, vorausgesetzt, die Erde ist nicht feucht, während eine Leiche, die an der Luft verwest, rasch von Insekten und anderen Tieren aufgefressen wird - wie Larven von Aasfliegen, Käfern, Ameisen und Wespen. In tropischen Regionen kann sich eine Leiche in weniger als vierundzwanzig Stunden in ein hektisches Gewusel aus Maden verwandeln. Derlei tröstliche Gedanken helfen mir zu entspannen, wenn ich Probleme habe einzuschlafen. Womöglich bin ich einfach deshalb so vom Tod besessen, weil ich darum betrogen wurde. Meine Frau hat vom Reisebüro für den Trip ins Jenseits ein All-Inclusive-Ticket bekommen, während man mich am Gate mit dem Gepäck hat stehen lassen. Nur dass ich eigentlich gar kein Gepäck habe. Nichts aus meinem Leben hat mich in mein untotes Dasein begleitet. Weder meine Koffer noch irgendwelche Andenken. Oder mein persönliches Hab und Gut. Nichts außer dem Anzug, den ich anhatte, als ich aus dem Kühlhaus getorkelt bin. Unser ganzer sonstiger Besitz, all die Gegenstände, die mich im Leben mit Annie und Rachel verbunden haben, wurden einkassiert, verkauft, verschenkt oder weggeworfen. Manchmal kommt es mir so vor, als hätten Annie und Rachel außer in meinem Kopf nie existiert.

Helen ermutigt uns stets, uns nicht an die Vergangenheit zu klammern, so dass wir unser altes Leben und den ganzen damit verbundenen Ballast loslassen können. Auch wenn ich zugeben muss, dass die Gruppe mir geholfen hat, mich nicht länger zu bemitleiden, ändert das nichts an der Tatsache, dass ich meine Frau und meine Tochter vermisste. Obwohl mein Herz aufgehört hat zu schlagen, tut es immer noch weh.

Bevor ich mich abwende, um weiterzugehen, bemerke ich meine Reflexion in der Glasscheibe. Normalerweise halte ich mich von Spiegeln und allen Gegenständen fern, in denen man sich einigermaßen erkennen kann. Es ist schon ohne optischen Verweis auf mein neues Aussehen schwer genug, nicht an die Vergangenheit zu denken. Vielleicht ist es die unscharfe Reflexion oder das weiche Licht oder Rays Äußerung, dass wir uns nicht schämen müssen für das, was wir sind, doch an diesem Morgen wirken meine Narben und Nähte nicht ganz so abstoßend wie sonst. Mit einem Selbstvertrauen, wie ich es seit Monaten nicht mehr verspürt habe, arbeite ich mich bis zum Soquel Drive vor, überquere die Straße und wanke auf dem gegenüberliegenden Seitenstreifen Richtung Soquel Village. Ich laufe dieselbe Strecke wie zum Bürgerzentrum, aber diesmal im gedämpften Licht des Vormittags statt im diffusen Zwielflicht der frühen Abendstunden, und ich bin allein - vornübergebeugt und humpelnd, das typische, klischeehafte Exemplar eines Zombies, mit einem schwarzen Regenumhang und einem Protestschild um den Hals. Selbst mit hochgezogener Kapuze falle ich auf wie ein Vegetarier auf einer Grillparty. Keine zwei Minuten auf der Straße, und die Autos fangen an zu hupen. Gefolgt von Gebrüll und Beschimpfungen. Ich muss zugeben, einige der Kommentare sind wenigstens originell.

»Hey Zombie, wird Zeit, dass du verrottet.«

»George A. Romero hat angerufen - du hast die Rolle nicht gekriegt.«

Doch das meiste, was man mir an den Kopf wirft, ist das übliche Sammelsurium wüster Beschimpfungen, der kleinste gemeinsame Nenner an Beleidigungen.

»Zombie go home.«

»Tote Typen sind echte Scheiße.«

Und mein persönlicher Favorit:

»Nimm das!« (Mit ausgestrecktem Mittelfinger.)

Ich frage mich, wie viele dieser Leute wohl die Kirche besuchen.

Nicht alle Atmer sind so fies und gemein zu uns, doch manchmal denke ich voller Scham daran, dass ich mal einer von ihnen war.

Obwohl man mich beschimpft, kann ich nicht anders, als weiter Richtung Village zu laufen. Keine Ahnung, ob es die innere Unruhe der letzten Tage ist, meine neu gewonnene Selbstsicherheit, jetzt, wo ich für meine Überzeugungen eintrete, oder das Protestschild um

meinen Hals, das mich ermutigt, aber ich gebe diesem Impuls nach. Als wäre es das Einzige, worauf es jetzt ankommt.

Ein schwarzer Nissan Sentra fährt an mir vorbei, und eine Frau beugt sich aus dem Fenster und beschimpft mich als »Freak«. Ein silberner Dodge Plymouth drosselt das Tempo, und ein Schwarzer mit Rastalocken und Spitzbart spuckt mich an. Ein Junge auf dem Rücksitz eines weißen BMW wirft ein angeknabbertes Sandwich nach mir und trifft mich an der Brust; Mayonnaise und Thunfisch spritzen auf mein Schild und meinen Regenumhang. Und als der Wagen vorüberfährt, höre ich ihn lachen, während seine Mutter ihn dafür lobt.

»Toller Wurf, Steven.«

Direkt hinter dem Safeway-Supermarkt und dem Round Table Pizza führt die Straße hinab ins Soquel Village. Als ich das Schild mit der Aufschrift »Soquel Village - gegründet 1852« erreiche, werde ich mit einem Kaffeebecher, Kartoffelsalat, rohen Eiern, Orangensaft und einem »Kentucky Fried Chicken«-Eimer empfangen. Nach dem Originalrezept.

Nicht alle Zombies müssen solche Demütigungen wie ich ertragen. Aber viele schon. Und einigen ergeht es noch schlimmer. Ich bin allerdings der typische Vertreter eines Zombies, das Paradebeispiel eines Untoten: schwankender Gang, humpelnd, mein Gesicht ein Flickenteppich aus Haut und Nähten. Man könnte mir genauso gut ein Schild mit der Aufschrift *Beschimpft mich* an den Rücken tackern.

Hinter der offiziellen Grenze des Village geht der Seitenstreifen in einen Gehweg über, und beide Seiten der Straße werden von Geschäften gesäumt. Vor Crawford's Antiques, der sonntags geschlossen hat, bleibe ich schließlich stehen. Erneut erblicke ich im Schaufenster mein Spiegelbild, zum Teil verdeckt von den geschwungenen Buchstaben des Ladenschildes, aber deutlich genug, um zu erkennen, dass ich mit Essensresten übersät bin, und diesmal frage ich mich, was ich zum Teufel hier verloren habe.

Ich habe hier nichts zu suchen. Ich bin kein Atmer. Die Welt der Lebenden ist nicht mehr meine Welt, egal, wie sehr ich mich danach sehne oder sie vermisse oder glaube, ich könnte unbehelligt in ihr herumspazieren. Ich will einfach nur meine Ruhe und einen gewissen Freiraum, die Freiheit, selbst zu entscheiden, wer ich sein und was ich tun möchte. Doch das gesteht man mir nicht zu. Ich bin ein nicht-menschlicher, seelenloser Freak. Es würde keinen Unterschied machen, wenn es mich nicht gäbe.

Während ich mein Spiegelbild anstarre, wird mir klar, dass es ein großer Fehler war, herzukommen. Egal, welcher Impuls mich bis hierher getrieben hat, ich spüre nichts mehr davon. Ich will einfach nur noch nach Hause, bevor die Leute mich mit etwas bewerfen, das einen größeren Schaden anrichten kann als ein »Kentucky Fried Chicken«-Eimer.

Ehe ich mich abwende, um den Heimweg anzutreten, erscheint neben mir eine weitere Reflexion. Für einen Moment stehe ich regungslos da, gefangen in einem Moment, auf den ich nicht vorbereitet war, unsicher, was ich als Nächstes tun soll. Plötzlich bin ich einfach nur froh, dass ich einen Spaziergang unternommen habe.

Die Reflexion lächelt mich an, fährt mit dem Finger über meinen Umhang, steckt ihn in den Mund und sagt: »Fehlt nur noch etwas Salz.«

Mein Spiegelbild lächelt ebenfalls und wendet sich von mir ab, als ich mich zu Rita umdrehe. Sie trägt einen königsblauen Pullover mit V-Ausschnitt über einem schwarzen T-Shirt, dazu eine Blue Jeans und schwarze Stiefel. Ihre Lippen erstrahlen in Juicy Pink. Als wären sie mit Kaugummi überzogen.

Sie hat weder Schal noch Handschuhe an. Die Nähte an Hals und Handgelenken fallen sofort ins Auge, zeichnen sich für jeden deutlich sichtbar dunkel auf ihrer blassen Haut ab. Sie sieht umwerfend aus.

Wir lächeln einander an, keiner sagt etwas. Das heißt, Rita sagt nichts, und ich grunze oder

stöhne nicht, doch uns beiden ist klar, dass wir hergekommen sind, weil uns eine vage Ahnung dazu getrieben hat. Warum uns beide? Warum heute? Das spielt keine Rolle. Nur, dass wir es bis hierher geschafft haben. Und dass wir keine Angst haben.

Sie nimmt mich bei der Hand und führt mich von Crawford's hinunter ins Village. Ich muss die ganze Zeit lächeln. Als hätte ich ein erstes Date und könnte nicht glauben, dass das wirklich passiert. Ich bin nervös und aufgeregt und spüre gleichzeitig ein Selbstvertrauen, wie ich es seit meinem Tod nicht mehr empfunden habe. All das und noch mehr. Aber vor allem tue ich eins: lächeln. Ein Blick auf Rita zeigt mir, dass sie ebenfalls lächelt.

Stumm, ganz für uns, trotten wir die Straße hinunter und vermeiden alles, um aufzufallen, dennoch ziehen wir die Blicke magnetisch auf uns. Als würden wir bei der Oscar-Verleihung über den roten Teppich laufen, auch wenn wir nicht gerade wie Tom Cruise und Katie Holmes aussehen.

Ausrufe der Verwunderung und des Entsetzens begleiten uns wie Applaus. Beleidigungen explodieren wie Blitzlichter. Irgendwer wirft einen Styroporbecher und bespritzt mich mit Malzbier. Gefolgt von einem Marmeladen-Donut. Jemand verständigt per Handy die Polizei. In der Ferne ertönen Sirenen, werden lauter. Kurz darauf kommt der Transporter der Animal Control quietschend um die Ecke geschossen und rast direkt auf uns zu.

Es ist der schönste Tag meines bisherigen Daseins.

KAPITEL 11

Jeder Zombie muss sich beim Amt für Wiederauferstehung registrieren lassen, wo er eine Identifikationsnummer zugeteilt bekommt. Einen Pass. Wie bei einem Hund oder einer Katze. Auf meinem Pass stehen mein Name, Adresse und Telefonnummer sowie meine Ausweisnummer, die 1073 lautet. Das heißt, ich bin der tausenddreundsiebzigste Untote in Santa Cruz County, dem ein Pass ausgestellt wurde.

Normalerweise trägt man ihn wie eine Hundemarke an einer Kette, was, da bin ich mir sicher, eine Beleidigung für Armeeangehörige und Hunde gleichermaßen ist. Einige Zombies haben ihn am Handgelenk, während andere, etwas subversivere Untote, sich weigern, eine Marke zu tragen. Denn abgesehen davon, dass ein Zombie mit ihrer Hilfe schnell identifiziert und nach Hause verfrachtet werden kann, lassen sich damit auch Störenfriede aufspüren. Aber nicht jeder Zombie möchte, dass man ihn findet. Nicht jeder Zombie hat ein Zuhause. Nicht jeder Zombie hat so verständnisvolle Eltern wie ich.

»Zweihundert Dollar!«, brüllt mein Vater hinter dem Lenkrad, das Gesicht rot vor Wut, während er meine Mutter und mich nach Hause fährt. »Zweihundert Dollar!«

So viel hat es gekostet, mich bei der SPCA auszulösen.

Mein erster Trip dorthin war gratis, denn ich wurde ohne das Wissen meiner Eltern reanimiert. Doch für jeden weiteren Aufenthalt dort muss man eine Geldstrafe zahlen, um für die Unterbringungs- und Transportkosten aufzukommen. Trinkgeld und Steuern inklusive.

»Hast du eine Ahnung, wie lächerlich du mich heute gemacht hast?«, sagt mein Vater und betrachtet mich im Rückspiegel, während er an einer roten Ampel bremst. »Hast du mal darüber nachgedacht, bevor du das Haus verlassen hast?«

»Ich glaube nicht, dass er uns lächerlich machen wollte, Harry«, sagt meine Mutter und dreht sich auf dem Beifahrersitz zu mir um, mit einem Lächeln wie June Cleaver. »Oder, mein Liebling?«

Ich habe, ehrlich gesagt, keine Ahnung. In gewisser Weise wollte ich meinen Vater vielleicht schon bloßstellen. Seit ich wieder zu Hause bin, hat er nichts anderes getan, als mich runterzuputzen. Von ihm kam nicht die geringste Unterstützung. Keinerlei Mitgefühl. Keine elterliche Liebe. Vielleicht verhalte ich mich wie ein vernachlässigtes Kind, das nach Aufmerksamkeit schreit, nur dass ich nicht schreie, sondern mich von der Animal Control schnappen und in einen Käfig sperren lasse.

Beinahe hätte ich auf die Frage meiner Mutter mit einem Nicken geantwortet, doch dann schüttle ich den Kopf und grinse. Offensichtlich strahle ich etwas Beunruhigendes und Boshaftes aus, denn meiner Mutter gefriert das Lächeln im Gesicht, und verkrampft wendet sie sich wieder dem Verkehr auf der Kreuzung vor uns zu.

Im Wagen neben uns starrt mich ein Junge durch das Rückfenster mit großen Augen und offenem Mund an. Ich strecke ihm die Zunge heraus, und er fängt an zu schreien.

»Was zum Teufel hattest du überhaupt im Village zu suchen?«, fragt mein Vater, während er Gas gibt.

Neben mir auf dem Sitz liegt meine Tafel. Ich platziere sie auf meinem Schoß, ziehe den schwarzen Stift hervor und schreibe *War spazieren*, dann drehe ich die Tafel in Richtung meiner Eltern.

»Spazieren?«, sagt mein Vater. »Du kannst nicht einfach spazieren gehen, wenn dir gerade danach ist. Und auch noch an einem Sonntag. Mein Gott, stinkt das hier drin.«

»Harry, sei nicht so streng mit ihm«, sagt meine Mutter. »Er hat einen harten Tag gehabt.«

»Ist mir egal«, sagt mein Vater und kurbelt das Fenster herunter. »Das gibt ihm noch lange nicht das Recht, sich in der Stadt rumzutreiben und uns in Unkosten zu stürzen. Zumindest wenn er nicht will, dass er in einer Forschungseinrichtung landet.«

Seit ich nach Hause zurückgekehrt bin, droht mein Vater ständig damit, mich fortzugeben.

»Vielleicht hat er sich einfach gelangweilt«, sagt meine Mutter. »Schließlich ist er die meiste Zeit im Weinkeller eingesperrt und schaut fern. Da würde ich mich auch langweilen.«

»Tja, Pech«, sagt mein Vater. »Er hat seinen Platz in der Gesellschaft, und er findet sich besser damit ab, wenn er weiter mit uns unter einem Dach wohnen will.«

Meistens diskutieren meine Eltern über mich, als wäre ich in einem anderen Zimmer. Doch heute ärgert mich das nicht, noch weckt es in mir den Wunsch, meinen gesunden Arm zu heben und zu schreien. Nachdem man Rita und mich geschnappt und uns Obszönitäten und abfällige Bemerkungen an den Kopf geworfen hat, bin ich immer noch voll auf Adrenalin. Ich kann immer noch hören, wie sie lachte, als man uns in den Transporter der Animal Control verfrachtet hat. Es war kein nervöses oder verächtliches, sondern ein lautes und befreites Lachen - wie von jemand in der Achterbahn, der seine Angst vergisst und merkt, dass es viel mehr Spaß macht, die Fahrt zu genießen.

In der SPCA wurden Rita und ich in zwei getrennte, gegenüberliegende Käfige gesperrt. So ähnlich wie Charlton Heston und Linda Harrison im Original von *Planet der Affen*. Wie wir dort im vorderen Bereich der Käfige standen, an die Gitterstäbe geklammert, die Gesichter gegen das Metall gepresst, beide mit einem Lächeln im Gesicht, stumm, hätte es mich nicht gewundert, wenn ein uniformierter Gorilla vorbeimarschiert wäre und uns in die Käfige zurückgeprügelt hätte.

Kurz nach unserer Ankunft tauchte Ritas Mutter auf, um ihre Tochter abzuholen. Bevor sie mich dort zurückließ, ist Rita an meinen Käfig getreten und hat mich gefragt, ob mit mir alles okay sei. Ich habe genickt und den Daumen in die Höhe gereckt. Dann hat sie mich zu sich herangezogen, sich zum Gitter vorgebeugt und mir einen Kuss auf den Mund gegeben.

»Bis bald, Andy«, hat sie gesagt und ist wie eine Göttin davongeschlendert.

Bei dem Gedanken daran muss ich erneut grinsen, doch anders als eben ist mein Lächeln frei von

jeder Boshaftigkeit. Natürlich kriegen weder Mom noch Dad irgendwas davon mit. Sie sind zu sehr damit beschäftigt, über mich in der dritten Person zu reden.

KAPITEL 12

... zweiunddreißig ... dreiunddreißig ... vierunddreißig ...

Ich sitze in der Praxis meines Therapeuten und schaue mal wieder dabei zu, wie auf der Digitaluhr mit den roten Ziffern stumm die Sekunden verstreichen. Es sind fast fünf Minuten vergangen, seit ich auf dem Stuhl Platz genommen habe, während Ted hinter meiner rechten Schulter sitzt, mit dem Stift auf seinen Notizblock klopft und Grimassen schneidet. Er hat weniger Falten als beim letzten Mal, was bedeutet, dass er sich schon wieder Botox spritzen hat lassen.

In der Ecke bläst der Lufterfrischer heute zischend einen Fliederduft ins Zimmer.

»Wie fühlen Sie sich heute, Andrew?«

Ich denke einen Moment nach, dann kritzle ich meine Antwort auf die Tafel:

Ängstlich.

Zwei weitere Minuten verstreichen. Ich hoffe, dass wir nicht die ganze Sitzung so dahocken. Sonst hätte ich auch zu Hause bleiben und mir auf *FX Pizza Pizza - ein Stück vom Himmel* anschauen können.

... siebzehn ... achtzehn ... neunzehn ...

»So haben Sie sich auch schon beim letzten Mal gefühlt, nicht wahr?«, sagt er.

Wenigstens weiß ich jetzt, dass Ted sich Notizen macht. Entweder das, oder er projiziert seine Angst auf mich. Schließlich sitzt er mit einem Zombie alleine in einem Zimmer.

»Vielleicht sollten wir versuchen, hinter die Gründe deiner Angst zu kommen«, sagt Ted.

Ich seufze. Man muss nicht lange herumstochern, um zu erkennen, dass jemand, der zum gesellschaftlichen Außenseiter geworden ist und den größten Teil des Tages damit verbringt, Kabelfernsehen zu schauen und Wein zu trinken, während er sich nach Freiheiten sehnt, die ihm per Gesetz verwehrt sind, hin und wieder vielleicht unter Angstzuständen leidet. Ich gebe mein Bestes, meine Situation und die damit verbundenen Herausforderungen zu akzeptieren. Denn einer von Helens Lieblingsprüchen lautet:

AKZEPTIERE DEINE LEBENSWIRKLICHKEIT.

Also versuche ich es. Doch seit Halloween fällt es mir schwerer, sie zu akzeptieren. Ich dachte, das Gefühl verschwindet wieder, doch es ist, wenn überhaupt, noch stärker geworden. Seit ein paar Tagen schleiche ich mich, nachdem meine Eltern ins Bett gegangen sind, aus dem Haus, schlendere durch die Schlucht und schaffe es gerade noch rechtzeitig zur Ausgangssperre zurück in den Weinkeller. Es ist, als würde ich nach etwas suchen, ohne zu wissen, wonach.

Im Idealfall sollte einem ein Therapeut genau dabei helfen. Sich selbst und sein Verhalten zu verstehen. Seine Beweggründe. Seine Sehnsüchte. Ich glaube allerdings, dass die meisten Atmer, die diese Form der Hilfe benötigen, nicht bei einem künstlich konservierten, ichbezogenen Therapeuten landen, dessen Vorstellung von persönlicher Weiterentwicklung sich auf den Einsatz plastischer Chirurgie beschränkt.

Ted klopft mit dem Stift erneut auf seinen Notizblock und schneidet Grimassen. Ich blicke abermals zur Digitaluhr, wo die Sekunden sich zu Minuten ballen und die Minuten die Stunden auffressen, und ich frage mich, ob Ted sich jemals daranmachen wird, die Gründe für meine Angst herauszufinden.

»Wie war Ihre Kindheit?«, sagt er.

Ich verdrehe die Augen und fragte mich, wie viele von Teds Patienten wohl Selbstmord begehen. Ich denke daran, ihm die Standardantwort zu geben, ein nichtssagendes, belangloses *Schön* oder *Normal*. Was ja auch stimmt. Dad hat das Geld verdient. Mom war für den Haushalt und das Kochen zuständig. Und Andy hat die Schule besucht, Sport getrieben und möglichst wenig Ärger gemacht. Unspektakulär. Undramatisch. Untraumatisch. Doch statt mich ans Drehbuch zu halten, schreibe ich: *Ich wurde missbraucht*.

»Wirklich?«, sagt Ted.

Nein, nicht wirklich. Aber warum nicht?

»Wurden Sie sexuell oder emotional missbraucht?«, fragt er.

Beides.

Ted kritzelt etwas in seinen Block, dann fängt er wieder an, mit seinem Stift darauf herumzuklopfen.

Der Lufterfrischer bläst zischend eine weitere Ladung Fliederduft ins Zimmer. Ich persönlich hätte wieder Lavendel vorgezogen. Oder vielleicht Gardenie.

»Wie ist momentan das Zusammenleben mit Ihren Eltern?«, fragt er.

Großartig.

»Großartig?«, sagt er und runzelt die Stirn.

Es fällt mir schwer, ein ernstes Gesicht zu machen, denn ich hatte lange nicht mehr so viel Spaß mit einem Atmer.

»Sie empfinden keinen Groll oder Hass?«

Nein, schreibe ich.

»Interessant«, sagt Ted, während er sich noch mehr nutzlose Notizen macht.

... zweiundvierzig ... dreiundvierzig ... vierundvierzig ...

»Was machen Sie, wenn Sie mit Ihren Eltern zusammen sind?«, fragt er.

Wir spielen Mensch ärgere dich nicht.

»Mensch ärgere dich nicht?«, sagt er, als würde er den Ausdruck zum ersten Mal hören. »Sie spielen mit Ihren Eltern Mensch ärgere dich nicht?«

Und Twister.

KAPITEL 13

Jeder erste Freitagabend im Monat ist für die Gruppe eine Art gesellschaftliches Ereignis. Mit seinen wechselnden Exkursionen.

Jerry nennt es die Welttodestour.

Wir treffen uns dann alle auf dem Friedhof, um einem Angehörigen oder Freund unsere Ehre zu erweisen und uns daran zu erinnern, dass wir, obwohl wir nicht mehr unter den Lebenden weilen, noch nicht tot sind. Damit wir die Möglichkeit zu schätzen lernen, die sich uns dank unserer neuen Existenz bietet, und damit wir begreifen, dass wir etwas Besonderes sind. Bei mir verstärkt das lediglich das Gefühl, vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen zu sein. Oder muss es gesellschaftlicher Tod heißen? Oder gesellschaftlicher Untod? Jedenfalls komme ich mir dabei so ungewöhnlich wie Mayonnaise vor.

Heute Abend treffen wir uns auf dem Oakwood Memorial Cemetery, gegenüber dem Dominican Hospital, direkt auf der anderen Straßenseite. Für die Patienten muss das ein tröstlicher Gedanke sein. Ich frage mich, ob sie die unheilbar kranken und älteren Patienten im Südflügel unterbringen, mit einem Fenster auf den Friedhof hinaus, damit sie sich schon mal an den Anblick gewöhnen können.

In ein paar Tagen ist Neumond, und bis auf das Umgebungslicht des Krankenhausparkplatzes ist es auf dem Friedhof fast vollkommen dunkel. Zombies sehen nicht besonders gut, was einen nächtlichen Spaziergang über den Friedhof zu einem kleinen Abenteuer macht. Selbst wenn man mit hundertprozentiger Sehkraft gestorben ist, lässt sie kurz nach der Wiederbelebung nach. Je länger man untot ist, desto schlechter wird das Sehvermögen. Es ist gar nicht so ungewöhnlich, dass Zombies, die schon eine Weile untot sind, eine Brille tragen.

Weiter vorne gerät Tom ins Straucheln und stürzt grunzend gegen einen Grabstein.

Vielleicht geht es nur mir so, aber eine Horde wiederbelebter Leichen, die an einem Freitagabend nach zehn Uhr über den Friedhof wanken, ist nicht gerade die beste Weise, mit den gängigen Zombie-Klischees aufzuräumen.

Obwohl einige Kulturen in Westafrika und der Karibik glauben, dass Zombies durch einen Voodoo-Fluch oder die Übertragung eines Virus entstehen, halten die meisten Menschen Zombies für fleischfressende Monster - ein Klischee, das von Hollywood und Horrorautoren beständig am Leben erhalten wird und das bei unserem aussichtslosen Kampf, unser öffentliches Image aufzupolieren, nicht hilfreich ist. Allerdings ist es ziemlich schwierig, einen guten Presseagenten zu engagieren, wenn man mit dem Budget von Twentieth Century Fox oder Random House nicht konkurrieren kann. Und wenn die meisten Presseagenten glauben, dass man ihr Gehirn verspeisen will.

Meiner Meinung nach trifft die Medien an der Verbreitung einer Anti-Zombie-Stimmung genauso viel Schuld wie den Rest der Gesellschaft. Dank Nachrichtensendungen rund um die Uhr auf allen Kanälen und einem Publikum, das dem Nervenkitzel und Schreckensmeldungen den Vorzug gibt vor dem Unspektakulären und Erbaulichen, kriegen Zombies mehr schlechte Publicity als Präsident, Kongress und O. J. Simpson zusammen.

Jedes Mal, wenn ein Zombie etwas Verbotenes tut, selbst wenn man ihn zu dem Übergriff provoziert hat, wird der Vorfall in den landesweiten Nachrichten zu Tode genudelt, bis der Äther von Kommentaren und Augenzeugenberichten erfüllt ist, ebenso wie von Forderungen nach unserer vollständigen Vernichtung. Denn statt darüber zu berichten, wie die Untoten Treffen abhalten, Spielzeug für bedürftige Kinder sammeln und Wohltätigkeitsbasare veranstalten, richten die Medien ihren Fokus auf eine Minderheit von uns und verbreiten mit ihrer irreführenden Berichterstattung Angst und Schrecken. Ich meine, nur weil der eine oder andere Asiate nicht weiß, wie man einen Wagen steuert, heißt das noch lange nicht, dass dort alle lausige

Autofahrer sind. Okay. Schlechtes Beispiel. Aber ihr wisst, was ich meine. Die Atmer glauben, was sie glauben wollen, ungeachtet der Fakten.

Weitere Mythen, die die Medien über Zombies in die Welt gesetzt haben:

Wir bewegen uns nur langsam fort.

Unser Intelligenzquotient tendiert gegen null.

Wir können elektromagnetische Impulse sehen.

Wir haben übermenschliche Kräfte.

Wir sind mit Vampiren verwandt.

Einige Wochen nach der Wiederbelebung

werden wir taub. Und, auch wenn unsere Geruchsnerve noch funktionieren, können wir, im Gegensatz zu einer weit verbreiteten Ansicht, Atmer nicht schon von weitem riechen.

Eine der wenigen Eigenschaften, die in den Medien richtig dargestellt wird, ist die Tatsache, dass wir unempfindlich gegenüber körperlichen Schmerzen sind. Trotzdem kann man immer noch unsere Gefühle verletzen.

»Da wären wir«, sagt Tom, als wir die Grabstelle seiner Schwester erreichen, die von einem Pitbull totgebissen wurde. Ich schätze, das liegt in der Familie.

Wir versammeln uns im Kreis um das Grab.

»Das ist Donna«, sagt Tom. »Donna, das hier sind die anderen.«

Die anderen murmeln »Hi, Donna«, und von Jerry kommt ein »Was geht?«. Ich winke einfach.

»Wie alt war deine Schwester, als sie gestorben ist?«, fragt Naomi und steckt sich eine Zigarette an.

»Sie war erst vierzehn«, sagt Tom, während das zerfetzte, freiliegende Gewebe unter seinem linken Auge im flackernden Schein von Naomis Feuerzeug wie ein schwarzes, zerstörerisches Muttermal aufleuchtet. »Eigentlich bin ich ihretwegen Hundetrainer geworden. Ich dachte, so könnte ich verhindern, dass jemand anders dasselbe Schicksal erleidet.«

»Ups«, sagt Carl.

Jerry kichert, und Rita gluckst. Ihr Lachen ist ansteckend, und ich muss grinsen.

Heute Abend trägt Rita einen knöchellangen Rock zu einer schwarzen Wollstrickjacke und einem weißen Rollkragenpulli, der lediglich einen Tick heller ist als ihre Haut. Im Dunkeln wirkt es fast, als wäre sie unter der Strickjacke nackt.

Heute sehe ich Rita zum ersten Mal seit unserem Sonntagsspaziergang und Abschiedskuss in der SPCA wieder, und ich fühle mich ein wenig unwohl. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten oder was ich grunzen soll. Außerdem habe ich Schuldgefühle. Denn der Friedhof erinnert mich an Rachel. Ich möchte nicht unbedingt auf diese Weise an meine Frau erinnert werden, aber was soll man machen? Doch als Rita in meine Richtung blickt und lächelt, lösen sich die Schuldgefühle mehr oder weniger in Luft auf.

Nachdem wir Toms Schwester die Ehre erwiesen haben, folgen wir Helen zum Grab ihrer Mutter. Tom gerät erneut ins Straucheln und stürzt über einen weiteren Grabstein, so dass die Nähte an seiner rechten Schulter aufplatzen und sich sein Arm lockert. Jerry und Rita können sich kaum noch beherrschen und haben größte Mühe, ihr Kichern zu unterdrücken und den Moment der Stille nicht zu stören, um den Helen uns für ihre Mutter gebeten hat. Sie ist auf der Toilette von Macy's an einem Herzinfarkt gestorben.

Als wir bei Helens Mutter fertig sind, verbringen wir die nächste Dreiviertelstunde damit, die zuletzt Verstorbenen aufzusuchen; nicht um ihnen die Ehre zu erweisen, sondern um uns zu vergewissern, dass sie wirklich tot sind.

Es liegt auf der Hand, dass viele Untote wiederbelebt wurden, nachdem man sie beerdigt oder beigesetzt hat, darum ist eines unserer Ziele auf der Welttodes-tour, diejenigen aufzustöbern, die vor kurzem zur letzten Ruhe gebettet wurden, und zu lauschen, ob sie möglicherweise doch nicht

ganz so in Frieden ruhen. In dem Fall vernehmen wir ihr Klopfen, Schreien, Winseln und hysterisches Gelächter.

Es ist nicht immer ganz leicht, sie zu hören, wenn man bedenkt, dass wir es mit einer Schicht aus zwei Metern Erde und einer dreißig Zentimeter dicken Decke aus Marmor und Beton zu tun haben, ganz zu schweigen von einem Hartholzsarg. Doch wir Untoten sind alle auf derselben Wellenlänge, so dass wir erlauschen, was die Lebenden lieber ignorieren.

Klar, dass Atmer diese Verbundenheit zu den Untoten nicht spüren und daher ihre Hilferufe auch nicht hören. Selbst wenn sie es könnten, ist fraglich, ob sie etwas unternähmen. Eine Exhumierung kostet eine Menge Geld. Ganz zu schweigen von der Schande, die Untoten wieder ins gesellschaftliche Leben zurückzuholen.

Heute Nacht stoßen wir allerdings auf keinen beerdigten oder beigesetzten Untoten, was nicht weiter überrascht. Durchschnittlich wird pro Jahr nur eine von zweihundert Leichen wiederbelebt. Bei jährlich viertausendachthundert Toten in Santa Cruz County ergibt das ungefähr zwei Dutzend Zombies. Und die meisten davon werden vor der Beerdigung wiederbelebt. Nur ganz selten geschieht das mitten während der Beisetzung.

So wie bei Jerry.

Ein Freund von ihm hat das alles mit einer Videokamera aufgenommen und an *Amerikas Lustigste Zombie-Videos* verkauft. Jerry hat die Folge aufgezeichnet und zu einem unserer Treffen mitgebracht, um sie uns zeigen.

Es war eine ganz normale Beerdigung. Der Pfarrer steht oben auf dem Podium und hält voller Inbrunst eine Rede, während er um Fassung ringt. Im Hintergrund das Geräusch schluchzender Trauergäste. Der geschlossene Sarg, umgeben von Fotos und mit Blumen behängt. Dann plötzlich rutscht eines des Gestecke herunter, und der Deckel öffnet sich langsam. Man hört die Leute keuchen und schreien, während Stühle umkippen und entsetzte Gesichter an der Kamera vorbeiwischen und der Pfarrer rückwärts vom Podium taumelt und brüllt: »Gütiger Gott!« Jerry setzt sich im Sarg auf, zieht die Plastikkappen und Wattebäuschchen unter den Lidern hervor und schaut sich blinzeln im Raum um.

Die Kamera geht näher ran - eine Großaufnahme von Jerry mit seinen aufgeschürften roten Wangen, den Kopf in Mull gewickelt, während sein Vater außerhalb des Bildausschnitts aufheult. Jerry blinzelt und schüttelt den Kopf, lässt seinen Blick erneut durch den Raum wandern und betrachtet den Sarg, dann fährt er herum, starrt direkt in den Fotoapparat und sagt: »Alter, ist das meine Kamera?«

Da Jerry in einem geschlossenen Sarg beerdigt wurde, hatte der Bestatter darauf verzichtet, seinen Mund zuzunähen. Ich wünschte, ich hätte auch so viel Glück gehabt. Mein Bestatter hat wirklich auf jede Kleinigkeit geachtet. Absolut schulbuchmäßig. Er hat meine Körperhöhlen mit Watte voller Gel ausgestopft und mir unter meiner Kleidung einen hautengen Body aus Plastik angezogen, um die austretende Körperflüssigkeit aufzufangen. Es war höllisch schwer, aus dem verdammten Ding wieder rauszukommen.

»Okay«, sagt Helen, als wir uns alle vor dem Hauptmausoleum versammelt haben. »Ich möchte, dass jeder von euch die nächsten zehn Minuten für sich alleine verbringt. Macht euren Kopf frei von allen negativen Gedanken und von dem Bild, das ihr von euch selbst habt, und nehmt Verbindung mit dem Universum auf. Lasst euch treiben. Ohne dabei zu verkrampfen. Gebt euch ganz dem Moment hin und seid einfach.«

Manchmal frage ich mich, wie viel LSD Helens Mutter während der Schwangerschaft geschluckt hat.

Jeder schlurft in eine andere Richtung, während Helen am Mausoleum bleibt und uns wie die Aufsicht in der großen Pause im Auge behält. Kurz darauf sind alle in der Dunkelheit verschwunden, allerdings kann ich sehen, wie die glühende Asche von Naomis Zigarette rechts

von mir davonschwebt.

Ich versuche mich an Helens Anweisung zu halten, konzentriere mich auf überhaupt nichts und versuche, den Kopf freizukriegen. Vergeblich. Ich muss an Rita und Rachel denken. Rachel und Rita. Mit der einen habe ich zehn Jahre meines Lebens verbracht, mit der anderen zehn Minuten im Transporter der Animal Control. Die eine duftete nach Lavendelseife und »White Linen«, die andere stinkt ein wenig nach verwesendem Fleisch. Die eine ist tot und kalt, die andere untot und heiß.

Ich hätte wirklich nicht gedacht, dass ich mal vor so einem Beziehungsproblem stehen würde. Während ein Teil von mir sich immer noch der Beziehung verbunden fühlt, die ich mit Rachel hatte, und dem Schmerz, der mich hin und wieder überwältigt, spüre ich doch auch, dass uns inzwischen mehr trennt als bloß der Tod. Es ist wie eine völlig andere Kultur. Wie eine andere Gesellschaftsschicht. Wie der Unterschied zwischen den Lebenden und den Untoten. Denn selbst wenn Rachel überlebt hätte, wären wir nicht zusammengeblieben. Von der Erziehung unserer Tochter mal ganz abgesehen, kommen Atmer nur selten wieder mit ihrem untoten Expartner zusammen. So ist es jedenfalls einfacher für mich. So werden keine Gefühle verletzt. So muss keine Entscheidung getroffen werden.

Mir ist allerdings klar, dass das nicht die ganze Wahrheit ist. Denn ich muss durchaus eine Entscheidung treffen. Meine Frau ist tot und liegt unter einer zwei Meter dicken Erdschicht begraben, während Rita untot ist, aber hier bei mir. Sie ist vom selben Schlag. Und als Untoter sind meine Chancen auf ein Liebesabenteuer äußerst begrenzt. Bisher bin ich noch auf keiner Single-Party für Zombies gewesen, aber ich habe gehört, dass sie ein wahres Festessen für Maden sein sollen.

An manchen Abenden, wenn ich nicht einschlafen kann, höre ich wieder die Stimme meiner Mutter, zittrig und schrill, wie sie am Tag meiner Rückkehr in der Türöffnung des Weinkellers stand, ein Handtuch vor Mund und Nase.

»Was ... was willst du haben, Andy?«

Ich will mein Leben zurück, das will ich. Ich will all das zurückhaben, was ich mal hatte. Ich will all das tun, was ich nicht mehr darf. Aber am meisten wünsche ich mir jemanden, mit dem ich das hier teilen kann. Jemand, der mich versteht. Jemand, der mich mitten in der Nacht in den Arm nimmt und tröstet, wenn mich die Leere, das Gefühl von Verlust und die Trauer wie die Wände eines Sargs umschließen. Jemand wie Rita.

Bevor ich mich weiter dafür rechtfertigen kann, dass ich für jemanden außer Rachel solche innigen Gefühle hege, ertönt der Schrei einer Frau.

Der Schrei eines Atmers kommt vor allem aus Hals und Lunge. Mit letzter Kraft. Wie bei einem Teekessel, der sein Leben aushaucht. Der Schrei eines Zombies hingegen klingt wie das Gekreische eines sich paarenden Waschbären, allerdings eines fünfundsiebzig Kilo schweren Exemplars auf Crack.

Das hier ist der Schrei eines Zombies.

Er ist von links vorne gekommen. Ein paar Minuten zuvor habe ich gesehen, wie Naomis Feuerzeug rechts von mir aufflammte, und Helen ist beim Mausoleum geblieben - kommt also nur noch Rita infrage.

Ein erneuter Schrei, gefolgt von Kampfgeräuschen und dem Gelächter mehrerer Atmer, dann dringt Toms Stimme, laut und bestimmt, durch die Dunkelheit.

»Hey, lasst sie in Ruhe.«

Ich humple, so schnell ich kann, zu Tom und Rita, doch ich bin immer noch langsamer als eine Schnecke. Während ich zwischen den Grabsteinen hindurchschlurfe, begleitet von den lauter werdenden Stimmen der anderen Gruppenmitglieder, brüllt Tom erneut etwas, diesmal voller Verzweiflung.

»Lasst ihn los!«, ruft Rita. »Lasst ihn ...!«

Ihr Satz wird vom Geräusch eines Schlags, Holz auf Fleisch, unterbrochen.

Als ich die beiden endlich erreiche, sehe ich, wie Tom, der am Boden liegt, von zwei jungen, männlichen Atmern in Sweatshirt und Jeans attackiert wird. Ein Dritter steht Schmiere und hält Rita mit einem Baseballschläger und einer Pinzette zum Fädenziehen auf Abstand.

Ich will Rita und Tom zur Hilfe eilen, doch mit meinem kaputten Arm und meinem gebrochenen Knöchel kann ich nicht viel ausrichten. Wäre ich ein Superheld, wäre meine Name so was wie Untoter Krüppel. Oder Nutzloser Zombie.

Mir fällt nichts Besseres ein, als zu schreien.

»Beeilt euch, Jungs«, sagt der Typ, der Schmiere steht, mit erregter Stimme, während er mit der Pinzette in meine Richtung fuchtelt.

Tom stößt einen letzten, gequälten Schrei aus, als einer der Atmer ihm den rechten Arm abreißt und ihm mit seiner eigenen Hand ins Gesicht schlägt. Dann stürzen die drei johlend und lachend davon, während sie mit Toms rechtem Arm in der Luft herumwedeln.

Carl und Jerry rennen an mir vorbei und nehmen die Verfolgung auf. Ohne meinen gebrochenen Knöchel würde ich es ihnen gleichtun. Stattdessen schlurfe ich zu Rita, um zu sehen, wie es ihr geht, während Naomi und Helen zu uns stoßen.

»Was ist passiert?«, fragt Naomi und hilft Tom auf die Füße.

»Ich hab Rita schreien gehört und gesehen, wie diese drei Atmer sie zu Boden gedrückt haben«, erklärt Tom. »Ich hab versucht, sie zu verjagen, aber ratzfatz hocken sie auf mir und schnippeln an meinen Nähten rum.«

»Verbindungstypen«, sagt Rita. Ihr zerzaustes Haar hängt ihr ihn dicken Strähnen ins Gesicht.

Sonst scheint sie unversehrt zu sein. »Das hier ist vom Sweatshirt eines der Jungs.«

Sie streckt die Hand aus und zeigt uns eine silberne Anstecknadel mit den griechischen Buchstaben ΣΧ.

»Ich hab schon mal davon gehört«, sagt Helen. »Das ist eine Art Aufnahme-ritual. Man muss dabei den Körperteil eines lebenden Toten klauen.«

»Sie haben allerdings nicht versucht, irgendein Körperteil von mir zu klauen«, sagt Rita mit einem frivolem Unterton in der Stimme.

Statt zu kreischen, gebe ich diesmal ein Knurren von mir.

»Atmer sind einfach widerlich«, sagt Naomi, während sie die Zigarette in ihrer leeren Augenhöhle ausdrückt.

Ein paar Minuten später kehren Carl und Jerry mit leeren Händen zurück.

Carl lehnt sich gegen einen Grabstein. »Sie waren mit dem Wagen hier«, sagt er. »Wir waren nicht schnell genug.«

Tom seufzt und setzt sich, die linke Hand vorm Gesicht, auf den Boden.

»Das mit deinem Arm tut mir leid, Alter«, sagt Jerry.

»Habt ihr die Autonummer?«, fragt Naomi.

Carl schüttelt den Kopf. »Es war zu dunkel.«

»Was spielt das schon für eine Rolle?«, sagt Rita. »Uns hilft ja sowieso niemand.«

Sie hat Recht. Die Polizei will bestimmt wissen, was wir auf dem Friedhof zu suchen hatten. Das College würde Partei für die Studentenverbindung ergreifen. Und das Führungsgremium der Sigma Chi sich vor seine Mitglieder stellen. Wenn wir die Anstecknadel als Beweisstück vorlegen, wird man uns wahrscheinlich wegen Diebstahls anklagen. Kein Anwalt würde unseren Fall übernehmen. Keine Zeuge unsere Behauptungen bestätigen. Niemand würde öffentlich für uns Partei ergreifen. Nicht einmal Amnesty International würde einschreiten. Denn streng genommen sind wir keine Menschen.

Da wir nicht mehr am Leben sind, werden sämtliche Verbrechen, denen wir zum Opfer fallen,

schlimmstenfalls als Ordnungswidrigkeit geahndet. In der Regel werden sie nicht mal als Verbrechen betrachtet. Es gibt für uns also keinen Rechtsschutz. Keinen Bürgerbeauftragten. Keine Regressansprüche für die Übergriffe und Demütigungen, die uns von einer Gesellschaft zugefügt werden, die uns diffamiert.

Wer noch nie zusehen musste, wie besoffene Verbindungsstudenten einem Zombie den Arm abgerissen und ihm damit ins Gesicht geschlagen haben, kann das wahrscheinlich nicht verstehen.

KAPITEL 14

Ich hocke in meiner Ein-Zimmer-Weinkeller-Wohnung und schreibe einen Brief an meinen Abgeordneten.

Eine Petition, ja. Eine Art Unterlassungsanfrage. Nichts Unmögliches. Oder Unzumutbares. Ich fordere die Regierung lediglich auf, den Untoten ihre unveräußerlichen Rechte zurückzugeben, nicht zuletzt das Recht, weder verstümmelt und noch bei einem Aufnahme ritual für eine Studentenverbindung des eigenen Arms beraubt zu werden.

Ich glaube, das steht irgendwo in der Verfassung, gleich nach dem Zusatz, in dem die Prohibition aufgehoben wird.

Die ersten paar Monate nach meiner Wiederbelebung habe ich im Keller meiner Eltern ein einigermaßen behütetes Zombiedasein geführt. Sicher, jeder vom Grundschulbis zum Greisenalter hat mir Beleidigungen an den Kopf geworfen, und ich habe wahre Horrorgeschichten von den Grausamkeiten gehört, denen Zombies zum Opfer gefallen sind. Man hat mir sogar mit dem Zombiezoo, irgendwelchen Forschungslabors und der medizinischen Fakultät der Uni gedroht (alles mein Vater). Aber mir war nicht wirklich klar, wie gefährlich es ist, ein Untoter zu sein, bevor ich die Überfälle auf Walter und Tom erlebt habe.

Während die Zerstückelung von Walter mir überhaupt erst die Augen geöffnet hat, hat mich der Diebstahl von Toms Arm auf einer mehr persönlichen Ebene getroffen. Vielleicht, weil ich direkt daneben stand und den Atmern, die ihn angegriffen haben, ins Gesicht geblickt habe. Vielleicht, weil sie Rita ebenfalls attackiert haben. Oder weil Tom mein Freund ist und ich weiß, wie peinlich ihm das Ganze ist.

Dazu muss man einiges über Tom wissen.

Erstens, er lebt noch bei seiner Mutter. Sicher, das tue ich auch, aber Tom hat bereits bei seiner Mutter gelebt, bevor die beiden spanischen Doggen über ihn hergefallen sind wie Mike Tyson über Evander Holyfields Ohrläppchen.

Zweitens, Tom ist das, was Jerry einen Nerd nennen würde. Einen Blödi. Goldig und naiv.

Jemand, über den man sich lustig gemacht hat, selbst als er noch ein Atmer war.

Höchstwahrscheinlich hattet ihr auch einen Tom an eurer Highschool, den Jungen mit den Kordhosen und den Karohemden, der immer allein am Mittagstisch saß und dem regelmäßig die

Klamotten aus dem Spind in der Turnhalle geklaut wurden. Einer von den Typen, denen man die Unterhose zwischen die Arschbacken gezogen hat.

Drittens, selbst in der Gegenwart von Zombies macht Tom einen gehemmten Eindruck. Sicher, jeder von uns befummelt seine Nähte und Wunden oder spielt an den kleinen Knubbeln der freiliegenden Knochen herum, doch Tom befingert seine losen Hautfetzen wie ein Besessener, als könnte er sich nicht daran gewöhnen, dass sie wirklich da sind, oder als glaubte er, dass er sie irgendwie loswerden kann.

Und jetzt ist sein rechter Arm fort. Gestohlen. Nur so zum Spaß. Ohne Rücksicht auf seine Gefühle oder seinen Gleichgewichtssinn. Das ist nicht in Ordnung. Es muss sich was ändern. Wir müssen was unternehmen. Oder um es mit George Herbert Walker Bushs Worten zu sagen: *Diese Aggression bleibt nicht unbeantwortet.*

Darum schreibe ich einen Brief. Meine Petition. Meine auf die Verfassung gestützte Anfrage. Ich beziehe mich auf den ersten Abschnitt des vierzehnten Zusatzartikels, in dem es mehr oder weniger heißt: *Keiner der Einzelstaaten darf Gesetze erlassen oder durchführen, die die Vorrechte von Bürgern der Vereinigten Staaten beschränken, und kein Staat darf irgendjemandem ohne ordentliches Gerichtsverfahren Leben, Freiheit oder Eigentum nehmen oder irgendjemandem den gleichen Schutz durch das Gesetz versagen.*

Das Problem, mit dem ich es hier zu tun habe: Wie definiert man *Bürger* oder *irgendjemand*? Das ist die Sprache, in der der vierzehnte Zusatzartikel und der Rest der Verfassung geschrieben sind. Sie ist ein wenig verklausuliert und manchmal etwas schwer zu verstehen, mit vagen Bezügen auf *irgendjemand*, ohne Erwähnung von Zombies.

Und was ist mit dem Recht auf Leben und Freiheit und dem Streben nach Glück? Der offensichtlichen Tatsache, dass alle Menschen gleich sind, auch wenn es sich dabei um untote Menschen handelt? Das steht schließlich in der Unabhängigkeitserklärung, auch wenn sie der Auslegung durch die Verfassung nicht ganz standhalten kann. Trotzdem ist das ein guter Gedanke. In der Praxis allerdings kaum umzusetzen. Mehr Richtlinie als unverbrüchliche Tatsache.

Nur eins ist offensichtlich: Für uns wird sich nichts ändern, solange wir nichts dagegen unternehmen, dass man uns den Status als Menschen aberkannt hat. Solange wir die Atmer nicht dazu bringen, uns mit anderen Augen zu betrachten. Es ist ja nicht so, dass Zombies über Nacht zu einem gesellschaftspolitischen Thema wurden. Oder dass wir fast das ganze letzte Jahrhundert hindurch nicht fester Bestandteil der menschlichen Kultur waren.

Während der Großen Depression haben wir uns unter die Obdachlosen gemischt und uns zusammen mit den Arbeitslosen für Lebensmittel angestellt - was nicht besonders gut funktionierte, da wir den Lebenden die Rationen wegnahmen. Der Einzige, der in den frühen 1930ern noch unpopulärer war als die Zombies, war Herbert Hoover.

Der Zweite Weltkrieg bot uns die Möglichkeit, einen Beitrag zur Gesellschaft zu leisten, denn die meisten männlichen Zombies meldeten sich zur Armee. Doch unsere Beteiligung wurde von der Regierung geheim gehalten und unser Beitrag aus den Geschichtsbüchern getilgt. Atmer wollen nicht hören, dass die ersten Truppen, die in der Normandie gelandet sind, amerikanische Untote waren.

Mit dem Beginn der Bürgerrechtsbewegung der Afroamerikaner in den 1950ern wurden die Zombies mehr und mehr zum Ziel von Diskriminierung und Gewalt. Öffentliche Lynchmorde waren an der Tagesordnung, und man musste kein eingetragenes Mitglied des Ku-Klux-Klan sein, um daran teilzunehmen. *Happy Days*, dass ich nicht lache.

In den 1960ern hat es einige von uns dann nach Vietnam oder Haight-Ashbury verschlagen. Doch als Krieg und LSD-Trips vorüber waren, kehrten wir in dieselbe Realität zurück, die wir hinter uns gelassen hatten. Abgesehen von den öffentlichen Lynchmorden. Und Discomusik.

Dreißig Jahre später hat sich daran immer noch nicht viel geändert.
Ich denke, es ist an der Zeit, dass wir etwas dagegen unternehmen.

KAPITEL 15

Es ist schon erstaunlich, wie viele noch genießbare Lebensmittel die Atmer vergeuden.

Milchshakes. Limonade. Doppelte Milchkaffees.

Bagels. Gemüsesuppe. Schinken- und Käsecroissants.

Whoppers. Bic Macs. Jumbo Jacks.

Eigentlich sollte man meinen, dass sie die Lebensmittel essen, anstatt einen wehrlosen Zombie damit zu bewerfen, der vor einer leerstehenden Leichenhalle an der Soquel Avenue wie eine Schießbudenfigur mit einem Schild auf und ab marschiert, auf dem zu lesen ist:

ZOMBIES FÜR BÜRGERRECHTE.

Und dabei habe ich die gesundheitsbewussten Atmer noch gar nicht mitgezählt, die tütenweise Obst und Gemüse, Freilandeier und Tofu über mir ausgeleert haben.

Ich bin nicht mal eine Stunde hier und sehe aus wie eine Kinoleinwand bei einer Vorführung für Schwererziehbare. Zu meiner Überraschung hat bis jetzt keiner die Animal Control verständigt; wahrscheinlich macht es ihnen einfach zu viel Spaß, mich mit Fastfood und Kaffee zu bewerfen, um die erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen. Auch wenn ich wie ein archetypischer Zombie aussehe, wirke ich nicht besonders bedrohlich. Ich meine, wie gefährlich kann ich schon sein, übersät mit Erfrischungsgetränken, Tofu und Pommes frites?

Zwei Krähen, die mich umkreisen, durchstöbern die verstreuten Fastfood-Abfälle, während eine bunte Mischung Lebensmittel von mir auf den Rasen vor der verlassenen Leichenhalle kleckert. Ich weiß nicht, warum ich mir diese Stelle ausgesucht habe - weil man mich hier gut sehen kann, weil hier nur wenige Fußgänger unterwegs sind oder weil dieses Gebäude mal ein Heim für Leichen war -, aber die Krähen verleihen dem Ganzen eine recht hübsche Note, als Vorboten des Todes und so. Das Problem ist nur, dass ich nicht weiß, ob sie an den Essensresten zu meinen Füßen interessiert sind oder an mir.

»Freak!«, ruft jemand aus einem vorüberfahrenden Ford Mustang, gefolgt von einem Reuben Sandwich aus Erik's Deli, das mir mit seiner Füllung aus Sauerkraut und Corned Beef um die Ohren fliegt. Als Zugabe werde ich von einer Schale Texas Jailhouse Chili im Schritt getroffen. Beim nächsten Mal werde ich vorher nicht zu Mittag essen.

Angesichts der Auswahl an Nahrungsmitteln, die mich bedecken, frage ich mich, ob die Atmer, die hier vorbeikommen, sich einfach irgendwas Essbares schnappen, das sie zufällig im Wagen

finden, oder ob sie rüber zu 7-Eleven, Burger King oder Safeway brausen, um sich mit Wurfgeschossen zu versorgen. Wenn man bedenkt, dass die meisten Lebensmittel, die man nach mir geworfen hat, nicht frisch waren, und dass nicht wenige Fahrzeuge mit neuen Vorräten zurückgekehrt sind, beschleicht mich das Gefühl, dass es sich nicht um eine spontane Aktion handelt.

In gewisser Weise ermutigt es mich, dass sie sich die Mühe machen, meiner wegen eine Extrarunde zu drehen, auch wenn ich befürchte, dass die Botschaft meines Protests in ihrer Begeisterung für die »Bewirf den Zombie«-Aktion untergeht. Ich hoffe, dass ich zumindest eine gewisse Wirkung erziele. Wie einer dieser Werbespots, die einem, obwohl man sie nicht ausstehen kann, nicht mehr aus dem Kopf gehen.

»Zombies sind Scheiße!«, brüllt ein weiterer Autofahrer und schleudert einen Taco Bell Burrito nach mir, der gegen mein Schild klatscht und daran herunterrutscht.

Ich betrachte den angebissenen Burrito, der zum Teil noch in der Verpackung steckt, während Bohnen und Soße auf den Rasen tropfen. Als ob mich das beeindrucken würde. Vielleicht wenn er einen Gordita Supreme oder einen Enchirito geworfen hätte. Aber einen angebissenen 79-Cent-Burrito? Also wirklich.

Im Moment habe ich keine Angst, von einer Horde Teenager, Verbindungsstudenten oder Rednecks angegriffen zu werden. Tagsüber schrecken die Atmer in der Regel davor zurück, offen Gewalt gegen Zombies auszuüben. Meistens zeigt sich der Mob erst nach Sonnenuntergang, ermutigt durch den Alkohol und die Dunkelheit. So sind die Atmer eben. Sie haben keine Lust, den hässlichen Seiten ihrer Natur bei grellem Sonnenlicht ins Auge zu sehen. Sie frönen ihnen lieber nach Einbruch der Dunkelheit, wenn man sie schwerer erkennen und leichter ignorieren kann.

Nein, an einem Montagnachmittag muss ich mir keine großen Gedanken um meine körperliche Unversehrtheit machen. Man wird mich weder zerstückeln noch in Brand stecken. So ziemlich das Einzige, was ich zu befürchten habe, sind Lebensmittelgeschosse und beißende Kommentare. Natürlich wird irgendein Atmer mich schließlich anschwärzen und über Handy die Animal Control benachrichtigen.

Als ich die Sirenen höre, denke ich mir zunächst nichts dabei. Das Dominican Hospital liegt nicht mal anderthalb Kilometer von hier entfernt, daher fahren hier jeden Tag Krankenwagen und Rettungsfahrzeuge vorbei. Doch als die Sirenen lauter werden, und die Blaulichter um die Kurve biegen und die Krähen flatternd ihr Abendessen im Stich lassen, wird mir klar, dass ich der Notfall bin.

Ich versuche nicht mal abzuhaufen. Wozu auch? Als ob ich irgendjemandem davonlaufen könnte. Das würde alles nur noch schlimmer machen. Also stelle ich mein Schild ab, zupfte einen Streifen Sauerkraut aus meinem Haar und wanke Richtung Sirene, um meine Kooperationsbereitschaft zu signalisieren. Wenn ich mich schon in einem Anti-Zombie-Geschirr abführen lasse, dann mit Würde.

Kurz bevor der Transporter der Animal Control mit quietschenden Reifen vor der Leichenhalle zum Stehen kommt, trifft mich ein Fruchtshake an der Brust, zerplatzt und tränkt mein Gesicht und meine Haare mit Saft.

KAPITEL 16

»Warum sind wir hier?«, fragt Helen.

Bevor Helen sich selbst in einen Zombie verwandelt hat, hat sie bereits welche in ihrer privaten Praxis behandelt. Ihre früheren Erfahrungen sind der Hauptgrund dafür, dass sie den Ortsverband der Anonymen Untoten leiten darf.

Obwohl den meisten Ortsverbänden ein Zombie vorsteht, sind wir nicht vollkommen unabhängig. Jedes neue Mitglied muss Helen dem Bezirksamt für Wiederauferstehung melden, und einmal im Monat schaut eine Kontaktperson der Atmer vorbei, um sich zu vergewissern, dass wir auch termingerecht verwesen und uns wie brave kleine Zombies benehmen. Er bleibt jedoch meist nicht lange.

Ich schätze, das liegt am Gestank.

Oder daran, dass Carl ständig an seinen Stichverletzungen herumfummelt.

Wir haben gerade die Hälfte unseres neunzigminütigen Treffens absolviert, bei dem wir vor allem über den Diebstahl von Toms rechtem Arm diskutiert haben und darüber, wie wir ihn zurückbekommen können. Doch im Grunde können wir in seinem Fall etwa genauso viel tun wie bei Walter. Das heißt: Entweder akzeptieren wir, was passiert ist, und richten den Blick nach vorne, oder wir riskieren, mehr als nur einen Arm zu verlieren. Auf jeden Fall mehr, als mit Fastfood gesteinigt und zur SPCA kutschiert zu werden.

Von der Tafel schreit uns die Botschaft des heutigen Abends entgegen:

WARUM SIND WIR HIER?

Jerry beugt sich zu mir rüber. »Alter, ich bin hier, weil ich eine Flasche Jack Daniels getrunken und drei dicke Pfeifen Dope geraucht habe.«

Erzähl mir mal was Neues.

»Jerry, möchtest du der Gruppe etwas mitteilen?«, fragt Helen. Seine Schürfwunden auf den Wangen erwecken den Eindruck, als würde er ständig rot anlaufen.

»Ich wollte damit nur sagen, dass ich nicht hier wäre, wenn ich mich angeschnallt hätte.«

»Vielleicht«, sagt Helen. »Vielleicht auch nicht. Aber darum sind wir nicht hier.«

Ich hätte es fast nicht zum Treffen geschafft. Nach meiner »dummen kleinen Showeinlage«, wie mein Vater es nannte, hat er damit gedroht, mich für eine Woche in der SPCA zu lassen; das ist die längste Zeitspanne, die sie einen Zombie mit Pflegefamilie dabehalten, bevor sie ihn an die Bezirksverwaltung übergeben. Und danach würde es nicht lange dauern, bis mein Kopf zu

Versuchszwecken auf dem Tablett eines angehenden Schönheitschirurgen landet. Mom hat nicht *ein* Argument zu meiner Verteidigung vorgebracht, sondern sich im Hintergrund gehalten, während mein Vater mich durch die Stäbe meines Zwingers beschimpft hat. Schließlich hat er doch noch von seiner Drohung Abstand genommen, aber nur weil ihn meine Unterbringung pro Tag weitere fünfzig Dollar gekostet hätte.

Ich bin froh, dass ich nicht eine ganze Woche in der SPCA verbringen musste. Die Unterkünfte sind gar nicht so übel, und geschmacklich unterscheidet sich das Trockenfutter für Katzen kaum von Moms Hackbraten, aber die Treffen mit Rita hätten mir gefehlt.

Heute Abend sitzt sie mir gegenüber; in ihrem linken Ohrläppchen trägt sie den ΣX -Anstecker, dazu einen weißen Pulli mit einem roten Seidenschal, der unter ihrem bleichen Gesicht wie ein Fluss aus Blut wirkt. Sie hat allerdings keine Handschuhe an. Ihre Hände liegen im Schoß, während sie roten Lack auf die Nägel ihrer linken Hand pinselt. Bevor die Farbe trocknen kann, hebt sie ihre Finger an die Lippen und leckt jeden Nagel einzeln ab.

Und plötzlich frage ich mich, wie es wohl wäre, einer ihrer Fingernägel zu sein.

»Wir haben alle aus einem bestimmten Grund überlebt«, sagt Helen. »Kann mir jemand sagen, warum?«

Als Antwort erntet sie Schweigen, während jeder der Anwesenden seinen Blick im Zimmer umherwandern lässt, über die Gesichter der anderen Überlebenden. Selbst Carl schafft es, sich einen höhnischen Kommentar zu verkneifen.

Tom, der neben Rita sitzt, hebt seinen noch verbliebenen Arm und fuchtelt mit den Fingern in der Luft herum.

»Du musst dich nicht melden, Tom«, sagt Helen.

»Ach, ja. Stimmt«, sagt er und lässt den Arm wieder sinken. »Tja, ich denke, dass wir hier sind, weil wir nicht sterben sollten.«

»Wirklich brilliant«, sagt Carl und prustet vor Lachen. »Überlassen wir es einfach unserem Vegetarier, eine bescheuerte Antwort zu geben.«

»Warum legst du eigentlich so viel Wert darauf, ein Arschloch zu sein?«, fragt Naomi. Beim Sprechen hängt ihr rechter Mundwinkel unter der leeren Augenhöhle schlaff nach unten.

»Ich hab echt keine Ahnung«, sagt Carl. »Vielleicht weil meine gesellschaftlichen Aktivitäten sich darauf beschränken, zweimal pro Woche in diesem Zimmer zu hocken, und ich nicht das Gefühl habe, ich könnte ins Kino gehen, einen Spaziergang machen oder eine Runde Golf spielen.«

Carl war früher Mitglied im Seascapes Resort, wo er Tennis und Golf gespielt und an den wöchentlichen Abendessen teilgenommen hat, auf du und du mit der Oberschicht von Santa Cruz County.

Naomi zieht an ihrer Zigarette und pustet den Rauch absichtlich in Carls Richtung. »Nur weil du verbittert bist, gibt dir das noch nicht das Recht, deinen Frust am Rest der Gruppe auszulassen. Außerdem führt das zu nichts.«

»Was für eine großartige Überleitung«, sagt Helen. »Danke, Naomi.«

Helen erhebt sich von ihrem Platz und tritt an die Tafel. Ich blicke zu Rita hinüber, die jetzt die Fingernägel ihrer rechten Hand ablutscht. Ihre Zunge ist schon ganz rot. Ich frage mich, ob der Nagellack von Revlon oder Estée Lauder ist.

Helen wendet sich wieder in unsere Richtung und setzt sich wieder. Unter die Frage WARUM SIND WIR HIER? hat sie folgende Worte an die Tafel geschrieben:

FINDET EURE BESTIMMUNG.

»Tom, du meinstest, wir sind hier, weil wir nicht sterben sollten«, sagt Helen.

Tom nickt und lässt seinen Blick umherschweifen, während er mit der linken Hand die leere Gelenkpfanne massiert, in der mal sein Arm steckte.

»Möchtest du das näher ausführen?«, sagt sie.

»Sicher«, sagt Tom. »Wisst ihr, als ich Vegetarier wurde, war das keine bewusste Entscheidung.«

»Das überrascht mich nicht«, sagt Carl.

»Wie auch immer«, sagt Tom. »Ich bin aus keinem bestimmten Anlass oder aus Gesundheitsgründen Vegetarier geworden. Ich hatte einfach keine Lust mehr auf Fleisch. Ich habe mir das nicht ausgesucht. Es hat sich einfach zufällig so ergeben, und ich habe mich darauf eingelassen.«

»Und?«, sagt Jerry. Seine Lippen sind von der Traubenlimonade, die er trinkt, ganz violett. »Sind wir alle etwa ... also, untot, weil wir aufhören sollen, Bic Macs zu essen?«

»Nein. Ich will damit sagen, dass es diesmal anders ist«, sagt Tom. »Ich habe mir das hier ebenfalls nicht ausgesucht, aber ich habe das Gefühl, dass ich nicht zufällig überlebt habe, sondern aus einem bestimmten Grund.«

»Zu einem bestimmten Zweck«, sagt Helen.

Tom nickt.

Ich lasse meinen Blick durchs Zimmer wandern. Zu Carl, der an den Stichverletzungen in seinem Gesicht herumknibbelt. Und Tom, der nur noch einen Arm und ein halbes Gesicht hat. Zu Rita, die an ihren Fingernägeln lutscht. Und Jerry, der mit seinen roten Wangen und violetten Lippen wie ein Idiot grinst. Und zu Naomi, deren Augenhöhle ein dunkles, zerfetztes Loch ist.

»Keiner weiß genau, warum wir überlebt haben und andere nicht«, sagt Helen. »Aber Tom hat Recht. Wir alle sind zu einem bestimmten Zweck hier, und jeder von euch muss herausfinden, worin der besteht.«

»Wenn du mich fragst«, sagt Jerry, »liegt meine Bestimmung darin, die Ladys mit einer ganz neuen Definition des Begriffs ›Ständer‹ vertraut zu machen.«

Jerry ist der Einzige, der über seinen Witz lacht; er prustet lauthals los, wirft den Kopf in den Nacken und bleckt seine Zähne, die wie Medaillen aufblitzen.

Doch die Tatsache, dass Jerry als Einziger lacht, scheint Helen zu amüsieren, und sie fängt an zu kichern. Tom stimmt ebenfalls mit ein, dann Naomi, und kurz darauf sind alle am Lachen, was mich an einen Traum erinnert, den ich gestern Nacht hatte.

Wir hocken alle in einer Stretch-Limousine, wie in einem dieser Schlitten von Hummer. Jerry hält eine Flasche seines geliebten Jack Daniels in der Hand und kippt sie sich direkt über sein freiliegendes Gehirn, damit er schneller betrunken wird. Tom nimmt immer wieder seinen rechten Arm ab und steckt ihn zurück ins Gelenk, wie bei einem Zaubertrick, während Helen lachend die Rückseite ihres Hemds anhebt und ihre Austrittswunden präsentiert. Naomi telefoniert mit dem Handy und trinkt Champagner; in der Augenbraue über ihrer leeren Augenhöhle steckt ein winziges handgemaltes Schild mit der Aufschrift: »Zimmer zu vermieten«. Carl hantiert an einem Grill herum, der Rauch zieht durch das Schiebedach der Limousine nach oben ab. Er schneidet ein Steak an und steckt das Messer zurück in eine der Wunden in seinem Gesicht. Rita sitzt mir direkt gegenüber, ohne Kapuze, ohne Rollkragenpullover, ohne Schal, nur mit einem schwarzen Abendkleid mit Spaghettiträgern bekleidet, das bis zu den Knien reicht. Ihr freiliegendes Fleisch schimmert wie Alabaster und ist mit Narben übersät. Sie sehen großartig aus.

Ich habe keine Ahnung, was der Traum zu bedeuten hat; als ich jedoch zu mir kam, war ich von einem angenehmen Gefühl erfüllt, einer eindeutig positiven Stimmung. Vielleicht war das nur eine trügerische Hoffnung, aber die Stimmung in der Limousine ließ sich nicht leugnen.

Wir waren alle glücklich.

Für die nächste halbe Stunde verzichtet Helen auf den üblichen Ablauf, und wir reden über das, was wir tun würden, wenn wir könnten, ohne uns Gedanken über unsere Identität oder unser Aussehen zu machen oder darüber, was die anderen von uns denken. Das heißt: alle anderen

reden. Ich schreibe etwas auf meine Tafel und grunze dazu oder stoße hin und wieder einen Schrei aus, worauf die anderen erneut in Gelächter ausbrechen. Selbst Carl beteiligt sich daran und schafft es, einen konstruktiven Beitrag zu leisten. Er ist immer noch ein Arschloch, allerdings die Sorte von Arschloch, die man gerne um sich hat, weil er weiß, dass er ein Arschloch ist, anstatt zu glauben, dass sein Verhalten richtig ist.

»Okay«, sagt Helen und schaut auf die Uhr. »Bevor wir zum Ende kommen, möchte ich euch daran erinnern, dass jeder zum Treffen nächsten Freitag einen neuen Überlebenden mitbringen soll.«

Wahrscheinlich versetzt mich das noch mehr in Aufregung als die anderen. Bislang habe ich niemandem von meiner Petition erzählt, denn ich will sie zu unseren nächsten Treffen mitbringen, wenn wir doppelt so viele sind und ich die doppelte Zahl Unterschriften zusammenkriege. Ich habe keine Ahnung, ob das eine Rolle spielt, denn juristisch gesehen sind sie ungefähr genauso viel wert wie das Versprechen eines Politikers, aber ich möchte die Petition mit möglichst vielen Unterschriften abschicken.

Außerdem bin ich aufgeregt, weil ich Ray und die Zwillinge wiedersehe. Zumindest Ray. Vielleicht bringt er der Gruppe ein paar Einmachgläser Wildfleisch mit.

»Und jetzt«, sagt Helen, »möchte ich, dass in der verbleibenden Zeit jeder mit einem anderen Überlebenden ein Paar bildet und sich an einem offenen emotionalen Austausch beteiligt.« Tom, der neben Rita sitzt, bildet mit ihr ein Paar, bevor ich mich überhaupt rühren kann, während Jerry zu Naomi hinüberstürzt, so dass ich und Carl am jeweils anderen Ende des Halbkreises übrig bleiben und einander anstarren.

»Um Gottes willen«, knurrt Carl, dann steht er auf und kommt zu mir rüber. »Na los, Andy. Bringen wir's lieber hinter uns.«

Ich erhebe mich und nehme Carl mehr oder weniger in den Arm; ich bin zehn Zentimeter größer als er, so dass ich auf seinen Kopf hinunterschaue. Sein Haar ist grau und verfilzt, und seine Kopfhaut trocken und voller Schuppen. Er sollte sich öfter die Haare waschen. Außerdem sollte er ein stärkeres Deo oder Parfum benutzen. Aber ich darf mich wirklich nicht beschweren.

Die Umarmung soll uns ein Gefühl der Akzeptanz vermitteln, des emotionalen und körperlichen Wohlfühls, damit wir uns daran erinnern, dass wir immer noch menschliche Wesen sind. Aber bisher habe ich mich dabei immer unwohl gefühlt. Weder leide ich unter Homophobie, noch bin ich in einem Zustand ständiger Erregung wie Jerry. Aber ich glaube, dass die Übung mich lediglich daran erinnert, dass mein linker Arm so unbrauchbar ist wie ein Basketball, aus dem man die Luft gelassen hat.

»Konzentriert euch ganz darauf, wie ihr euch dabei fühlt«, sagt Helen mit leiser, sanfter Stimme, während sie durchs Zimmer geht. »Versucht nicht, einen Zusammenhang zu früheren Erinnerungen herzustellen oder zu Gefühlen, die ihr noch einmal heraufbeschwören wollt. Denkt dran, wir sind nicht hier, um uns mit unserer Vergangenheit zu beschäftigen. Die Vergangenheit, das war unsere alte Existenz.«

Das hat sie uns schon öfter gesagt, auf fast jedem Treffen, und uns aufgefordert, dem Gedanken mit einer positiven Visualisierung Nachdruck zu verleihen, die auf das Jetzt gerichtet ist. Was du also tun sollst: dir die erste Erinnerung nach dem Unfall, der Schießerei oder der Hundeattacke ins Gedächtnis zu rufen. Das ist es, was zählt. Dort nahm deine neue Existenz ihren Anfang.

KAPITEL 17

Nach ihrer ersten Erinnerung gefragt, nennen die meisten Atmer die Mutterbrust, das erste Dreirad, die Angst vor der Dunkelheit, den Gutenachtkuss, die Entdeckung ihres Bauchnabels, das Spielen mit Käfern, ihren ersten Schultag, das erste Plüschtier oder ihr erstes Weihnachten. Niemand erinnert sich an seine Geburt.

Wie er aus der Gebärmutter hinauskomplimentiert und durch den Vaginalkanal gequetscht wurde. Die Haut mit Fruchtwasser und Blut aus der Plazenta verschmiert. Daran, wie er in eine laute Welt mit seltsamen Gerüchen und grellem Licht geschleudert wird. Und wie eine Person in weißer Maske und Handschuhen mit einer Geburtszange seinen weichen, elastischen Kopf packt. Kein Wunder, dass Neugeborene schreien.

Meine neue Existenz, meine Geburt als Zombie, begann mit der Erkenntnis, dass kleine Mädchen bei meinem Anblick ihr Eis fallen lassen und brüllend davonlaufen.

Hübsche erste Erinnerung, was?

Aber ich schätze, es hätte schlimmer kommen können. Ich hätte wiederbelebt werden können, während der Bestatter meine Körperhöhlen mit Gel füllt.

Neben den Erinnerungen, die sie verdrängen möchten, und Zweifeln an ihrem Selbstbild werden Untote von zahlreichen psychischen Leiden gequält, die selbst für den teilnahmevollsten und fähigsten Therapeuten eine Herausforderung wären. Die meisten dieser Schmerzen werden allerdings von Atmern verursacht.

Ich denke da an Annie.

Daran, dass es mir verboten ist, sie zu besuchen. Oder mit ihr zu reden. Ihr Briefe oder E-Mails zu schreiben oder auf irgendeine andere Weise mit ihr zu kommunizieren. Ich möchte doch nur wissen, wie es ihr geht, dass ihr nichts fehlt, dass sie mit der neuen Situation zurechtkommt.

Einfach nur wissen, dass es sie gibt.

Wenn dir dein Leben entrissen wird und du als Untoter wiedergeboren wirst, kommt dir alles unwirklich vor. Das, was anschließend mit dir passiert. Das, was die Zukunft bereithält. Der Teil deiner Vergangenheit, an den du dich erinnerst. Die Gegenwart ist zu surreal, die Zukunft zu düster, und die Vergangenheit wurde vererbt, verhökert, verschenkt und versteigert und so verstaubt, dass du dich an nichts von dem erinnern kannst, was du verloren hast.

Und alles kommt dir noch unwirklicher vor, wenn die Frau und die Tochter, mit denen du dein Leben geteilt hast, nicht mehr da sind. Paff. Wie bei einem Zaubertrick. Eben noch fährst du mit dem Wagen von einer Party nach Hause, und im nächsten Moment bist du ein Zombie, der auf dem Randstreifen nach Hause wankt. Nur dass du kein Zuhause mehr hast. Keine Frau. Keine Tochter. Sie wurden aus deiner Existenz gelöscht. Ohne Abschiedsbrief. Ohne Andenken. Ohne

Bilder. Ohne irgendetwas, das dich daran erinnert, dass es sie mal gab. Manchmal fragst du dich, ob sie je gelebt haben. Manchmal fragst du dich, ob du das nicht nur geträumt hast, bis du in diesem Alptraum wieder zu dir gekommen bist.

Ich habe nie Rachels Leiche gesehen, und ich habe ihre Beerdigung verpasst, darum muss ich meinen Eltern glauben, dass sie in bester Lage auf dem Soquel Cemetery zwei Meter unter ihrem Grabstein begraben liegt. Aber immerhin habe ich einen Grabstein. Eine Gedenktafel. Einen handfesten Beweis, dass es Rachel mal gegeben hat, dass sie beerdigt wurde, während ich vorübergehend tot war.

In Annes Fall hingegen gibt es keinerlei Beweise. Nichts Handfestes. Nichts, auf das ich mit dem Finger zeigen und bei dessen Anblick ich mit Gewissheit sagen könnte, was mit ihr passiert ist. Dass sie noch lebt. Dass es sie je gegeben hat.

Während mir all das durch den Kopf geht, sehe ich mich einem Mädchen gegenüber, ungefähr in Annes Alter, das mich aus großen blauen Augen anstarrt; an ihrem neugierigen Gesicht baumeln zwei blonde Zöpfe herab, genau wie bei Annie. Sie trägt eine rosa Hose, rosa Stiefel und ein rosafarbenes Sweatshirt mit Reißverschluss und Kapuze, die sie allerdings nicht aufhat. Um das kleine Mädchen herum und dahinter, zehn Meter von der Parkbank entfernt, auf der ich sitze, hat sich ein gutes Dutzend Erwachsener versammelt und brüllt und schreit, entsetzt von meinem Anblick. Im Gegensatz zu dem Mädchen. Sie steht nicht mal einen Meter von mir entfernt, so ruhig wie der Dalai-Lama.

Warum auch nicht? Ich tue niemandem etwas zuleide. Ich bedrohe niemanden. Ich hocke einfach auf einer Parkbank mit meiner Schreitafel um den Hals, auf der in fetten schwarzen Buchstaben die Worte stehen: *Zombies sind auch Menschen*.

Einige der Erwachsenen schreien mich aus sicherer Entfernung an, drohen mir körperliche Gewalt an, wenn ich das kleine Mädchen auch nur anfasse. Schon komisch, dass niemand den Mut aufbringt, näher zu treten und den süßen kleinen Fratz vor dem großen bösen Zombie zu retten.

Das kleine Mädchen betrachtet mein Gesicht, blickt hinunter auf das Schild, dann erneut in mein Gesicht, als versuchte sie etwas zu kapieren. Schließlich deutet sie auf meine Brust, auf meine Proklamation der Gleichheit, und sagt: »Stimmt das?«

Ich nicke.

Bevor das Mädchen mir weitere Fragen stellen kann, kommt ihre Mutter wie ein Rugby-Spieler herübersprintet, schnappt sich ihre Tochter und trägt sie fort, so dass ich alleine im Zehn-Meter-Radius der Sicherheitszone zurückbleibe.

Ich frage mich, wie unsere Begegnung verlaufen wäre, wenn wir mehr Zeit gehabt hätten, bevor ihre Mutter aufgetaucht ist. Ich frage mich, ob sich das kleine Mädchen zu mir gesetzt hätte. Ob ich noch weitere Fragen hätte beantworten können. Ob das irgendetwas bewirkt hätte.

Ich bin mir sicher, dass das kleine Mädchen seine Eltern nach dem Zombie fragen wird, den sie heute im Park gesehen hat, und nach dem Schild, das er um den Hals trug, und sie wird fragen, ob das wahr ist. Dass Zombies auch Menschen sind. Und bestimmt werden ihre Eltern ihr erklären, dass Zombies keine Menschen sind, sondern dreckige, widerliche Wesen, und dass sie sie weder anfassen noch ihnen trauen darf. Und ich bin überzeugt, dass sie das mit der Zeit allmählich glauben wird.

Doch ich hoffe, dass sie nicht auf ihre Eltern hört und sich ihre eigene Meinung bildet. Dass sie ihre Freunde von ihrer Ansicht überzeugt. Und dass ich schließlich auf einer Parkbank sitzen kann, ohne von einem Zehn-Meter-Radius aus Furcht umgeben zu sein.

Ich hoffe das immer noch, als der Transporter der Animal Control vorfährt.

KAPITEL 18

Es ist Mittwochabend, und ich hocke in meinem Zimmer, esse Oreo-Kekse und trinke eine Dreihundertfünfzig-Dollar-Flasche 1982er Château La Tour Haut-Brion, während ich mir auf Bravo *Der weiße Hai* anschau. Ich wünsche, ich hätte ein paar Trüffel dazu.

Aus dem Stockwerk über mir höre ich, wie meine Eltern auf und ab gehen und sich streiten. Ich kann zwar nicht verstehen, was meine Mutter sagt, doch mein Vater schreit in einem fort Sätze wie »Dieser gottverdammte Jahrmarktsfreak« und »Was ist verkehrt daran, ihn der Wissenschaft zu vermachen?«. Um sie zu übertönen, drehe ich gerade die Lautstärke am Fernseher auf, als jemand an den Hintereingang des Weinkellers klopft.

Ich erwarte keinen Besuch.

Meine Freunde unter den Atmern haben praktischerweise alle eine Form von Gedächtnisschwund entwickelt; sie hat sämtliche Spuren unserer Freundschaft ausgelöscht, die uns vor meiner Wiederbelebung verbunden hat. Hin und wieder begegne ich ihnen auf dem Weg zu unseren Treffen. Sind sie gut gelaunt, vergeht ihnen bei meinem Anblick das Lächeln. Sie rufen mir zwar keine Beleidigungen oder spöttischen Bemerkungen hinterher oder stimmen in das Gelächter der anderen Atmer ein, doch sie schauen jedes Mal zur Seite.

Keiner der Überlebenden aus der Gruppe hat mich bisher besucht - nicht, dass ich sie je eingeladen hätte. Meine Eltern wären bestimmt hellauf begeistert - ein Raum voller Zombies, die sich auf ihren Möbeln herumfläzen und das Haus verpesten, während sie Trivial Pursuit spielen und Green Day oder Bachman Turner Overdrive hören.

Ich frage mich, ob Mom uns Mimosas servieren würde.

Es klopft erneut, diesmal lauter. Vielleicht ist es Rita, die vorbeischaud, um mich zu einem Abendspaziergang abzuholen. Doch ich lasse diesen Gedanken nicht zu, damit ich nicht enttäuscht bin, falls es jemand anders ist. Wer auch immer es ist, ich hoffe, dass ihm die aufgeweichten Kekskrümel im Bordeaux nichts ausmachen.

Als ich die Tür öffne, steht Jerry vor mir in der Dunkelheit, einen Rucksack über der Schulter, seine Baseballkappe zur Seite gedreht und ein breites Grinsen im Gesicht, das sagt:

Überraschung! Tom neben ihm wirkt nicht ganz so begeistert, auch wenn er mir mit seinem verbliebenen Arm zur Begrüßung halbherzig zuwinkt.

»Andy, alter Kumpel«, sagt Jerry. »Was geht?«

Ich wende mich wieder dem Fernseher zu, wo Robert Shaw über das Deck des Schiffes seinem bevorstehenden Tod entgegenrutscht, dann nehme ich einen großen Schluck von dem Bordeaux und biete Tom etwas davon an. Aber er möchte nicht. Und Jerry wartet erst gar nicht darauf, dass ich sie ihm reiche. Er greift nach der Flasche und hält sie sich fast senkrecht über den nach oben gerichteten Mund; er erinnert mich an ein Vogeljunges, das von seinen Eltern das hervorgewürgte Futter in den Rachen gestopft bekommt. Was nicht so weit von der Wahrheit

entfernt ist.

Sekunden später verzieht Jerry sein aufgeschürftes Gesicht, reißt die Flasche vom Mund und spuckt einen Schwall Rotwein auf den Boden.

»Alter!«, sagt er prustend. »Was zum Geier ist da drin?«

Ich greife in die Tasche meiner Jogginghose und ziehe zwei Oreo-Kekse heraus.

»Oh, Mann«, sagt er, während er weiter Rotwein, Speichel und aufgeweichte Kekskrümel auf meinen Boden spuckt. »Das ist echt ekelhaft!«

Tom greift mit seiner linken Hand nach den Keksen. »Kann ich einen davon haben?«

Ich gebe sie ihm, worauf er sie ohne ein Anzeichen von Genuss verzehrt, dann nehme ich Jerry die Flasche ab, bevor er sie fallen lässt und noch mehr Wein verschüttet. So wie es aussieht, befindet sich auf dem Boden bereits eine Lache Château La Tour Haut-Brion im Wert von 37,50 Dollar.

»Vergiss den Wein und die Kekse«, sagt Jerry und spuckt ein letztes Mal aus. »Zieh deine Schuhe an. Heute ist Herrenabend angesagt.«

Es klingt verlockend, doch es ist schon nach einundzwanzig Uhr. Und seit meinem letzten Abstecher in die SPCA ist mein Vater so weit, mich bei der nächsten Aktion eigenhändig zu zerstückeln; ich bin also auch ohne mitternächtliche Ausgangssperre nicht besonders davon angetan, einen Ausflug ohne Begleitperson zu unternehmen. Doch dann sagt Jerry die magischen Worte.

»Wir besuchen Ray.«

In weniger als zwei Minuten sind wir zur Tür hinaus, ums Haus herum und laufen Richtung Schlucht. Jerry erklärt, dass ein Besuch bei Ray vielleicht Toms Laune hebt und er dann vielleicht aufhört, sich wegen seines Arms verrückt zu machen. Mag sein, dass das zum Teil tatsächlich Jerrys Beweggründe sind, doch ich habe eher das Gefühl, dass er Tom überredet hat, um sich nochmal Rays *Playboy*-Sammlung anschauen zu können.

Tom hat Probleme, ohne seinen rechten Arm die Schlucht zu durchqueren. Selbst Jerry rutscht mehrmals aus und landet unsanft auf dem Steißbein; er stößt jedes Mal einen Fluch aus, während er sich die Hose wieder hochzieht. Vielleicht liegt es daran, dass ich so aufgereggt bin, weil wir Ray besuchen. Oder daran, dass ich diese Strecke bereits Dutzende Male zurückgelegt habe. Aber aus irgendeinem Grund habe ich nicht die geringsten Probleme. Weder rutsche ich aus, noch gerade ich in Straucheln. Als hätte ich endlich herausgefunden, wie mein neuer Körper funktioniert.

Wir halten uns auf den Nebenstraßen und unbebauten Flächen, umgehen das Zentrum von Soquel Village, bis wir an der Old San Jose Road herauskommen, kurz vor dem Feld, wo wir Ray und die Zwillinge das erste Mal getroffen haben. Ein paar Autos fahren an uns vorbei, doch abgesehen von einem verspäteten Hupen und einem »Freaks« erreichen wir ohne Zwischenfall den Getreidespeicher.

»Animal Control«, ruft Jerry, während er die Hintertür aufstößt und eintritt.

Tom folgt Jerry ins Innere, und ich trete als Letzter ein. Die Steinwände des Speichers reflektieren flackernd das Licht. Bevor ich Ray sehe, höre ich bereits seine Stimme.

»Kommt rein«, sagt er im nasalen Tonfall eines Bauernjungen, und es würde mich nicht wundern, wenn er gerade eine Kuh melkt. Doch er hockt am Feuer und schaut zu uns herüber, in der Hand eine Bierflasche und neben sich ein halbleeres Einmachglas mit Wildfleisch. Die Zwillinge sind nirgends zu entdecken.

Ray nimmt einen großen Schluck von dem Bier. »Aha, ihr habt einen neuen Freund mitgebracht.«

»Das ist Tom«, sagt Jerry.

Seit er mich um die Kekse gebeten hat, hat Tom kein einziges Wort von sich gegeben. Aber

offensichtlich ist er noch hungrig, denn er deutet auf das Einmachglas neben Ray auf dem Boden und sagt: »Was ist das?«

»Rays Geniale Gaumenfreuden«, sagt Ray und spießt ein Stück Fleisch auf. »Wild. Frisch eingemacht. Nimm dir eins von den Gläsern, wenn du Hunger hast.«

»Ich bin Vegetarier«, sagt Tom mit einem Anflug von Ekel.

»Ganz wie du willst«, sagt Ray. »Aber du kannst mir glauben, wenn ich dir sage, du hast keine Ahnung, was du verpasst.«

Mag sein, dass Tom nicht weiß, was er verpasst, ich aber schon, also schleppe ich mich zum Feuer und setze mich neben Ray, der mir ein Glas und eine Gabel in die Hand drückt.

Jerry interessiert sich nicht fürs Essen. »Ich hab die hier wieder mitgebracht«, sagt er und zieht ehrfürchtig wie ein Archäologe, der ein paar alte Manuskripte zutage fördert, einen Stapel *Playboys* aus seinem Rucksack. »Kann ich mir noch mehr davon ausleihen?«

»Bist du sicher, dass du sie nicht etwas länger behalten willst?«, fragt Ray.

»Nee«, sagt Jerry. »Ich hab die ganzen Bilder in meinen Computer gescannt und ausgedruckt. Ich kann fast meine ganze Schlafzimerdecke damit zupflastern.«

Er sagt das nicht ohne einen gewissen Stolz.

Wenn Jerry noch unter den Atmern wäre, könnte er sich bei Playboy.com einloggen und die Bilder direkt auf seinen Computer runterladen. Aber da man als Untoter nicht ins Internet darf, muss Jerry sie sich auf die altmodische Weise besorgen.

»Such dir welche aus«, sagt Ray und tritt an den Lagerbereich hinter mir. »Und wenn dir danach ist, nimm dir eins von den Gläsern.«

Während Jerry seine *Playboy*-Hefte gegen neue eintauscht, mache ich mich über mein Einmachglas mit dem Wildfleisch her wie ein kleines Kind über einen großen Eisbecher. Es schmeckt so ähnlich wie Hühnchen, nur etwas würziger, und unwillkürlich stelle ich mir vor, wie ich auf der Suche nach Nahrung durch den Wald streife. Ich habe nie Wild oder Enten gejagt oder irgendwas, das nicht verpackt im Kühlregal von Safeway lag. Ich hab nicht mal geangelt. Doch während ich mir hier am Feuer eingemachtes Wildfleisch in den Mund schaufle und der Saft an meinem Kinn herunterläuft, komme ich mir fast wie ein Urzeitmensch vor.

Tom steht immer noch ein Stück von den Flammen entfernt und reibt sich seine leere rechte Gelenkpfanne; er wirkt wie ein kleiner Junge, der bei der Mannschaftswahl zum Völkerball als Letzter übrig geblieben ist.

»Steh da nicht so rum«, sagt Ray. »Willst du ein Bier?«

Tom lässt es sich durch den Kopf gehen, dann nickt er und setzt sich, während Ray aus dem Lagerbereich vier Flaschen Budweiser holt. Nachdem er jedem von uns eins in die Hand gedrückt hat, setzt er sich gegenüber von Tom ans Feuer.

»Auf neue Freunde und alte Gewohnheiten«, sagt Ray und hebt seine Flasche.

»Und auf Bilder von nackten Frauen«, sagt Jerry und hockt sich mit einem halben Dutzend *Playboys* auf den Boden.

Tom und ich sagen nichts - Tom offensichtlich aus Verlegenheit, und ich, weil ich nicht kann. Und weil ich zu sehr damit beschäftigt bin, mir Wildfleisch in den Mund zu schaufeln.

Für einige Minuten ist es still, abgesehen von den Essund Trinkgeräuschen und dem Umblättern der Magazine, das von einem gelegentlichen »Oh, mein Gott« von Jerry begleitet wird.

»Und, Tom«, sagt Ray. »Was ist deine Geschichte?«

Tom nimmt einen Schluck Bier und sagt: »Ich wurde von zwei spanischen Doggen totgebissen.«

»Autsch«, sagte Ray. »Das hat bestimmt wehgetan.«

»Yeah«, sagt Tom und betastet die Fleischfetzen in seinem Gesicht. »Ich hätte mich besser mit Pudeln abgeben sollen.«

»Gehörst du auch zur Gruppe der ›Überlebenden?‹«, fragt Ray.

»Hey, Tom«, sagt Jerry, bevor dieser antworten kann. Er hält eines der Magazine in die Höhe, um uns die Miss September 1997 zu zeigen. »Willst du eins von den Heften durchblättern?« Tom starrt einen Moment auf das Centerfold, dann schüttelt er den Kopf. Ich glaube allerdings, dass er genau wie ich eher verlegen ist und durchaus interessiert wäre. Welcher Mann würde nicht gerne mehr sehen beim Anblick eines sechzig Zentimeter langen Hochglanzfotos, auf dem sich eine zwanzigjährige Blondine von Kopf bis Fuß in Stöckelschuhen und Spitzenunterwäsche präsentiert, die an den entscheidenden Stellen verrutscht ist? Doch mit nur einem Arm ist es schwer, in einer Zeitschrift zu blättern und dazu ein Bier zu trinken. Es ist schon schwer genug, damit Wildfleisch aus einem Einmachglas zu essen. Ich muss das Glas in meine rechte Kniekehle klemmen, damit es nicht umfällt.

»Und«, sagt Ray, »hat der Hund auch deinen Arm abgebissen?«

Tom lässt seinen Blick durch den Raum wandern, als wartete er darauf, dass jemand anders antwortet, bis er kapiert, dass die Frage an ihn gerichtet war.

»Nein«, sagt Tom und starrt in sein Bier. »Er wurde gestohlen.«

»Gestohlen?«, sagt Ray.

Widerwillig berichtet Tom von den unglückseligen Ereignissen auf dem Oakwood Memorial Cemetery, die zum Verlust seines Arms geführt haben.

»Weißt du, wo diese Verbindungsstudenten wohnen?«, fragt Ray.

»Sie waren von der Sigmund Chai«, sagt Jerry.

»Sigma Chi«, sagt Tom.

»Was auch immer.«

Jerry hat ein Glas von Rays Genialen Gaumenfreuden zu sich herangezogen und schraubt den Deckel auf, während er weiter die Ausgabe von September 1997 durchblättert.

»Hast du versucht, deinen Arm zurückzukriegen?«, fragt Ray.

Tom schüttelt den Kopf. »Wir haben das in Erwägung gezogen, fanden aber, der Aufwand wäre zu groß.«

»Der Aufwand ist zu groß, um etwas zurückzuholen, was dir gehört?«, fragt Ray.

So haben wir das bisher nicht gesehen, aber jetzt, wo er es sagt ...

»Hey«, sagt Jerry und leckt seine Finger ab, den Mund halbvoll mit Wild. »Das Zeug ist echt gut. Du solltest es mal probieren, Tom.«

»Ich bin Vegetarier.«

»Blödsinn«, sagt Jerry. »Du hast mir erzählt, dass du Fisch isst.«

»Das ist was anderes«, sagt Tom. »Fleisch und Fisch sind nicht dasselbe.«

»Wenn du meinst«, sagt Jerry und macht die gängige Geste für Selbstbefriedigung.

»Ich hab etwas Thunfisch da, wenn du möchtest«, sagt Ray und steht auf. »Will noch jemand ein Bier?«

Jerry und ich heben die Hand.

»Du hast Thunfisch?«, fragt Tom ungläubig.

»Frisch gefangen und eingemacht«, sagt Ray und klettert in seinen Lagerbereich. »Allerdings habe ich ihn nicht selbst gefangen.«

»Wer denn dann?«

»Ein Freund von mir«, sagt Ray und kehrt mit einem Einmachglas und drei Bier zurück. Er drückt Jerry und mir jeweils eine Flasche in die Hand, dann reicht er Tom das Glas mit Thunfisch und eine Gabel.

Von meinem Platz aus sieht das Zeug in dem Glas genau wie das Wild aus, allerdings ist mein Sehvermögen auch nicht mehr das, was es mal war.

Tom hält das Glas gegen das Licht des Feuers, dann klemmt er es sich zwischen die Füße, schraubt den Deckel auf und nimmt es hoch, um daran zu schnuppern.

»Riecht nicht nach Thunfisch«, sagt Tom.

»Bin gespannt, wie's dir schmeckt«, sagt Ray. »Ich hab's noch nicht probiert.«

Tom spießt mit der Gabel ein Stück Thunfisch auf und legt es sich auf die Zunge. Misstrauisch runzelt er die Stirn, zumindest hat es den Anschein, doch dann piekt er in einen weiteren Bissen, diesmal mit allen drei Zinken, und die Augenbrauen über seinem teilweise verwesenen Gesicht zucken in die Höhe.

»Das ist gut«, sagt er, taucht seine Gabel erneut ins Glas und fischt ein weiteres Stück Thunfisch heraus; der Saft glänzt im flackernden Schein des Feuers, als er den Fisch von der Gabel in den Mund gleiten lässt. »Wirklich gut.«

Für die nächsten paar Minuten verstummt unser Gespräch, während Tom den Inhalt seines Glases vertilgt und Jerry sich wieder den Freuden seines Magazins zuwendet. Bevor ich mein zweites Bier ausgetrunken habe, hat Tom das Glas geleert und schabt mit den Fingern die Reste heraus.

»Wenn du willst, kannst du ein paar davon mitnehmen«, sagt Ray.

»Danke«, sagt Tom und leckt seine Finger ab. »Das wäre echt klasse.«

»Ja, ihr könnt gerne jeder ein Glas mitnehmen«, sagt Ray in die Runde. »Dafür möchte ich euch bitten, mir bei einer Sache behilflich zu sein, die ich gerne wieder in Ordnung bringen würde.«

»Sicher«, sagt Tom.

»Worum geht's denn?«, fragt Jerry.

»Argh«, sage ich.

KAPITEL 19

Wir sind in einem Chevy Lumina Baujahr 2001 unterwegs, mit Ray hinterm Steuer und Jerry auf dem Beifahrersitz. Ich hocke hinter Jerry, und zu meiner Linken sitzt Tom; er wirkt nervös und scheint sich nicht wohlfühlen. Zusammen wirken wir, ich mit meinem zerstörten linken Arm und Tom ohne seinen rechten, wie zwei siamesische Zwillinge, die sich erst noch an die kürzlich erfolgte Trennung gewöhnen müssen.

Ray hat das Autoradio auf KPIG 107.5 eingestellt, einen Sender aus der Central Coast Region, der eine Mischung aus Country, Folk und klassischem Rock and Roll spielt. Während wir auf der Parallelstraße des Highway 1 nach Norden Richtung Innenstadt von Santa Cruz fahren, dröhnt durch den Lumina The Who's »Magic Bus«.

Ich habe den Song Dutzende Mal gehört, doch der Background-Gesang, der aus den Boxen hinter mir kommt, leicht schräg, dennoch sehr harmonisch, ist mir neu. Allerdings kann ich kaum was verstehen, da Jerry im Falsett den Text mitgrölt.

Ich starre aus dem Fenster, während Ray fort vom Highway in ein Wohngebiet biegt, um die Hauptverkehrsstraßen zu vermeiden. Wahrscheinlich sollte ich nicht hier sein, wenn ich bedenke,

dass mein Vater mich beim nächsten Furz, den ich von mir gebe, in den Zombie-Zoo verfrachten lässt, aber was soll ich tun? Den ganzen Tag in meinem Zimmer hocken und durch die Kanäle zappen, von Reality-TV-Sendungen zu fantasielosen Sitcoms und geschnittenen, von zweihundert Werbespots unterbrochenen Filmen, die mir Produkte andrehen wollen, die ich weder kaufen noch benutzen kann?

Wenn ich schon langsam verrotten muss, dann nicht, während ich *Frauentausch* schaue.

»Magic Bus« wird ausgeblendet, und es kommt ein Stück von Steve Ray Vaughn. Ich kenne den Song, allerdings nicht so gut, dass ich seinen Titel wüsste. Seltsam ist dabei, dass der ungewohnte Background-Gesang von dem Who-Stück jetzt Stevie Ray begleitet.

»Du glaubst also immer noch, dass es klappt?«, fragt Tom.

Ich betrachte seine blutunterlaufenen Augen, die mich aus seinem dunklen, zerfetzten Gesicht hoffnungsvoll anstarren, dennoch ahne ich, dass seine Züge entgleisen werden, wenn ich ihm nicht sage, was er hören will.

Um ehrlich zu sein, ich habe keine Ahnung, ob es klappt. Ob wir das hier alle unversehrt überstehen. Ob das eine gute Idee ist, wenn ich bedenke, was mit Walter passiert ist.

Für einen Moment zögere ich. Trotz etwaiger Zweifel möchte ich Tom beruhigen, aber ich will ihm auch keine falschen Hoffnungen machen. Doch dann fällt mein Blick auf die leere Stelle, wo Toms Arm mal hing, und mir wird klar, dass falsche Hoffnungen für uns wahrscheinlich der Hauptgewinn sind.

Tom starrt mich unverwandt an, krampfhaft bemüht, ein zuversichtliches Gesicht zu machen. Ich hebe meine rechte Hand und recke wie Roger Ebert meinen Daumen in die Höhe, während ich sage: »Esch fft kchlpn.«

Tom versteht nur Bahnhof, doch das spielt keine Rolle. Mit einem Lächeln klappt sein kaputtes Gesicht auseinander.

Fünf Minuten später halten wir in einer Wohnstraße, drei Häuser vom Gebäude der Sigma Chi entfernt.

Die meisten Bruderschaften der Universität von Santa Cruz haben ihren Sitz außerhalb des Campus, was für uns von Vorteil ist, denn so müssen wir uns nicht um den Sicherheitsdienst der Uni kümmern. Allerdings haben wir kurz vor elf und nähern uns damit der Sperrstunde.

Andererseits wollen wir in ein Haus voller Atmer eindringen, die einer eingetragenen Wohngruppe des Schulsystems der University of California angehören; wenn wir uns also Sorgen machen, weil wir gegen die Ausgangssperre verstoßen, wäre das so, als würden wir eine Bank überfallen und hätten Angst, ein Knöllchen wegen Falschparkens zu kriegen.

»Also, was haben wir für einen Plan?«, fragt Jerry.

»Ich seh das so«, sagt Ray. »Einer von uns muss die Bewohner ablenken, während die anderen nach Toms Arm suchen.«

»Klingt echt einfach«, sagt Jerry.

Tom nickt ernst, und die lose Haut an seinen Wangen schlackert auf und ab, so als würde gleich sein Gesicht davonfliegen.

»Tja, da Tom und Andy in ihrem Zustand nicht in der Lage sind, sich umzuschauen und den Arm wiederzubeschaffen«, sagt Ray, »müssen sie für die nötige Ablenkung sorgen, damit einer von uns genug Zeit hat, ins Gebäude einzudringen, sich Toms Arm zu schnappen und abzuhaufen.« Alle starren in Jerrys Richtung, der einen Moment mit dem Kopf nickt, bevor er kapiert und die Augen aufreißt. »Ich? Wieso ich?«

»Ich muss hierbleiben, um dafür zu sorgen, dass unseren behinderten Freunden nichts passiert.« Jerry öffnet den Mund, um etwas zu sagen, doch dann schließt er ihn wieder und murmelt:

»Scheiße.«

Tom stöhnt auf und hält sich die noch verbliebene Hand vor die Augen.

»Jetzt bläh dich mal nicht so«, sagt Ray. »Du hast ja Hilfe.«
»Hilfe?«, sagt Jerry und blickt zu Ray, zu Tom und dann zu mir. »Was für Hilfe?«
»Man sollte nie Rays Einfallsreichtum unterschätzen«, sagt Ray und drückt einen Knopf auf der Mittelkonsole, worauf der Kofferraum aufspringt.
Der Lumina wackelt in der Aufhängung, während sich der Deckel öffnet. Zehn Sekunden später kommen Zack und Luke zum Vorschein und stellen sich zu beiden Seiten des Wagens auf wie zwei Zombie-Bücherstützen.
Das erklärt den zusätzlichen Background-Gesang von »Magic Bus«.

KAPITEL 20

Im Schutz der Dunkelheit habe ich zusammen mit Tom gegenüber dem Sigma-Chi-Gebäude Stellung bezogen und starre die Straße hinunter zum Lumina, der einen halben Block entfernt von hier parkt. Im Schein der Straßenlaterne wirkt der Wagen wie ein sicherer Zufluchtsort, der meinem gesunden Menschenverstand verlockend erscheint, jetzt, wo ich mir die Sache nochmal durch den Kopf gehen lasse, was häufig geschieht, wenn man sich zu einer Aktion durchgerungen hat, die man für richtig hält. So wie Jesus am Kreuz, nur ohne den Schmerz oder die Römer oder den All-Inclusive-Trip Richtung Himmel.

Mitternacht rückt rasch näher, und obwohl ich nur noch einen gesunden Arm und ein gesundes Bein habe, bin ich kurz davor, mich als Köder herzugeben, um Toms rechten Arm wiederzubekommen. Doch mein gesunder Menschenverstand wird durch den wachsenden Wunsch nach Gerechtigkeit infrage gestellt, den Wunsch, Toms Arm zurückzuholen und sich an den Tätern zu rächen. Trotzdem höre ich, wie der Zeiger meiner inneren Uhr unaufhaltsam Richtung Ausgangssperre tickt.

»Hast du schon was gesehen?«, fragt Tom.

Ich schüttele den Kopf, ohne zu wissen, ob er mich überhaupt sehen kann. Toms Augen sind noch schlechter als meine, und ich kann nicht mal das Verkehrsschild am Ende der Straße, zwei Blocks von hier, erkennen, geschweige denn, wann Ray uns mit der Hand das Zeichen zum Einsatz gibt. Wenn er das tut, sollen Tom und ich zur Veranda des Sigma-Chi-Gebäudes auf der anderen Straßenseite wanken und uns wie die Zombies in einem Hollywood-Streifen aufführen, um die Verbindungsmitglieder vor die Tür zu locken. Daraufhin wird sich Ray, der im Gegensatz zu uns nicht ganz so zombiemäßig wirkt und unter einem Haufen besoffener College Kids bei gedämpfter Beleuchtung als Atmer durchgehen könnte, als unsere Begleitperson ausgeben und sich dafür entschuldigen, dass wir ihm entwischt sind, bevor wir mit Aluminiumschlägern verprügelt oder in Brand gesteckt werden. Solange die Verbindungsstudenten mit uns beschäftigt sind, sollen Zack, Luke und Jerry sich durch die Hintertür ins Gebäude schleichen und nach Toms Arm suchen.

Falls Plan A nicht funktioniert, kommt Plan B zum Einsatz: Wir stürmen das Haus und jagen allen einen höllischen Schrecken ein, in der Hoffnung, dass wir Toms Arm finden, bevor die Animal Control eintrifft.

Scheiß drauf. Man ist nur einmal untot.

Allerdings habe ich keine Ahnung, was wir tun sollen, falls die Sache schiefläuft. Tom könnte ja wenigstens noch abhauen, ich hingegen bin nicht in dieser komfortablen Lage, was bedeutet, dass ich hierbleiben und kämpfen muss. Falls es dazu kommt, kann ich hoffentlich mindestens einen

von ihnen mitnehmen.

Zu meiner Linken flüstert Tom irgendetwas vor sich hin. Und nach einem Moment wird mir klar, dass er einen von Helens Euphemismen wiederholt.

»Ich bin ein Überlebender ... Ich bin ein Überlebender ... Ich bin ein Überlebender.«

Auf der anderen Straßenseite vor dem Sigma-Chi-Gebäude ist es ruhig, und von Ray fehlt jede Spur. Die Warterei zerrt an den Nerven, was nicht weiter verwunderlich ist, allerdings stelle ich fest, dass ich richtig Angst habe. Es ist nicht nur die Erinnerung daran, sondern auch die körperliche Reaktion, die damit einhergeht. Komischerweise verspüre ich zum ersten Mal seit meinem Tod so etwas wie einen Adrenalinstoß.

Bevor ich mich weiter damit beschäftigen kann, dringen aus dem Gebäude der Verbindung mehrere Schreie. Sekunden später explodiert in einem Schwall aus Glas eines der oberen Fenster, und ein Körper fliegt durch die Öffnung, rollt über das Dach, fällt über den Rand und landet mit dem Gesicht nach unten im Vorgarten.

»Ist das das Zeichen?«, fragt Tom.

Durch das kaputte Fenster dringt lauter werdendes Geschrei aus dem Gebäude, als Ray hinter der Rückseite des Verbindungsgebäude hervorstürzt und brüllt: »Plan B! Plan B!«

Tom und ich sehen dabei zu, wie Ray zum Gehweg läuft und weiter die Straße hinunter, Richtung Lumina, als die Lichter auf der Veranda angehen und die Nachbarhäuser anstrahlen, darunter auch das Gebäude hinter uns.

Der Körper, der vom Dach im Vorgarten der Bruderschaft gelandet ist, rappelt sich wieder auf und kommt mit drei erhobenen Armen auf uns zugerannt.

»Hab ihn, Kumpel!«, brüllt Jerry und wedelt triumphierend mit Toms Arm.

Neben mir stößt Tom einen Freudenschrei aus.

Im Gebäude herrscht völliges Chaos. Die Bewohner schreien und kreischen, und vor den Fenstern huschen Silhouetten wie Gespenster hin und her. Da öffnet sich die Eingangstür, und zwei Atmer kommen herausgestürmt, Zack oder Luke dicht auf den Fersen, keine Ahnung, wen von beiden, aber er lacht.

Während Tom und ich über die Straße zu Jerry eilen, fährt Ray mit dem Lumina vor, steigt aus und lässt das Auto mit laufendem Motor stehen.

»Nehmt den Wagen«, sagt er und rennt an uns vorbei, Richtung Sigma-Chi-Gebäude.

»Und was ist mit dir?«, brüllt Tom.

»Macht, dass ihr hier wegkommt!«, schreit Ray, bevor er wieder auf der Rückseite des Hauses verschwindet.

Das muss man mir nicht zweimal sagen. In der Ferne ertönen Sirenen, und die Vorstellung, auf der Ladefläche des Animal-Control-Transporters durch die Gegend kutschiert zu werden, hat nichts von dem berechtigten Glanz, der dieser Aktion zunächst anhaftete.

Jerry wirft Tom über den Wagen hinweg den Arm zu, der ihn wie ein Passempfänger beim American Football mit einer Hand auffängt und auf den Beifahrersitz gleitet, während ich mich hinter ihm auf die Rückbank plumpsen lasse und die Tür zuziehe. Bevor ich mich anschnallen kann, tritt Jerry das Gaspedal bis zum Anschlag durch, und der Lumina jagt zum verzerrten Intro von Steppenwolfs »Magic Carpet Ride« die Straße hinunter.

Als die Sirenen lauter werden und die Nachbarn auf die Straße strömen, werfe ich einen Blick aus dem Heckfenster, dankbar, dass ich den Ort des Geschehens hinter mir lasse.

»Wuuuhuuu!«, schreit Jerry und biegt so schnell und scharf um die erste Kurve, dass ich quer über die Rückbank rutsche und mit dem Gesicht gegen das Fenster der Hintertür knalle. »Haltet euch gut fest. Jetzt wird's lustig.«

Bevor Jerry erneut abbiegt, zerre ich den Gurt über meinen Körper und schnalle mich an.

»Langsamer!«, ächzt Tom und hält seinen Arm umklammert, während Jerry mit quietschenden

Reifen in eine scharfe Linkskurve biegt, so dass das Heck des Lumina nach rechts ausschert.

»Langsamer! Langsamer!«

Das Einzige, was noch schlimmer ist, als untätig neben dem Fahrer zu hocken, ist, wenn man gerne seinen Kommentare zum Fahrstil abgeben würde, aber nicht sprechen kann. Also bleibt mir nichts anderes übrig, als meiner Sorge durch Schreie Ausdruck zu verleihen.

Auf den Straßen herrscht kaum Verkehr, und den wenigen Autos, die unterwegs sind, weicht Jerry aus, indem er sie auf der Gegenfahrbahn überholt. Wir haben den Tatort inzwischen weit genug hinter uns gelassen, darum sollten wir keine Aufmerksamkeit erregen, doch Jerry ist immer noch der einundzwanzigjährige Angeber und lässt sich nichts sagen.

»Hey«, sagt Tom plötzlich, während er seinen zurückeroberten Arm betrachtet. »Das ist gar nicht meiner.«

»Nicht?«, sagt Jerry.

»Nein«, sagt Tom.

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher!«, sagt Tom mit lauter Stimme. »Hier!« Mit der linken Hand hält er den Arm am Handgelenk in die Höhe. Selbst von der Rückbank aus kann ich erkennen, dass der Arm mindestens fünf Zentimeter kürzer als Toms ist. Außerdem ist er mit dichten schwarzen Haaren überwuchert.

Während Jerry einen Volkswagen Vanagon überholt, schaut er kurz zu Tom hinüber. »Ups.«

»Ups?«, sagt Tom. »Ups?«

»Ey, Alter, da lagen bestimmt Dutzende von den Dingern rum, ich konnte ja nicht alle mitnehmen, also hab ich mir den geschnappt, der wie deiner aussah.«

»Sieht das hier etwa aus wie mein Arm?«, sagt Tom und fuchelt damit in Jerrys Richtung.

»Tut mir leid, hab ich gesagt, Alter.«

»Und, was soll ich jetzt damit machen?«, sagt er und wirft den Arm aufs Armaturenbrett.

»Probier ihn doch mal an«, sagt Jerry.

»Anprobieren?«, sagt Tom. »Wer bin ich? Frankensteins Monster?«

Wir steuern auf eine rote Ampel zu, und Jerry fährt achtzig in einer Fünfziger-Zone. Ich stoße einen Warnschrei aus, worauf Jerry noch mehr Gas gibt. Wenn ich dazu fähig wäre, würde mir jetzt der Angstschweiß ausbrechen.

»Rote Ampel, rote Ampel, rote Ampel«, ruft Tom, vergisst für einen Moment seinen Arm und deutet mit der linken Hand auf die Windschutzscheibe.

Jerry fängt an, das Motiv aus *Mission: Impossible* zu summen, und tritt das Pedal erneut bis zum Anschlag durch, während Tom und ich synchron ein »Neiiiiiiin!« hervorstoßen. Kurz bevor wir die Kreuzung erreichen, springt die Ampel auf Grün.

»Entspannt euch, ihr Omis« sagt Jerry. »Alles unter Kontrolle.«

Tom kauert, die linke Hand vor den Augen, im Beifahrersitz. Während ich wachsam und aufmerksam hinter Jerry hocke. Wäre ich noch am Leben, würde mein Herz jetzt wie verrückt pochen und ich hätte feuchte Hände. Doch ohne diese körperlichen Symptome bin ich seltsam entspannt. Außerdem komme ich nicht darüber hinweg, dass ich tatsächlich ein verständliches Wort von mir gegeben habe. Offensichtlich haben weder Tom noch Jerry es mitgekriegt. Falls doch, ist es noch nicht in ihr Bewusstsein vorgedrungen, aber ich habe klar und deutlich

»Neiiiiiiin« geschrien. Zumindest glaube ich das. Ich will probieren, ob ich es nochmal aussprechen kann, oder etwas anderes, doch ich bin ein wenig verunsichert und verlegen, also versuche ich im Flüsterton den Steppenwolf-Song mitzusingen:

Why don't you come with me little girl

On a magic carpet ride?

Die meisten Wörter klingen immer noch wie Kauderwelsch, aber einige spreche ich richtig aus, oder fast, und ich frage mich, ob es eine Art seltsamer kosmischer

Verbindung zwischen den Songs im Radio und meiner wiedergewonnenen Fähigkeit gibt, verständliche Laute hervorzubringen.

Ist das hier ein »Magic Bus«? Werde ich immer noch sprechen können, wenn der »Magic Carpet Ride« zu Ende ist? Oder ist das erst der Anfang? Eigentlich spielt das keine Rolle. Ich weiß nur, dass ich ein paar aufregende Wochen erlebt habe und dass ich nicht abwarten kann, was als Nächstes geschieht. Vorausgesetzt, dass Jerry keinen Unfall baut und wir verbrennen.

Jerry lässt die Sau raus, er rast die Chestnut Street Richtung Highway 1 hinunter, überfährt mehrere Stoppschilder und pfeift auf die Geschwindigkeitsbegrenzung, während Tom mürrisch und gedankenverloren auf dem Beifahrersitz hockt. Jerry mustert mich im Rückspiegel, und ich lächle ihn an, recke den Daumen in die Höhe und stimme in sein Geschrei mit ein.

KAPITEL 21

Manchmal grusle ich mich vor mir selbst.

Meistens geschieht das mitten in der Nacht, wenn ich aufwache und nicht mehr weiß, warum ich meinen linken Arm nicht mehr bewegen kann oder dass ich langsam verwese, und mich frage, woher der Gestank kommt.

Ein anderes Mal wiederum sehe ich meine Reflexion im Spiegel und will schon schreien, als ich den entsetzten Ausdruck auf meinem eigenen Gesicht bemerke.

Manchmal kommt es vor, dass ich im Weinkeller auf meiner Matratze hocke und auf den Zweiunddreißig-Zoll-Fernseher starre, den meine Eltern mir gekauft haben, während mein Blick zu den Flaschen an den Wänden wandert und ich mir vorstelle, dass alle mit einem magischen Elixier gefüllt sind, von denen jedes einen anderen Körperteil heilt.

Der 1986er Grgich Hills Cabernet Sauvignon bringt meinen rechten Arm wieder in Ordnung, der 2000er Beringer Founder's Estate Merlot meinen linken Knöchel, der 1995er Castello Di Broglio Chianti mein Gesicht und der 1999er Monticello Pinot Noir meine Stimme. Dad lagert hier unten Chardonnays, Sauvignon Blancs, Chenin Blancs und Rieslinge, doch ich habe mir nie viel aus Weißwein gemacht. Das ist, als würde man Corona statt Guinness trinken. Ich hab nie verstanden, warum.

An diesem Morgen schaue ich mir auf VH1 Musikvideos aus den 80ern an, während ich mir mit dem 1999er Monticello Pinot Noir den Mund ausspüle.

Wahrscheinlich bilde ich mir das nur ein, aber es kommt mir so vor, als hätte der Wein heute Morgen einen intensiveren Geschmack als sonst.

Jedes Mal, wenn ich gegurgelt habe, schlucke ich mein magisches Elixier herunter und probiere aus, wie das mit dem Singen klappt. Nicht, dass ich aus voller Kehle ein Lied schmettere. Von den meisten Songs im Fernsehen kenne ich kaum den Text, und die meisten Wörter, an die ich mich erinnere, stoße ich in einem gemurmelten Kauderwelsch hervor, als hätte ich Angst vor der Erkenntnis, dass ich mir, was mein wiedergewonnenes Sprachvermögen betrifft, nur etwas vormache. Doch als »Bohemian Rhapsody« von Queen erklingt, drehe ich den Fernseher so laut auf, dass er mein Gekreische übertönt. Vielleicht etwas zu laut. Denn mein Vater klopft gegen die

Tür des Weinkellers und fordert mich auf, »die verdammte Kiste leiser zu stellen!«.

Ich tu so, als würde ich ihn nicht hören.

Auch von diesem Song kenne ich nicht den kompletten Text. Doch bei aufgedrehter Lautstärke spielt das keine Rolle. Ich drehe den Song gehörig durch den Wolf, krächze unverständliche Laute, die klingen, als würde eine Ente versuchen, Holländisch zu lernen. Nur ab und zu quake ich etwas, das mir irgendwie bekannt vorkommt, ein Grunzen oder Kreischen, das fast an Sprache erinnert. Wörter wie »too«, »no« und »eye«. Sicher, das sind nur winzige Schritte. Aber was bin ich anderes als ein kleines Kind?

Hineingeboren in eine Welt des Verfalls.

Das Laufen und Sprechen neu lernen muss.

Gesäugt an der Brust der Hoffnung.

Ich habe keine Ahnung, wie es physiologisch möglich ist, dass mein Sprechvermögen zurückkehrt. Vielleicht tut es das auch gar nicht. Vielleicht lerne ich bloß, Laute zu formen, die wie Wörter klingen. So oder so, das ist etwas Neues. Und wenn die meisten Veränderungen deines Daseins aus einem neuen Geruch, dem Verlust eines Körperteils oder frisch geschlüpften Maden bestehen, ist alles, was in die entgegengesetzte Richtung zu führen scheint, eine deutliche Verbesserung.

Als der Song zu Ende ist und Werbung kommt, drehe ich wieder leiser, spüle mit dem Pinot feierlich meinen Rachen aus und lausche meinem Vater, der hinter der Tür am oberen Treppenabsatz Verwünschungen gegen mich ausstößt. Normalerweise verhaselt es mir die Laune, wenn er mich so runterputzt. Es ist ziemlich schwer, positiv zu denken, wenn ein Elternteil andeutet, dass du der Menschheit einen größeren Dienst erweist, wenn du in einen Häcksler steigst.

Diesmal aber amüsiert mich seine Verachtung, und ich pruste los, so dass der Pinot aus meiner Nase aufs Bettzeug spritzt und ich noch heftiger lachen muss. So sehr, dass ich fast ersticke, wenn das möglich wäre. Und auf einmal wünsche ich mir, ich hätte jemanden, um diesen Moment zu teilen. Jemand, der mit mir lacht. Jemand, der die Veränderungen, die ich durchmache, nachempfinden kann. Jemand, der versteht, wie ich mich fühle.

Auf dem Bildschirm laufen ein Mann und eine Frau händchenhaltend die Straße hinunter und ziehen die Blicke der Passanten auf sich - mit ihrem strahlenden Lächeln und ihren perfekten Gesichtern. Ich habe keine Ahnung, wofür der Spot wirbt, aber er erinnert mich an meinen gemeinsamen Spaziergang mit Rita durchs Village, und ich wünsche mir, wir wären wie das Paar im Fernsehen.

Ich hebe die Hand und berühre mein Gesicht, fahre mit den Fingern über die zusammengenähten Flicker und frage mich, ob die Stimme meine einzige Eigenschaft als Zombie ist, die sich verbessern lässt. Ob ich etwas tun kann, damit ich nicht mehr ganz so wie eine Leiche aussehe. Ob es eine Möglichkeit gibt, so glücklich wie die Menschen in dem Werbespot zu sein. Bis ich merke, dass es sich um den Spot einer Lebensversicherung handelt.

»Es kommt darauf an«, sagt meine Mutter, während ich das Make-up mit einem weichen Kosmetikschwämmchen verteile, »es übergangslos von innen nach außen aufzutragen, und nicht zu klumpig oder zu dick. Sonst betonst du die Flecken anstatt sie zu verbergen.«

Meine Mutter verwendet die Abdeckfarbe Ivory Beige von Ives Saint Laurent, die gut zu ihrem Teint passt. Ich brauche eher so was wie Ivory Paste. Außerdem ist meine Haut so trocken, dass sie die ganze Feuchtigkeit aus dem Make-up aufzusaugen scheint.

»Du solltest dein Gesicht saubermachen und befeuchten, bevor du die Farbe aufträgst«, sagt sie. »Das macht deine Haut geschmeidiger und aufnahmefähiger. Vielleicht willst du's auch mal mit einem Peeling versuchen.«

Als ich meine Mutter gefragt habe, ob sie irgendetwas hat, mit dem ich die Nähte in meinem Gesicht verbergen kann, hatte ich mit einer Creme oder irgendetwas Unkompliziertem gerechnet, das ich selbst ausprobieren kann. Stattdessen hat sie sich ihre Schminksachen und den beleuchteten Frisierspiegel geschnappt und mich an den Küchentisch verfrachtet.

»Also, die Abdeckfarbe passt nicht ganz zu deinem Teint«, sagt sie ohne jede Spur von Sarkasmus, »darum nehmen wir eine hellere Grundierung und gleichen sie an.«

Wenn meine Mutter »wir« sagt, meint sie mich. Obwohl sie mir begeistert hilft, meine Nähte zu überdecken, damit ich mehr wie ein Mensch aussehe, wie sie es taktvoll ausdrückt, weigert sich meine Mutter immer noch, mich zu berühren. Sie gibt mir lediglich gestikulierend Anweisungen und schiebt mir die Tuben, Flaschen oder Döschen, die ich brauche, herüber, so dass ich selber drankomme. Ich glaube nicht, dass ihr bewusst ist, wie sehr sie die Vorstellung anwidert, Körperkontakt mit ihrem Sohn zu haben, aber wenigstens verbringen wir so ein paar schöne Stunden.

Die flüssige Grundierung, die ich mit einem winzigen feuchten Schwamm auf meinen Wangen verteile, fühlt sich wie Pfannkuchenteig aus Vollkornmehl an. Aus reiner Neugier und weil ich weiß, dass mir nichts passieren kann, nehme ich einen Schluck davon, um zu sehen, ob sie nach Pfannkuchen schmeckt. Tut sie aber nicht.

»Andrew!«, schimpft meine Mutter. »Die Flasche kostet fünfunddreißig Dollar.«

Ihr wärt erstaunt, wie viel Formaldehyd man mit einer einzigen Flasche flüssiger Grundierung zu sich nehmen kann. Cover Girl ist besonders nahrhaft.

Sobald ich die Grundierung auf Wangen, Stirn und Kinn verteilt habe, ist das Konturpuder dran; es hat die Farbe und Konsistenz von Kakaopulver. Am liebsten würde ich es ebenfalls probieren, nur um festzustellen, wie es schmeckt, doch meine Mutter hat ein Auge auf mich, also verteile ich es mit einem Pinsel in meinem Gesicht.

»Achte darauf, es von oben nach unten aufzutragen, mein Schatz«, sagt meine Mutter. »Dann richten sich die Haare in deinem Gesicht nicht auf.«

Als ich damit fertig bin, kommt das lichtdurchlässige Finishing-Puder dran. Ich habe echt keine Ahnung, worin der Unterschied besteht, außer dass Finishing-Puder offensichtlich feiner ist und mit einem Kosmetikschwämmchen aufgetupft wird anstatt mit einem Pinsel. Meine Mutter versucht mich davon zu überzeugen, zum Abschluss etwas Rouge aufzutragen, doch irgendwie kann ich mir nicht vorstellen, dass mir ein rosiges Leuchten auf den Wangen ein natürliches Aussehen verleiht. Allerdings würde ich mein Äußeres mit der Schicht aus Abdeckfarbe, Grundierung und Puder auch nicht mehr als *natürlich* bezeichnen.

Meine Mutter kommt um den Tisch, bleibt einen halben Meter hinter mir stehen und beugt sich herunter, um einen Blick über meine Schulter zu werfen. »Ich finde es perfekt«, sagt sie und lächelt mich aus dem Spiegel an. »Was denkst du, mein Schatz?«

Ich denke, dass ich eine zweite Meinung einholen sollte.

In diesem Moment betritt mein Vater das Zimmer, und als er mich hier sitzen sieht, bekleidet mit

einem Kittel, das Haar mit kleinen Spangen aus dem geschminkten Gesicht gesteckt, entfährt ihm ein »Ach du heilige Scheiße«, dann wendet er sich wieder ab und stapft aus der Küche.

KAPITEL 23

Mitten in der Nacht wache ich plötzlich auf und kann nicht mehr einschlafen.

Ich bin unruhig. Aufgewühlt. Kann nicht abschalten.

Außerdem ist meine Haut unter der Maske aus Grundierung und Abdeckfarbe, die ich mit Hilfe meiner Mutter aufgetragen habe, so straff, dass es sich anfühlt, als hätte man mein Gesicht mit Formaldehyd vollgepumpt.

Obwohl es stimmt, dass man durch das Einbalsamieren Krähenfüße und Lachfältchen loswird und fünfzehn Jahre jünger wirkt, als man laut Todesanzeige ist, sieht das Gesicht dadurch unter Umständen so fest und unecht aus wie die Brüste eines Pornostars. Außerdem ist der ganze Vorgang ziemlich blutig.

Wer noch nie in einer Leichenhalle mit einer Kanüle in der Halsschlagader zu sich gekommen ist, während sein Gesicht sich aufbläht wie ein Heliumballon, kann das wahrscheinlich nicht verstehen.

Nachdem ich das Make-up mit einem Handtuch und einer Flasche 2005er Napa Valley Pahlmeyer Chardonnay abgewischt habe, bin ich hellwach und suche nach etwas Ablenkung. Da meine Möglichkeiten mehr oder weniger auf Fernsehen und Wein beschränkt sind, nehme ich die Fernbedienung, zappe durch die Kanäle und versuche, die Dialoge verschiedener Sendungen nachzuplappern, um meine Aussprache zu verbessern. Doch nach fünfzehn Minuten *Walker*, *Texas Ranger* und *Der Prinz von Bel-Air* kann ich nicht mehr.

Ich habe keine Lust, hier im Zimmer zu hocken und Hallmark Channel oder Nickelodeon zu schauen. Ich will Tennis spielen, eine Fahrradtour machen oder durch die Straßen von Santa Cruz' Innenstadt torkeln. Die Vorstellung, dass die Atmer bei meinem Anblick laut schreiend davonlaufen, bringt mich zum Lachen, und schneller, als man *Nacht der lebenden Toten* sagen kann, bin ich zur Kellertür hinaus, um einen vorzeitigen Morgenspaziergang zu machen.

Um kurz nach zwei in der Früh durch die Gegend zu marschieren ist eine wirkungsvolle Methode, sich zerstückeln zu lassen. Doch im Keller meiner Eltern eingesperrt zu sein kommt mir immer mehr wie eine Gefängnisstrafe vor. Und die Exkursion zur Sigma-Chi-Bruderschaft, um Toms Arm zurückzuholen, hat mir Mut gemacht.

Allerdings bin ich nicht total hirnverbrannt. Ich halte mich im Schatten, und jedes Mal, wenn ein Wagen vorbeifährt, spiele ich den besoffenen Penner. Sicher, um mich in der Öffentlichkeit blicken zu lassen, muss ich immer noch so tun, als wäre ich kein Untoter, trotzdem bin ich völlig aufgekratzt - das Gefühl der Freiheit, die Sterne am dunklen Himmel, die kalte Novemberluft auf meinem Gesicht. Wenn ich es nicht besser wüsste, könnte ich schwören, dass ich meinen eigenen Atem sehe.

Zunächst laufe ich ziellos durch die Gegend. Ein ganz normaler Zombie, der mitten in der Nacht einen Spaziergang unternimmt. Doch schließlich wanke ich die Old San Jose Road hinunter, jenen ausgetretenen Pfad, den ich seit meinem Unfall unzählige Male entlanggetrottet bin. Nur dass ich diesmal nicht zum Soquel Cemetery laufe, um meiner toten Frau einen Besuch abzustatten, sondern zu dem verlassenen Getreidespeicher.

Ray ist noch wach und stochert in der glimmenden Glut herum; zu seiner Linken hocken,

aneinandergelehnt, die Zwillinge, die Augen halb geöffnet, neben sich ein leeres Einmachglas. Ich hatte zwar schon gehofft, dass sie dem Verbindungsdesaster unbeschadet entkommen sind, dennoch bin ich erleichtert und beinahe überglücklich, sie tatsächlich wiederzusehen.

»Morgen«, sagt Ray, und hebt seine Hand zu einem freundschaftlichen Gruß. Mir kommen fast die Tränen. Denn wenn sonst jemand seine Hand auf mich richtet, hält sie ein Wurfgeschoss aus abgelaufenen Lebensmitteln, ein Kruzifix oder einen Elektroschocker umklammert.

Lächelnd und nickend nehme ich gegenüber den Zwillingen Platz, froh, dem Weinkeller entflohen zu sein und mich in der Gegenwart von Leuten zu befinden, die mich akzeptieren. Selbst ohne lodernes Feuer ist es warm hier. Ja gemütlich. Ein Zufluchtsort, frei von den Einflüssen und Regeln der Atmer. Selbst die wöchentlichen Treffen im Bürgerzentrum können das nicht leisten. Letztlich sind wir nicht Teil der Gemeinschaft - die Treffen werden von Atmern kontrolliert, und niemand käme auf die Idee, uns zum monatlichen Essen des Rotary Clubs einzuladen.

Plötzlich merke ich, dass ich schon die ganze Zeit Hunger hatte.

Bevor ich etwas sagen kann, steht Ray wortlos auf, holt ein Glas seiner Genialen Gaumenfreuden und eine Flasche Budweiser und stellte beides geöffnet neben mich auf den Boden. Als ich nach meinem Stift greifen will, um mich bei ihm zu bedanken, stelle ich fest, dass ich meine Schreibtafel zu Hause vergessen habe.

»Anke«, krächze ich mit rauer Stimme. Es ist mehr ein unverständliches Röcheln als ein Wort des Dankes. Doch die Botschaft scheint anzukommen.

Verhalten lächelnd schaut Ray zu mir herüber und nickt. »Keine Ursache.«

Ich stecke meine Finger ins Glas, genieße die Konsistenz des Fleisches und ergötze mich an seinem Geschmack, der mir, verglichen mit dem, was ich die letzten Monate gegessen habe, unglaublich opulent und aromatisch erscheint. Vielleicht liegt es am Feuer. Vielleicht an der Stille. Vielleicht daran, dass ich mit den Fingern Wildfleisch aus einem Glas esse. Aber dieses natürliche Hungergefühl, das ich bei meinem letzten Besuch verspürt habe, ist jetzt noch stärker. Und es fühlt sich richtig an.

Für ein paar Minuten sitzen wir einfach nur da; das gelegentliche Knacken und Knistern des Feuers und mein wiederholtes genüssliches Grunzen sind jetzt die einzigen Geräusche hier. Zu meiner Linken stößt einer der Zwillinge einen Rülps aus, worauf der andere zu kichern anfängt.

Als das Glas leer ist, wische ich die Finger an meiner Jeans ab und gebe ein langgezogenes, zufriedenes Seufzen von mir.

»Welch Wohlklang«, sagt Ray und trinkt einen Schluck Bier. »Der Klang der Zufriedenheit.«

Ich nicke und hebe zur Antwort mein Bier in die Höhe.

»Es gibt nichts Besseres als ein gutes Essen und ein Bier, um einen Mann glücklich zu machen«, sagt Ray. »Ist doch so, oder, Jungs?«

Zack und Luke nicken synchron.

»Allerdings hat das Gefühl der Zufriedenheit auch seine Nachteile«, sagt Ray. »Wenn man zu zufrieden und zu bequem wird und vergisst, warum man ursprünglich unzufrieden war.«

Die Zwillinge, die fast geschlafen haben, als ich hereingetorkelt bin, hocken jetzt beide aufrecht da, Seite an Seite, die Augen starr auf Ray gerichtet, während sie ihre Köpfe im Takt seiner Wort hin und her wiegen.

»Zufriedenheit führt zu Müßiggang«, sagt Ray. »Und jemand, der zum Müßiggang neigt, ist eher bereit, sich von anderen vorschreiben zu lassen, was er tun und lassen darf.«

Flüssig und voller Überzeugung, im Tonfall eines Predigers, sprudeln die Wort aus Rays Mund. Er ist so was wie ein Zombie-Priester. Ein Messias der Untoten. Und Luke und Zack, die nickend dahocken, sind seine Jünger.

Während ich Rays Worten lausche, merke ich, dass ich ebenfalls meinen Kopf hin und her bewege.

»Du machst auf mich nicht den Eindruck, als würdest du die ganze Zeit nur rumhängen, Andy«, sagt Ray.

Ich schüttele den Kopf und sage: »Nein.«

Es ist mehr ein vergnügtes Gurren als die Verneinung meines trägen Lebensstils. Aber Ray versteht mich.

»Hab ich mir gedacht«, sagt Ray und trinkt sein Bier aus.

Bevor seine leere Flasche den Boden berührt, ist Luke auf den Beinen und reicht ihm eine neue, und nachdem er mir ebenfalls eine in die Hand gedrückt hat, hockt er sich wieder neben seinen Bruder, und die beiden stoßen an und heben synchron die Flasche an den Mund, jeder ein Spiegelbild des anderen.

Ich finde sie immer noch unheimlich, aber auf eine angenehme, wohlige Weise.

»Du kannst es dir nicht leisten, faul zu sein«, sagt Ray. »Selbstgefälligkeit und Zufriedenheit sind der reinste Luxus. Ich sage immer: Du kannst nicht darauf warten, dass jemand kommt und deine Probleme für dich löst oder dein Schicksal in die Hand nimmt. Früher oder später musst du das selbst tun.«

Während ich Rays Ausführungen lausche, muss ich unweigerlich an Helens Aufmunterungen und ermutigende Tafelsprüche denken:

DU BIST NICHT ALLEIN.

ICH BIN EIN ÜBERLEBENDER.

MAN DARF DIE HOFFNUNG NIE AUFGEBEN.

Auch wenn ich Helens Versuche, uns zu ermutigen und aufzurichten, durchaus zu schätzen weiß, verstehe ich, glaube ich, worauf Ray hinauswill. Wir sind auf uns allein gestellt, darum müssen wir selbst die Verantwortung übernehmen. Wir können uns nicht damit zufriedengeben, nur zu überleben. Mit unserer Selbstgefälligkeit schwindet auch jede Hoffnung.

Ein weiterer von Helens Sprüchen kommt mir in den Sinn, sie hat ihn kurz vor dem Ende unseres letzten Treffens an die Tafel geschrieben:

FINDET EURE BESTIMMUNG.

Während ich hier hocke und Rays Worten lausche, habe ich fast das Gefühl, ich könnte es schaffen.

KAPITEL 24

Auf dem Treffen heute Abend herrscht eine ausgesprochen feierliche Stimmung, falls man eine Ansammlung wiederbelebter, halbverwesten Leichen als »feierlich« bezeichnen kann.

Unsere bisherige Teilnehmerzahl hat sich fast verdoppelt. Ray ist, wie versprochen, mit Zack und Luke im Schlepptau ebenfalls erschienen, während Naomi, Carl und Helen ihre eigenen Gäste mitgebracht haben. Der Einzige, der fehlt, ist Tom, wahrscheinlich weil er sich wegen seiner zwei unterschiedlichen Arme zu sehr schämt.

Die anderen aus der Gruppe wissen nichts von unserem Versuch, seinen Arm wiederzubeschaffen. Und da auch nichts davon in den Nachrichten kam, haben Jerry und ich beschlossen, die Sache nicht zu erwähnen. Wir drei werden einfach behaupten, dass Tom den Leichenschrottplatz aufgesucht hat, um sich einen neuen Arm zu besorgen. Es ist nicht so ungewöhnlich, dass Zombies Ersatz für ein verlorenes Körperteil benötigen, und auf dem Schrottplatz ist man Zombies durchaus wohlgesonnen, vorausgesetzt, sie erscheinen in Begleitung eines Atmers und zahlen in bar. Die Auswahl dort ist ziemlich mager, also ist unsere Geschichte gar nicht mal so unglaublich. Hey, ich habe schon Zombies mit zwei linken Händen gesehen.

An die Tafel hat Helen die Worte WILLKOMMEN, ÜBERLEBENDE geschrieben, unterstrichen und mit Ausrufezeichen versehen. Fehlt nur noch ein Smiley.

Ich stehe am Tisch mit dem Buffet und probiere vom Gebäck; ich wünschte, ich würde den Mut aufbringen, die paar Wörter, die ich gelernt habe, zu wiederholen. In Wirklichkeit sind es nur zwei: *Hi, Rita*. Allerdings bringe ich davon höchstens ein »I, Ita« heraus, was eher wie ein Ausruf des Ekels klingt und weniger wie eine Begrüßung, also halte ich den Mund und begnüge mich damit, das Objekt meiner kürzlich erwachten Begierde lediglich zu betrachten, während es lächelnd zu mir herüberschaut.

Heute Abend trägt Rita einen weißen Rollkragenpullover und dazu passend eine weiße Strickmütze und eine weiße Jeans. Sie sieht damit wie ein Art Zombie-Schneeflocke aus. Der Kontaktmann vom Bezirksamt für Wiederauferstehung scheint allein durch die schiere Anzahl der Zombies um ihn herum überfordert zu sein und steht mit dem Rücken zur Wand, möglichst nah am Ausgang. Damit er sich nicht ganz so unwohl fühlt, wanke ich zu ihm hinüber und biete ihm eine Pastete mit Pekannüssen an. Daraufhin wird er so bleich, dass man ihn glatt für einen von uns halten könnte.

Ein paar Minuten später verabschiedet er sich.

Außer Ray, der mich kurz begrüßt, kommt keiner der Neuen in meine Richtung, also beobachte ich, wie die anderen sich bekanntmachen, während sie Kekse und Pastetchen essen, Punsch trinken und miteinander plaudern.

»Wie bist du gestorben?«

»Wurdest du einbalsamiert?«

»Wo solltest du beerdigt werden?«

»Trägst du Make-up, Alter?«

Vor mir steht Jerry, die Mütze schräg auf dem Kopf, und der Schritt seiner Hose hängt ihm bis in die Kniekehlen. Bevor ich eine faule Ausrede auf meine Tafel schreiben kann, taucht Rita rechts von mir auf.

»Andy trägt Make-up«, sagt Jerry.

»Ach ja?«, sagt Rita.

Sie dreht sich in meine Richtung, um mich zu betrachten; mit ihren Augen, die wie dunkle Kugeln in ihrem blassen Gesicht wirken, inspiziert sie mein Gesicht. Plötzlich nehme ich die anderen überhaupt nicht mehr wahr. Was mich angeht, sind wir allein im Zimmer.

Rita berührt mit ihrem rechten Zeigefinger die Seite meiner Nase, tastet meine Haut ab und fährt mit ihrem Finger über meine Wange. Dann hält sie ihn in die Höhe; er ist mit einer dünnen Schicht Abdeckfarbe und Grundierung überzogen. Prompt steckt sie ihn in den Mund und lutscht ihn ab.

»Mmmmmm«, sagt sie. »Yves Saint Laurent.«

Jerry starrt Rita mit offenem Mund an, dann schließt er ihn wieder und schaut zu mir. »Alter.«

»Okay«, sagt Helen. »Wenn ihr bitte alle Platz nehmen würdet, können wir anfangen.«

Ich sitze neben Rita und Jerry. Auf unserer einen Seite hockt Ray mit seinem Rucksack, auf der anderen sitzen Zack und Luke; sie rücken mit ihren Stühlen dichter zusammen, wie zwei Katzen, die sich aneinanderschmiegen. Es würde mich nicht wundern, wenn sie gleich anfangen, sich gegenseitig abzulecken.

Neben den Zwillingen, am anderen Ende, sitzt Carl mit seinem Gast, einer Frau um die fünfzig namens Leslie. Sie spricht mit einem englischen Akzent und hat keine sichtbaren Narben, jedoch einen blassen bläulichen Teint. Aber haben wir den nicht alle?

Ich weiß nichts über Leslie oder davon, wie sie und Carl sich kennengelernt haben, aber ich könnte schwören, dass er in sie verknallt ist, so wie er auf seinem Stuhl herumzappelt und versucht, sein nervöses Grinsen zu unterdrücken. Außerdem verhält er sich anders als sonst, darum bin ich mir sicher, dass da was im Busch ist.

Auf der anderen Seite von Ray hockt Naomi mit einer Jugendlichen namens Beth, die bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist. Ich habe keine Ahnung, wie das genau passiert ist, außer dass ihr Gesicht beim Aufprall das meiste abgekriegt hat.

Neben Beth sitzt Ian, er ist etwa in meinem Alter. Ian ist zusammen mit Helen gekommen, das ist alles, was ich weiß. In seinem blauen Anzug wirkt er mehr wie ein Atmer als wie ein Untoter. Außerdem riecht er stark nach Kölnischwasser.

»Zunächst einmal möchte ich die Neuankömmlinge unter uns begrüßen«, sagt Helen und streckt ihre ausgebreiteten Arme unserem erweiterten Halbkreis aus Plastikstühlen und wiederbelebten Leichen entgegen. »Ich weiß, dass es einigen von euch nicht leichtgefallen ist, heute Abend hier zu erscheinen, vielleicht habt ihr sogar Angst davor gehabt, darum möchte ich euch danken, dass ihr den ersten Schritt getan habt und zu uns gestoßen seid.«

Carl fängt an zu applaudieren, hält jedoch inne, als er merkt, dass er der Einzige ist, und spielt verlegen an einer seiner Stichwunden herum. Die anderen, vor allem die Gruppenmitglieder, starren ihn bloß an.

»Danke für deine Begeisterung, Carl«, sagt Helen. »Bevor ich zum Thema des heutigen Abends komme, möchte ich jeden von euch bitten, die Neuen wie die Mitglieder, der Gruppe zu erzählen, wie ihr überlebt habt. Carl, da du es offensichtlich gar nicht abwarten kannst, warum machst du nicht den Anfang?«

Er erhebt sich von seinem Platz und muss, anders als es sonst seine Art ist, erneut nervös grinsen, dann räuspert er sich und erzählt stammelnd, wie er gestorben ist, nachdem man ihm in Gesicht und Brust gestochen hat. Naomi muss über seinen Auftritt lachen, doch Carl verzichtet auf eine Retourkutsche, und als er fertig ist, setzt er sich einfach wieder hin.

»Hallo, ich heiße Leslie«, sagt seine Begleitung, steht auf und streicht ihr kornblumenblaues Kleid glatt, das nur einen Hauch dunkler ist als ihre Gesichtsfarbe. »Ich fürchte, meine Geschichte ist nicht halb so spannend wie die von Carl. Ich hatte letzten Dienstag einen tödlichen Herzinfarkt.«

»Wow«, sagt Jerry. »Das heißt, diese ganze Untoten-Nummer ist total neu für dich, was?«

»Vollkommen.«

»Wie kommst du damit zurecht?«, fragt Helen.

»Es war natürlich ein ziemlicher Schock für mich«, sagt Leslie; mit ihrem gepflegten Akzent klingt es, als sei es absolut angemessen und schicklich, eine Existenz als Untoter zu fristen.

»Aber Carl war wirklich ein Schatz.«

Alle Augen sind auf Carl gerichtet, der verlegen grinst und dann aufsteht. »'tschuldigung«, sagt er. »Muss mal auf die Toilette.«

Während Carl das Zimmer verlässt, lacht Naomi erneut auf.

»Und was ist dann passiert?«, fragt Rita.

»Na ja, als ich Freitagmorgen auf einem Tisch unter einem Tuch zu mir kam«, sagt Leslie, »dachte ich, ich wäre noch am Leben, bis mir klar wurde, wo ich mich befand.«

»Und wo war das?«, fragt Helen mit sanfter, ermutigender Stimme.

»Als ich mich aufsetzte und das Tuch zur Seite schlug, sah ich zwei Männer mit OP-Kitteln und Gesichtsmasken, die an einem anderen Tisch die Brust eines toten Jungen aufschnitten.«
Verständnisvolles Nicken und Murmeln von der Gruppe.

»Und was hast du dann getan?«, fragt Rita.

»Zunächst war ich darauf bedacht, Anstand zu wahren«, sagt Leslie. »Da ich nichts anhatte, habe ich versucht, mich mit dem Tuch zu bedecken. Bis ich die Naht bemerkt habe, die meine Brust hinunterläuft. In diesem Moment schaute einer der Männer zu mir herüber und fing an zu schreien.«

Erneutes Gemurmel und Kopfnicken.

»Und wie hast du Carl kennengelernt?«, fragt Naomi.

»Nun, nach einigem Hin und Her brachte man mich zur SPCA, wo mich meine Tochter schließlich abgeholt hat«, sagt Leslie. »Carl war im Nachbarkäfig untergebracht.«

In diesem Moment kehrt Carl von der Toilette zurück. Niemand sagt einen Ton, während er zu seinem Stuhl geht. Es ist so leise, dass ich hören kann, wie Jerry langsam verwest.

»Was ist?«, sagt Carl, während er dasteht und an sich herabschaut, um sich zu vergewissern, ob sein Hosenschlitz auch zu ist.

»Mann, Alter«, sagt Jerry, »du warst im Tierheim?«

Carl starrt uns an, als hätte man ihn beim Onanieren erwischt.

»Ich habe ihnen erzählt, dass wir uns dort kennengelernt haben«, sagt Leslie.

»Ja, also«, sagt Carl. »Das war eine Verwechslung. Können wir jetzt weitermachen?«

Zack und Luke erheben sich Schulter an Schulter von ihren Sitzen und erzählen, wie sie kopfüber von der Eisenbahnbrücke in den San Lorenzo River gesprungen sind. Es ist ziemlich unheimlich, wie sie die Geschichte vortragen; einer der beiden sagt ein paar Worte, dann nimmt der andere den Faden auf und fährt fort, und immer so hin und her, als hätten sie ein Gehirn und zwei Münder.

Im Anschluss an die Zwillinge gibt Jerry eine amüsante Schilderung seines Autounfalls zum Besten, und als er fertig ist, fordert er alle auf, sein freiliegendes Gehirn zu berühren. Die Zwillinge nehmen sein Angebot gerne an, doch die anderen winken ab.

Ich will gerade aufstehen, um zur Tafel zu schlurfen und meine Geschichte vorzutragen, als Rita ihre Hand auf meinen Arm legt und mich zurück auf den Stuhl drückt.

»Andy hat einen Autounfall überlebt, dabei hat er schwere Verletzungen davongetragen und seine Stimme verloren«, sagt sie und sieht mich lächelnd an. »Aber das heißt nicht, dass er kein guter Zuhörer ist.«

Ich hocke da und schaue zu Rita hinüber, während sie meine Geschichte erzählt; ich hänge an ihren Lippen in Succulent Red, die die Sätze formen, die eigentlich meine sind. Es schmeichelt mir, dass sie für mich das Wort ergreift und allen von meinem Schicksal berichtet. Eigentlich finde ich, dass sie das besser macht als ich.

Als sie mit meiner Geschichte fertig ist, erzählt Rita von ihrem Selbstmord. Davon, wie allein und verzweifelt sie gewesen ist, eine Außenseiterin unter den Lebenden - ohne Freunde und Bekannte, mit dem Gefühl, nirgends dazuzugehören. Und dann eines Tages, während sie in der Küche ihres Einzimmerapartments stand, Pizzareste in sich hineinstopfte und The Smiths hörte, hat sie sich einfach ein Steakmesser geschnappt und sich Pulsadern und Hals aufgeschlitzt. Ganz spontan. Ohne Abschiedsbrief. Sie hat einfach die Klinge angesetzt und durchs Fleisch

geschnitten.

So hat sie die Geschichte noch nie erzählt. Ihre Schilderung der Ereignisse ist immer knapp und nüchtern gewesen, die hastige Beschreibung von etwas, dessen sie sich schämte. Doch diesmal nichts davon. Keine Scham. Keine Reue. Stattdessen scheint sie begierig darauf, davon zu berichten.

»Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich mich gefühlt habe, als sich die Blutlache auf dem Boden um mich herum ausbreitete«, sagt Rita. »Ich konnte spüren, wie meine Kräfte allmählich schwanden, wie das Leben aus meinem Körper wich, und ich wusste, dass ich es geschafft hatte, meinem einsamen Dasein ein Ende zu bereiten. Nur um zwei Tage später in der Leichenhalle wieder zu mir zu kommen und festzustellen, dass ich immer noch nicht tot war.«

Verständnisvolles Kopfnicken, begleitet von Jerrys mitfühlendem »Scheiße, Mann«.

»Und auch wenn ich unter den Lebenden immer noch ein Außenseiter bin«, sagt Rita und lässt ihren Blick über den Halbkreis aus Zombies wandern, bis er auf mir verweilt, »fühle ich mich nicht mehr ganz so einsam.«

Könnte ich rot anlaufen, würde man jetzt sicher meinen, ich hätte einen schlimmen Sonnenbrand. Nachdem er sich vorgestellt hat, erzählt Ray, wie er von einem schießwütigen Grundstücksbesitzer erschossen wurde und wie er, nachdem seine Frau ihn rausgeworfen hatte, in den Getreidespeicher gezogen ist. Dann steht er auf, öffnet seinen Rucksack und drückt jedem ein Glas mit Rays Genialen Gaumenfreuden in die Hand. Einige Teilnehmer betrachten skeptisch den Inhalt, aber Rita, Jerry und ich verbürgen uns für die Qualität, und das scheint alle zufriedenzustellen.

Naomis Bericht, wie sie von ihrem Ehemann umgebracht wurde, ist kurz und heftig.

Anschließend zündet sie sich eine ihrer mit Formaldehyd versetzten Zigaretten an und raucht sie halb auf, bevor sie sie auf Helens Bitte hin ausdrückt, und zwar in ihrer leeren Augenhöhle.

Sie kann so eine verdammte Exhibitionistin sein.

Naomis Gast, Beth, wurde von einem betrunkenen Autofahrer getötet und lebt mit ihren Eltern und ihrer jüngeren Schwester zusammen. Auf ihrem Gesicht und ihrer Kopfhaut verlaufen kreuz und quer mehrere Nähte, und die linke Seite ihres Schädels ist seit dem Versuch der Ärzte, die Blutung in ihrem Gehirn zu stoppen, kahlgeschoren.

»Wie ist es, bei seiner eigenen Familie zu leben?«, fragt Helen.

»Meine Mutter weint sehr viel«, sagt Beth und fummelt nervös an dem Haar auf der rechten Seite ihres Kopfes herum. »Mein Dad verbringt jetzt die meiste Zeit auf der Arbeit. Und meine Schwester lädt ihre Freundinnen ein, um mich ihnen vorzuführen.«

Bei Beths Anblick muss ich unwillkürlich an Annie denken, und ich frage mich, was schlimmer ist: Wenn man eine Tochter hat, die ein Zombie ist, oder wenn man als Zombie eine Tochter hat, die ein Atmer ist. Wahrscheinlich ist beides nicht besonders toll, aber wenn ich derjenige wäre, der noch lebt, dürfte ich meine Tochter wenigstens aufziehen.

Die meiste Zeit bemühe ich mich, nicht an Annie zu denken und daran, was sie wohl gerade macht, daran, wie sehr sie mir fehlt. Es ist nicht normal, wenn ein Vater versucht, seine Tochter zu vergessen, doch wenn man in keiner Form mit ihr kommunizieren darf, führen die Gedanken an sie nur dazu, dass man einen bohrenden Schmerz verspürt, der nie wieder weggeht.

Manchmal, wenn ich sehe, wie andere Kinder spielen oder von der Schule kommen, glaube ich, Annies Stimme oder ihr Lachen zu hören. Ein anderes Mal meine ich den Duft ihrer Haare zu riechen. Sie hat immer ein Shampoo mit Kiwi-Aroma benutzt.

Als Beth mit ihrer Geschichte fertig ist, beugt Jerry sich zu mir herüber: »Die ist absolut scharf, Alter.«

»Sie ist erst sechzehn, Jerry«, flüstert Rita.

Außerdem ist die eine Seite ihres Schädels kahlrasiert. Und ihr Gesicht ist mit Nähten übersät.

»Na und?«, sagt Jerry. »Sie ist ein absolut scharfes sechzehnjähriges Mädchen.«

Jerry nimmt einen Schluck von seiner Grapefruit-Limonade, langt in seine Gesäßtasche, zieht ein Döschen mit Pfefferminzbonbons hervor und schnippt sich zwei davon in den Mund.

»Extra stark«, sagt er mit einem Grinsen.

Sie müssten mehr als nur extra sein, um Jerrys Atem zu erfrischen.

Als Nächstes erzählt Helen, wie sie bei dem Versuch, den häuslichen Streit eines ihrer Patienten zu schlichten, eine Kugel in die Brust gekriegt hat. Als sie fertig ist, wendet sie sich ihrem Gast zu; in seinem Brooks-Brothers'-Anzug und seiner Armani-Krawatte wirkt er ein wenig deplatziert.

Vielleicht liegt es daran, dass ich neulich einen Schnellkurs in Grundierungen, Abdeckfarben und Puder hatte, aber ich weiß, dass er geschminkt ist.

»Ich habe Ian vor über einem Jahr kennengelernt, als ich noch ein Atmer war«, sagt Helen. »Bis letzte Woche wusste ich nicht, dass er einer von uns ist. Ihr werdet seine Geschichte wahrscheinlich etwas ungewöhnlich finden. Und vielleicht auch ermutigend.«

Ian, ein zweiunddreißigjähriger Anwalt, ist eines Samstagnachts in einer Gasse betrunken mit dem Kopf auf den Asphalt geknallt, hat dabei das Bewusstsein verloren und ist an seiner eigenen Kotze erstickt.

Ja. Ermutigend. Absolut.

»Sechs Stunden später«, sagt Ian, »bin ich wieder aufgewacht, ohne zu merken, dass etwas nicht stimmt, bis ich zu Hause unter die Dusche gestiegen bin. Ich fühlte mich irgendwie unwohl.

Nicht unbedingt krank, eher so, als wäre in meinem Innern irgendwas nicht in Ordnung.

Außerdem hab ich gestunken, und der Geruch ließ sich nicht vertreiben. Ich habe bestimmt ein ganzes Stück Seife und eine halbe Flasche Shampoo verbraucht, ohne Erfolg.«

»Und wann bis du dahintergekommen, dass du nicht mehr lebst?«, fragt Helen.

»Na ja«, sagt Ian, »nachdem ich geduscht hatte und vor dem Spiegel stand, habe ich bemerkt, dass meine Haut ziemlich grau war, außerdem ist das Glas von meinem Atem nicht beschlagen. Ich habe immer wieder ein- und ausgeatmet. Doch nichts. Dann habe ich meinen Puls gefühlt. Und in dem Moment verlor ich zum zweiten Mal das Bewusstsein.«

Jerry bricht in schallendes Gelächter aus. Niemand stimmt mit ein.

»Als ich wieder zu mir kam«, sagt Ian, »dachte ich, ich hätte nur schlecht geträumt. Ich tot? Wie sollte das gehen? Doch schließlich wurde mir klar, dass genau das passiert war, und ich habe den Badezimmerspiegel zertrümmert, den Klodeckel und mehrere Bodenfliesen. Dann habe ich mich hingesetzt und versucht zu weinen, bis ich das Gefühl hatte, ich müsste mich übergeben. Kurz darauf bin ich eingeschlafen. Als ich wieder aufwachte, habe ich mich mit einer Extraladung Deo und jeder Menge Kölnischwasser eingesprüht und bin runter in den Laden, wo ich zwei weitere Flaschen Kölnischwasser gekauft habe, und noch mehr Zahnpasta, Mundwasser, Seife, Shampoo, Deo und haufenweise Kosmetika. Den Rest der Nacht habe ich dann damit verbracht, mich zu schminken, bis das Ergebnis einigermaßen natürlich wirkte.«

Ich muss zugeben, dass Ians Äußeres, was die Natürlichkeit betrifft, meines um Längen schlägt. Ich werde ihn fragen, was für eine Grundierung er benutzt. Und ob er mir eine gute Abdeckfarbe empfehlen kann.

»Warum benutzt du Make-up?«, fragt Rita.

»Damit ich weiter in meinem Job arbeiten kann«, sagt Ian. »Als Anwalt verdiene ich ganz gut, außerdem habe ich ein hübsches Haus. Das alles wollte ich nicht aufgeben.«

Keiner sagt einen Ton, bis Naomi schließlich das Wort ergreift.

»Niemand weiß, dass du tot bist?«

»Bisher ist es mir gelungen, im Büro den Schein zu wahren«, sagt Ian. »Allerdings musste ich aufhören, mich mit Frauen zu treffen. Das Fitnessstudio zu besuchen. Und Tennis zu spielen.

Und ich musste meinen Hund weggeben, weil er wie früher mit mir herumtoben wollte.«
Wem sagst du das.

»Und wann bist du wiederbelebt worden?«, sagt Helen.

»Letzten Sonntag sind es drei Wochen.«

Ungläubiges Gemurmel.

»Aber wie ...«, sagt Rita, »wie hast du ...?«

»Ein Freund von mir betreibt drüben in Salinas ein Krematorium, ich habe ihn dafür bezahlt, dass er mich einbalsamiert«, sagt Ian. »Eigentlich ist es mehr so was wie Schweigegeld. Er kriegt fünfhundert im Monat, damit er den Mund hält und mich mit ausreichend Formaldehyd versorgt, um den Verwesungsprozess zu verlangsamen.«

Das ist echt nicht fair. Ich trinke flaschenweise Haarspülung von Alberto VO5, um meine Tagesration Formaldehyd zu kriegen, und dieser Typ bekommt den unverdünnten Stoff.

»Wenn keiner weiß, dass du tot bist«, fragt Carl, »warum nimmst du dann das Risiko auf dich, hierherzukommen?«

»Weil Helen mich darum gebeten hat«, sagt Ian. »Ich hab ihr noch einen Gefallen geschuldet, darum konnte ich ihr keinen Korb geben.«

»Was für einen Gefallen?«, fragt Naomi.

»Wenn Helen nicht gewesen wäre«, sagt er, »wäre meine Schwester jetzt tot.«

Wie sich herausstellt, war Helens Patientin, die in den häuslichen Streit verwickelt war, Ians Schwester. Helen hat ihr das Leben gerettet.

»Und«, sagt Helen schließlich, »was können wir aus Ians Geschichte lernen?«

Alle schauen einander an und warten darauf, dass einer der anderen darauf antwortet. Gott sei Dank tut Jerry ihr den Gefallen.

»Dass es nützlich ist, jemanden zu kennen, der im Krematorium arbeitet?«, sagt er.

»Nein«, sagt Helen. »Also, schon, aber darauf will ich nicht hinaus.«

»Na ja«, sagt Jerry, »dann vielleicht: Wenn du stirbst, achte darauf, dass niemand in der Nähe ist.«

»Nicht ganz«, sagt Helen, während sie den Halbkreis aus Stühlen umrundet. »Wir sind alle Überlebende. Wir sind alle hier, weil wir eine außergewöhnliche Erfahrung gemacht haben. Wir haben eine zweite Chance bekommen. Und auch wenn wir es mit mehr Schwierigkeiten und Schmerz zu tun haben, als uns vielleicht lieb ist, dürfen wir nie den Mut verlieren. Dürfen wir niemals aufgeben.«

Helen tritt an die Tafel und schreibt unter die Worte WILLKOMMEN ÜBERLEBENDE die Botschaft des heutigen Abends:

GIB NIEMALS AUF.

»Und jetzt alle zusammen.«

Den Rest des Treffens verbringen wir mit einer Art gelenktem Gespräch, um uns gegenseitig besser kennenzulernen, indem wir versuchen, für jeden Überlebenden eine Tätigkeit zu finden, die ihn oder sie davor bewahrt, die Hoffnung aufzugeben.

Ray und die Zwillinge scheinen mit ihrem Dasein ganz zufrieden, aber Beth und Leslie, die erst vor kurzem wiederbelebt wurden, sind von den Beschränkungen und der Ausgrenzung, die ihr neuer Zustand mit sich bringt, überfordert. Jerry schlägt vor, als eine Art Zombie-Geistführer für Beth zu fungieren; sie fühlt sich von seinem Angebot geschmeichelt, und den Rest des Abends verbringen die beiden damit, nebeneinandersitzend ihre Nähte und Wunden zu vergleichen.

Wirklich süß. Wenn auch auf eine faulige, stinkende Weise.

Was die regulären Mitglieder betrifft, geht offensichtlich bereits jeder einer Beschäftigung nach, die sein Dasein bereichert.

Rita hat angefangen, Spaziergänge zu unternehmen. Jerry arbeitet an einer Art

Playboy-Kunstprojekt. Naomi hat sich zu einer begeisterten Golf-Anhängerin entwickelt, um mit der Wut auf ihren Exmann fertigzuwerden. Wenn Carl nicht gerade anderen Zombies unter die Arme greift, die er bei der SPCA getroffen hat, meditiert er. Und Helen hilft natürlich allen anderen.

Womit ich zu der Frage komme, welche Anstrengungen ich unternommen habe, um meine eigene Situation zu verbessern.

Sicher, ich habe an meiner Singstimme gearbeitet und gelernt, wie man Abdeckfarbe mischt. Ich habe demonstriert, mich von einem Pudel anpinkeln und mit Lebensmitteln bewerfen lassen. Doch außer dabei zu assistieren, Toms Arm zurückzuholen - das heißt, irgendeinen Arm -, habe ich nichts getan, um anderen zu helfen so wie Helen. Ich habe nichts unternommen, um mich weiterzuentwickeln wie Naomi oder Carl. Und ich widme mich auch keinem kreativen Hobby wie Jerry.

Als ich also meine Petition hervorhole, obwohl ich sie bloß für einen schwachen Veränderungsversuch halte - aber sonst habe ich ja nichts vorzuweisen -, rechne ich nur mit mäßigem Erfolg. Vergleichbar dem Applaus des gelangweilten Publikums für eine Vorgruppe, während es ungeduldig auf den Hauptact wartet. Doch alle sind begeistert. Überrascht. Beeindruckt. Also erzähle ich ihnen von meinen Protestaktionen und meinen Ausflügen in die SPCA und von dem kleinen Mädchen, das auf mein Schild gezeigt hat und wissen wollte, ob das stimmt. Dass Zombies auch Menschen sind.

»Das ist wirklich großartig«, sagt Helen, während sie meine Petition unterschreibt.

»Gute Arbeit«, sagt Carl, der weiter den netten Burschen gibt.

»Du steckst voller Überraschungen, was?«, sagt Rita so leise, dass es sonst keiner hört.

Alle Mitglieder unterschreiben, außer Ian, der seine Tarnung als Atmer nicht aufgeben möchte, und natürlich Tom, der nicht da ist. Ray glaubt nicht, dass die Petition irgendetwas bewirken wird, unterzeichnet sie aber trotzdem.

Alle schütteln mir die Hand oder geben mir einen Kuss auf die Wange, bedanken sich für meinen Brief. Plötzlich bin ich der große Held. Der Zombie des Tages. Respektiert und bewundert. Trunken vor Stolz und dem Gefühl, etwas erreicht zu haben. Ich fühle mich nicht wie die Vorgruppe, sondern wie der Haupt-Act. Wie der Headliner, der vor einer erwartungsvollen Menschenmenge auftritt. Als müsste ich alles, was ich bisher getan habe, noch überbieten.

»Alter«, sagt Jerry. »Was hast du als Nächstes vor?«

Und ehe ich mich's versehe, schreibe ich:

Ich werde meine Tochter besuchen.

»Das ist ja wunderbar«, sagt Helen.

»Wann fährst du?«, fragt Rita.

»Mensch, Alter«, sagt Jerry. »Ich wusste gar nicht, dass du'ne Tochter hast.«

Wenn ich sprechen könnte, würde ich jetzt stottern.

Ich fahre morgen zu ihr, lüge ich.

»Ich gratuliere«, sagt Helen. »Das ist ein wichtiger Schritt. Du musst uns beim nächsten Treffen erzählen, wie es war.«

Wenn ich schwitzen könnte, würde ich jetzt glänzen.

Da ich keine weiteren Fragen zum angeblichen Besuch bei meiner Tochter beantworten will, schnappe ich mir meinen Rucksack und gehe angeblich pinkeln. Als ich zurückkehre, bleibe ich vor dem Eingang zum Versammlungszimmer stehen und beobachte die anderen.

Ray spricht mit Ian, er hat sich zu ihm vorgelehnt, flüstert ihm fast ins Ohr. Ian nickt. Jerry sitzt vornübergebeugt neben Beth, die interessiert in seinem Gehirn herumstochert. Rita und Helen lachen über irgendetwas, und Naomi und Leslie unterhalten sich über Carl, der verschämt und genervt danebensteht. Die Zwillinge reden mit niemandem und leisten sich stumm Gesellschaft.

Ich kann mich nicht dazu durchringen, wieder hineinzugehen.

Einige Zombies sind wie ein wandelndes wissenschaftliches Experiment und schleppen eine Unzahl von Bakterien, Pilzen und Maden mit sich herum. Die Ärmsten wurden nicht einbalsamiert und machen die demütigende Erfahrung, zu verwesen, während sie sich langsam auflösen - ihre Muskeln zerfallen, ihre Haut schält sich ab und ihre inneren Organe verwandeln sich in Hühnersuppe.

In Zombiekreisen bezeichnen wir diese armen Seelen als Schmelzer.

Ich habe keine Ahnung, warum ich dachte, ich müsste diese Geschichte von meinem Besuch bei Annie erfinden. Vielleicht ist meine Überheblichkeit schuld daran, eine Laune des Moments oder meine Begegnung mit dem Mädchen im Park. Doch das spielt keine Rolle. Ich hätte die anderen nicht belügen dürfen. Ich bin echt ein Schmelzer.

Bevor mich jemand hier im Türrahmen stehen sieht, trete ich zurück und laufe Richtung Ausgang.

Ich weiß, dass es keine gute Idee ist, mich alleine draußen herumzutreiben, schon gar nicht nachts, und dass ich dadurch wahrscheinlich alles nur noch schlimmer mache, aber ich will nicht wieder hineingehen und noch mehr Lügen über meinen Besuch bei Annie erzählen. Erst recht nicht in Ritas Gegenwart.

Wenigstens regnet es nicht. Und da die meisten Läden im Village um sieben Uhr schließen, kann ich die Seitenstraßen benutzen, ohne Gefahr zu laufen, aus einem fahrenden Wagen beworfen zu werden oder einem Zerstückelungsversuch zum Opfer zu fallen. Dennoch bin ich von Atmern umgeben, ich kann hören, wie sie draußen vorm Tortilla Flats auf einen freien Tisch warten oder in den Wagen steigen, nachdem sie im Golden Buddha essen waren, oder wie sie lachend und lallend aus dem Sir Froggy's Pub torkeln.

Diese Geräusche rufen ein tiefes Gefühl der Sehnsucht in mir hervor. Des Verlangens. Und der Verbitterung. Ich wäre gerne derjenige, der diese Geräusche macht. Derjenige, der ausgeht. Derjenige, der lachend mit seinen Freunden aus der Bar wankt, weil er einen über den Durst getrunken hat. Stattdessen muss ich schweigend durch den Schatten schlurfen, mit Selbstmitleid und Unzufriedenheit als meinen einzigen Begleitern.

Ich kann nicht einfach eine Bar aufsuchen und mir einen hinter die Binde gießen. Oder einen Strandspaziergang machen, um über mein Dasein zu sinnieren. Aber zu Hause im Weinkeller alleine vor dem Fernseher hocken, während meine Eltern sich meinetwegen streiten, will ich auch nicht.

Es gibt tatsächlich nur einen Ort, wo ich hingehen kann.

KAPITEL 25

Das Gelände des Soquel Cemetery ist nicht gerade ein hübscher Anblick, selbst im schmeichelnden Schein des fast vollen Mondes. Statt eines zarten, grünen und gepflegten Rasens wie auf dem Evergreen Cemetery wachsen hier auf unfruchtbarem Boden Löwenzahn und anderes Unkraut. Und die Grabsteine und Gedenktafeln, viele davon mehr als hundert Jahre alt, sind von kniehohem Gras, das in voller Blüte steht, überwuchert. Ein Großteil des Grasses, das sich in der Mitte des Friedhofs ausgebreitet hat, ist allerdings abgestorben oder vertrocknet. Wenigstens sorgt das für die richtige Stimmung.

Ungefähr in der Mitte des Grundstücks steht der größte Baum des Friedhofs, eine Zypresse mit einem nahezu geraden Stamm und undurchdringlichem Blattwerk, an dem seitlich ein einzelner Ast herausragt. Die anderen Zweige sind alle bis zum Stamm zurückgestutzt worden, so dass der Baum leichte Ähnlichkeit mit Tom hat, dem ein Arm fehlt.

Direkt hinter der Zypresse, vor einem großen, weißen Grabstein mit dem schlichten Schriftzug Davis Peck wurde die Erde umgegraben. Ich frage mich, ob hier Vorbereitungen für seine Ankunft getroffen wurden oder ob er unerwartet aufgebrochen ist. Auf jeden Fall handelt es sich um ein offenes Grab: ein Zugang in den Schoß des Todes. Und das macht mich nervös. Vielleicht weil ich weiß, dass man hier vor einiger Zeit eine Grube für mich ausgehoben hat. Und ich hier buchstäblich über mein eigenes Grab laufen könnte. Oder weil ich einen Zombiefilm zu viel gesehen habe. Warum auch immer, ich mache einen weiten Bogen um Davis Pecks Grab und versuche mich abzulenken, indem ich die Inschriften auf den Gedenktafeln lese.

Eleanor DeMont ist 1920 im Alter von sechzehn Jahren gestorben. Ihr Grabstein befindet sich am Fuß einer windschiefen Eiche. Unter einem anderen Stein, auf dem lediglich der Name Lilith steht, hockt eine zusammengerollte Katze aus Marmor. Außerdem gibt es hier ein Grab von Santa Claus (Albert Moyer 1917-1987) und eine einzelne Tafel von einer Mutter und ihren zwei Kindern, die alle am 4. Juli 1989 gestorben sind.

Einige der Steine sind ziemlich ausgefallen, einige der Grabstellen wurden individuell gestaltet, mit Lilien, Fächer-Ahorn, Kakteen oder Wegen aus Steinplatten. Die meisten Gräber jedoch sind verwahrlost, mit verblassten und verwitterten Gedenktafeln und Steinen - einige sind mit Moos überwuchert oder mit getrocknetem Vogelkot übersät.

Die Tafel meiner Frau ist eine der neuesten.

Ich kapiere immer noch nicht, warum ich von den Toten zurückgekehrt bin und Rachel nicht. Keiner weiß das, nicht mit Bestimmtheit. Weder die Wissenschaftler noch die Regierung oder die *Weekly World News*. Es gibt mehrere unbewiesene Theorien, die die Ursache dafür in den Genen suchen, doch niemand hat eine endgültige Antwort, es sei denn, man glaubt die üblichen modernen Legenden von Voodoo-Zauber und Zombieviren, die im Internet und in Horrorfilmen verbreitet werden. Was für eine Scheiße.

Ich hocke mich an Rachels Grab und hole das Glas mit Wildfleisch hervor, das Ray mir auf dem Treffen gegeben hat. Da ich keine Gabel dabei habe, nehme ich die Finger; Saft und Öl laufen über meine Hände. Das Fleisch ist immer noch so lecker wie beim ersten Mal, doch inzwischen schmeckt es so intensiv, dass es mich ganz süchtig macht.

Ich fühle mich nicht ganz wohl, hier zu hocken und es mir über meiner toten Frau schmecken zu lassen, während ich zwischen Gedanken an meine Vergangenheit und meine Gegenwart hin und her gerissen bin. Wenn ich mit Rachel reden könnte, würde ich ihr naheliegende Dinge sagen - wie sehr ich unser gemeinsames Leben vermisse, wie leid es mir tut, dass ich hinter dem Steuer eingeschlafen bin und dass ich mich vermutlich in einen anderen Zombie verliebt habe.

Sprecht über das, was euch unangenehm ist.

Manchmal rede ich in Gedanken mit Rachel, und das hilft, aber es wäre wirklich eine Erlösung, wenn ich meine Gedanken tatsächlich aussprechen könnte. Ich weiß, dass sie mich nicht hören kann, zumindest glaube ich das, doch wenn ich nachts auf dem Soquel Cemetery an ihrem Grab sitze, kommt mir mein Schweigen wie eine Bombe vor, die nicht explodieren will.

Es würde allerdings eine Weile dauern, bis ich all diese Klagen und Selbstbeichtigungen aussprechen könnte, weil ich sie schon so oft in Gedanken hergesagt habe, dass sie mir wie die einstudierten Sätze eines erschöpften Schauspielers vorkommen. Sie waren mal voller Leidenschaft und Tiefe. Doch inzwischen sind es nur noch irgendwelche Wörter, die ihre Bedeutung verloren haben, wie ein Mantra, das du wiederholst, weil du dich daran gewöhnt hast, und nicht weil es dir danach bessergeht oder weil du es auch tatsächlich so meinst. Trotzdem

murmelt du die Wörter vor dich hin, weil sie vertraut und tröstlich klingen und du so den Problemen aus dem Weg gehen kannst, die die eigentliche Ursache für deine Unzufriedenheit sind.

Fragt man einen Atmer, was für Wünsche er oder sie hat, egal, wie ausgefallen der Wunsch auch sein mag, vielleicht sogar unvernünftig oder utopisch, übersteigt er in der Regel nicht unsere Fantasie. Wohlstand, Ruhm oder Schönheitsoperationen, die einen in Marilyn Monroe verwandeln. Es ist sogar möglich, dass ein Mann mittels künstlicher Befruchtung in seinem Darm einen Fötus austrägt.

Bizarrr, das schon. Unvorstellbar, nein.

Die meisten Untoten, bizarre Geschöpfe, eigentlich jenseits unserer Vorstellungskraft, hegen nur einen Wunsch: Sie wollen ihr Leben zurück. Was unmöglich ist. Unvernünftig. Undenkbar. Trotzdem gibt es diesen Wunsch, er geistert durch unseren Kopf wie ein Ballon, den wir nicht zu fassen kriegen - eine einzige Beleidigung, die uns verhöhnt und verfolgt und uns daran erinnert, wie viel wir verloren haben.

Hoffnung.

Es liegt in der menschlichen Natur, glauben zu wollen, dass sich die Dinge stets zum Guten wenden, dass sich, egal, wie viele Einschränkungen, Rückschläge oder Enttäuschungen wir ertragen müssen, am Ende alles fügen wird. Doch wenn wir eigentlich gar keine Menschen mehr sind, was sind wir dann? Was ist unsere wahre Natur? Worauf können wir hoffen? Was für Ziele sollen wir uns setzen?

Die Entfaltung unserer Persönlichkeit?

Geistige Reife?

Einen langsameren Verwesungsprozess?

Wir haben keinerlei Bürgerrechte und übrigens auch keine Grundrechte, warum sollen wir also positiv in die Zukunft blicken? Woher sollen wir die Energie nehmen, uns irgendwelche Ziele zu stecken, wenn das wichtigste Ziel, das, was wir uns alle wünschen, unerreichbar ist?

Ich starre auf die Gedenktafel von Rachels Grab und lasse meine Finger über ihren Namen gleiten, dann lege ich mich hin und presse mein Ohr gegen den Boden, um festzustellen, ob ich sie durch die zwei Meter dicke Erdschicht schreien höre, doch alles, was ich höre, ist das Geräusch eines näher kommenden Fahrzeugs.

Ein Paar Scheinwerfer gleitet über die Old San Jose Road, während der Wagen vorbeifährt. Ich kann die Personen im Innern zwar nicht erkennen, aber ich stelle mir vor, dass hinter dem Lenkrad ein Mann hockt, neben ihm auf dem Beifahrersitz seine Frau und auf der Rückbank ihre Tochter. Das könnte meine Familie sein. Das *wäre* meine Familie, wenn ich nicht eingeschlafen wäre und alles zerstört hätte.

Du hast nicht alles zerstört, erklärt die Stimme meiner Mutter in meinem Kopf. Du hast bloß einen Fehler begangen, und jetzt musst du versuchen, das Beste daraus zu machen.

Als meine Mutter das vor einigen Monaten zu mir gesagt hat, habe ich mir gewünscht, einer dieser Hollywood-Zombies zu sein, damit ich ihr Hirn verputzen und sie zum Schweigen bringen könnte. Sie hatte ja keine Ahnung, womit ich fertigwerden musste und was ich verloren hatte. Doch inzwischen ist mir klar, dass sie mich nur aufmuntern wollte. Und trotz ihrer positiven Sicht auf den stetigen Verfallsprozess ihres Sohnes hatte sie Recht. Ich muss das Beste aus dem machen, was ich habe.

Taumelnd rappele ich mich auf und denke über einige der Gruppenstunden in den letzten Monaten nach, über die Sprüche, die Helen so gerne an die Tafel schreibt ...

WARUM SIND WIR HIER?

FINDE DEINE BESTIMMUNG.

GIB NIEMALS AUF.

... und mir wird klar, dass die Protestaktionen und die Petition, die ich verfasst habe, nur ein Tropfen auf den heißen Stein sind. Ich muss an meine Grenzen gehen, sie vielleicht erweitern. Muss die Institutionen, die mir den Status als Mensch absprechen, infrage stellen. Was habe ich schon zu verlieren, wenn ich für meine Interessen eintrete? Sollte ich mit meinem Zustand als verwesende Leiche ohne Rechte und Zukunft immer noch nicht den Tiefpunkt erreicht haben, kann es nicht mehr viel weiter bergab gehen.

Bis zu einem gewissen Grad kann sich jeder Mensch an Misshandlungen gewöhnen, doch es gibt einen Punkt, an dem man Stellung beziehen muss. Wie Ray sagt: Wenn das, was du hast, nicht reicht, dann nimm es dir. Oder finde eine Möglichkeit, es dir anzueignen.

Früher oder später muss man die Dinge einfach selbst in die Hand nehmen.

KAPITEL 26

Die Bushaltestelle in der Nähe unseres Hauses besteht lediglich aus einer Bank ohne Dach. Hier an einem kalten, verregneten Novembertag auf den Bus zu warten ist ungefähr so angenehm wie das Tragen einer benutzten Windel. Aber ich darf mich nicht beschweren. Würde die Bezirksregierung von den Kunden der öffentlichen Verkehrsmittel nicht erwarten, hier im Regen auszuharren, hätte ich keine Chance.

Keiner der drei Atmer, die auf den Bus warten, merkt, dass zwei Meter von ihnen entfernt ein Zombie in einem Regenumhang steht. So mutig sie in der Gruppe oder aus der Sicherheit ihres fahrenden Wagens heraus sind, so nervös werden die meisten Atmer, wenn sie es allein mit einem Zombie zu tun kriegen. Besonders in Situationen, in denen sie nicht damit rechnen.

Wie an der Bushaltestelle.

In der Schlange vor der Theaterkasse.

Oder an der Fleischtheke.

Ich spähe unter der Kapuze meines Umhangs hervor, dankbar für den Regen und für die elfenbeinfarbene Abdeckfarbe und Grundierung, die meine Mutter mir gekauft hat. Bei Sonnenlicht, wenn kein Schatten meinen Zustand verbirgt, wäre ich auch mit dem dicksten Make-up nicht so weit gekommen, ohne aufzufallen. Und obwohl ich den linken Fuß immer noch etwas nachziehe, fällt mein Zombiegang an diesem Morgen nicht ganz so extrem aus wie sonst. Ich bin weniger nervös als erwartet oder als ich meiner Meinung nach sein sollte. In erster Linie sagt mir mein Erinnerungsvermögen, dass ich jede Menge Ärger kriegen könnte. Mein Verstand oder mein Bewusstsein oder was auch immer sieht zwar die Gefahr, doch da mein Gehirn aufgehört hat, Alarmsignale an die Nebenniere zu senden, die sowieso nicht funktioniert, weiß mein Körper nicht, dass er sich eigentlich in einem Zustand der Angst befinden müsste. Egal, solange mich niemand zu genau anschaut, sollte ich keine Probleme kriegen.

Trotzdem habe ich das Gefühl, dass aus meinen Poren Schweiß dringt.

Als der Bus schließlich vorfährt, die 71 über Watsonville Richtung Monterey, warte ich, bis die Atmer, einer nach dem anderen, eingestiegen sind, und schaffe es, in den Bus zu klettern, ohne mich auf die Fresse zu legen. Was immer ein guter Start in den Tag ist.

Obwohl ich Sinneseindrücke nicht mehr so verarbeite wie früher, als meine Nervenenden und Synapsen noch intakt waren, bin ich aufgeregt. Ich fühle mich ein bisschen wie ein Pionier, der furchtlos in Gebiete vordringt, die nie ein Zombie zuvor gesehen hat. Wie eine Art untoter Captain Kirk.

Ich frage mich, ob Rosa Parks sich auch so gefühlt hat. Jene schwarze Frau, die sich in den Fünfzigerjahren weigerte, für einen weißen Fahrgast im Bus ihren Platz zu räumen. Doch als ich mich umdrehe, nachdem ich das abgezählte Kleingeld in den Fahrkartenautomaten geworfen habe und den Gang des halbvollen Busses hinunterschaue, bleibe ich wie angewurzelt stehen.

Ich bin von Atmern umgeben.

Wenn ich den Gang hinunterwanke, um im hinteren Teil Zuflucht zu suchen, ziehe ich womöglich alle Aufmerksamkeit auf mich, und man wirft mich raus oder verfrachtet mich in die SPCA, bevor der Bus überhaupt losgefahren ist. Und wenn ich mich auf den nächsten leeren Platz setze, laufe ich Gefahr, dass weitere Fahrgäste sich an mir vorbeischlängeln oder sich möglicherweise neben mich setzen.

»Nehmen Sie bitte Platz«, sagt der Busfahrer.

Ich habe keine Ahnung, ob es daran liegt, dass alle Atmer im Bus mich anstarren, dass mich ein Atmer ohne jede Böswilligkeit anspricht oder dass ich das Andenken an Rosa Parks und William Shatner beschmutze, aber ich löse mich aus meiner Erstarrung und nehme auf der nächsten freien Sitzbank Platz, zwei Reihen hinter dem Fahrer, direkt am Fenster. Sollte sich jemand neben mich setzen, werde ich so tun, als würde ich schlafen. Das dürfte nicht allzu schwer sein, wenn ich bedenke, dass ich es gerade geschafft habe, so zu tun, als wäre ich noch am Leben.

Ich fange an zu grinsen, denn ich hocke in einem Bus voller Atmer, die keine Ahnung haben, was ich bin, während sie darauf warten, dass wir losfahren. Doch der Bus bewegt sich nicht von der Stelle, und ich bemerke, wie mich der Fahrer im Rückspiegel betrachtet; sicher starren mich auch die Fahrgäste noch an. Sie spüren, dass irgendwas nicht stimmt, dass mit mir etwas nicht in Ordnung ist, aber sie wissen nicht, was, denn die naheliegende Antwort kommt für sie nicht in Betracht. Ein Zombie würde niemals versuchen, einen Bus zu besteigen. Trotzdem scheint irgendwas nicht ganz richtig zu sein, etwas, das sie alle spüren, ohne es genau benennen zu können.

Das rede ich mir zumindest ein.

Gerade droht mich die Erinnerung an Panik und Verzweiflung zu überwältigen, da mich der Busfahrer erneut ins Visier nimmt - als er einen Hebel betätigt. Zischend schließen sich die Vordertüren. Der Bus gibt einen hydraulischen Furz von sich und fährt los; und ich bin auf dem Weg zu Annie.

Es kommt mir länger als vier Monate vor, dass ich meine Tochter zuletzt gesehen habe.

Manchmal habe ich Schwierigkeiten, mich daran zu erinnern, wie sie überhaupt aussieht.

Dennoch - ich bin ganz aufgeregt bei dem Gedanken, sie wiederzusehen, ihr Lachen zu hören.

Ich hoffe nur, dass ich die Busfahrt überstehe.

Als ich noch lebte, habe ich in Santa Cruz nie die öffentlichen Verkehrsmittel benutzt, und jetzt weiß ich auch, warum. Die Sitze sind ungefähr so bequem wie mittelalterliche Folterstühle, außerdem halten wir alle zwei Minuten an, damit Fahrgäste ein- und aussteigen können, und viele der Atmer, die den Bus nehmen, riechen nicht viel besser als ich. Zumindest falle ich da geruchstechnisch nicht auf.

Wenig später stoppt der Bus im Soquel Village, neben dem Bürgerzentrum, in dem sich unsere Gruppe trifft. Ich werfe einen Blick aus dem Fenster, auf die Passanten und die Autos voller Atmer, die keine Ahnung haben, dass sich mitten unter ihnen, in einem Bus der Verkehrsbetriebe, ein Zombie befindet, der sich den Grenzen seines Daseins widersetzt.

Ich bin es nicht gewohnt, mich bei Tageslicht unbehelligt durch die Stadt zu bewegen, darum kommt mir alles leicht surreal vor, als wäre ich nicht ganz hier, als würde ich gerade eine außerkörperliche Erfahrung machen. Allerdings ist mein ganzes Dasein eine Art außerkörperlicher Erfahrung.

Als sich die Bustüren öffnen, steigt eine Mutter mit ihrem kleinen Sohn ein. Sie wirkt, als wäre sie seit drei Tagen auf den Beinen und wüsste, dass sie so bald auch nicht ins Bett kommt. Ihr Sohn, der um die acht, neun Jahre alt sein muss, scheint der Grund für ihre Schlaflosigkeit zu sein.

Der Junge springt mit beiden Füßen gleichzeitig auf die Stufen und kommt mit der Wucht eines Profi-Wrestlers wieder auf, was er mit einem ohrenbetäubenden Spektrum an Soundeffekten untermalt.

»Ronnie«, sagt seine Mutter, »hör bitte damit auf.«

Ronnie, der inzwischen die oberste Stufe erreicht hat, hüpfert weiter auf und ab und gibt dabei seine kleinen Explosionen von sich.

Kinder wie er sind der Grund, warum an den Schulen Empfängnisverhütung auf den Lehrplan gehört.

Während er in den hinteren Bereich des Busses davonstürzt, bezahlt seine Mutter mit einem müden, entschuldigenden Blick zum Fahrer die Tickets, dann wendet sie sich zur Seite und ruft ihrem Sohn hinterher.

»Ronnie!«

Während der Bus losfährt und Ronnies Mutter ihrem Sohn nachtrötet, starre ich aus dem Fenster, und bei dem Gedanken daran, wohin die Reise geht, spüre ich, wie ein Lächeln über mein Gesicht huscht. Ich kann es gar nicht abwarten, Annie zu sehen. Ich weiß, sie ist vielleicht nicht darauf vorbereitet, dass ihr Vater geschminkt ist, um zu verbergen, dass er langsam verwest, aber das ist in Ordnung. Ich will ihr keinen Schrecken einjagen. Es ist mir egal, ob sie überhaupt merkt, dass ich in ihrer Nähe bin. Ich möchte nur einen kurzen Blick auf Annie erhaschen, sehen, wie sie lächelt, dass es ihr gutgeht und dass sie gesund und glücklich ist. Das ist alles.

Ich lehne mich in dem harten Folterstuhl aus Plastik zurück, während wir das Village hinter uns lassen; und beim Gedanken an Annie überkommt mich ein Gefühl der Ruhe. Doch dann krabbeln plötzlich etwas zwischen meinen Beinen hindurch.

»Ronnie! Komm hierher!«

Als ich nach unten schaue, entdecke ich Ronnie, der auf dem Rücken zwischen meinen Beinen hin und her zappelt. Er schneidet eine Grimasse, und mit seiner herausgestreckten Zunge und den boshaft funkelnden Augen wirkt er wie ein kleiner Kobold. Er schaut mir direkt ins Gesicht, dann stößt er einen Schrei aus.

Das war's wohl mit meinem Trip nach Monterey.

Sekunden später steht Ronnies Mutter neben mir, brüllt seinen Namen und streckt die Hand nach ihrem schreienden Sohn aus, der unter mir wie ein Fisch auf dem Trockenen wild um sich schlägt. Der Mann auf dem Sitz vor mir fährt herum, um zu sehen, was das ganze Theater soll. Kaum hat er einen genaueren Blick riskiert, reißt er weit die Augen auf, springt aus seinem Sitz und brüllt: »Um Gottes willen! Ein *Zombie*!«

Sofort bricht die Hölle los. Sämtliche Fahrgäste um mich herum hüpfen aus ihren Sitzen, und stolpern in panischen Fluchtversuchen übereinander. Ronnie liegt immer noch kreischend auf dem Boden, Opfer seiner eigenen Hysterie, während seine Mutter wie von Sinnen die Leute anbrüllt.

»Ronnie! Ronnie! So helf ihm doch, meinem kleinen Baby!«

Man könnte ihrem Baby helfen, indem man es mit Ritalin vollpumpt. Oder ihm regelmäßig Elektroschocks verpasst.

Der Bus wird ruckartig langsamer und fährt rechts ran, während der Fahrer über sein Handfunkgerät hektisch mit seinem Fahrdienstleiter spricht. Die Insassen starren mich alle an, schreien, weinen, fluchen und versuchen, den Bus zu verlassen. Manche sind einfach vor Grauen verstummt. Gut zwei Dutzend Atmer, und sie haben Angst vor einem einzelnen wehrlosen

Zombie.

Obwohl ich geknickt bin, dass mein Trip zu Annie ein vorzeitiges Ende gefunden hat, muss ich plötzlich lachen. Es klingt allerdings nicht so. Sondern mehr wie das schwere, heisere Keuchen eines obszönen Telefonanrufers. Die Leute machen sich deswegen fast in die Hose, so dass ich noch heftiger lachen muss.

Unter mir hat Ronnie aufgehört, sich zu winden, und sich wimmernd in die Embryonalstellung zusammengerollt. Die Türen haben sich inzwischen geöffnet, und fast alle, einschließlich des Fahrers, haben den Bus verlassen. Lediglich Ronnies Mutter ist zurückgeblieben, sie steht am vorderen Ende des Gangs und blickt von mir zur Tür und wieder zu mir, als wüsste sie nicht, was sie tun soll. Um nicht den Eindruck zu erwecken, ich hätte den kleinen, süßen Ronnie als Geisel genommen, stehe ich auf, gehe mehrere Reihen rückwärts den Gang hinunter und setze mich wieder. Schließlich bringt Ronnies Mutter den Mut auf, sich ihren Sohn zu schnappen, und damit bin ich der letzte noch verbliebene Fahrgast.

Aus verschiedenen Richtungen nähern sich Sirenen. Ich schätze, ich könnte einfach aufstehen und den Bus verlassen, mir die Sache etwas leichter machen und mich ohne großes Aufsehen stellen, aber das wäre wie das Eingeständnis eines Fehlers, und dabei wollte ich doch nur meine Tochter sehen.

Also schlurfe ich den Gang hinunter und hocke mich in die erste Reihe, um auf die Animal Control zu warten, während ich die Atmer beobachte, die draußen im Regen stehen, und ich denke an Annie und frage mich, wie wütend mein Vater wohl diesmal ist.

KAPITEL 27

Ich kritzle etwas auf meine Tafel, aber so, dass Ted es nicht lesen kann, während ich aus den Augenwinkeln beobachte, wie er mich mit einer Mischung aus Widerwillen und Neugier mustert.

»Wie geht es Ihnen heute, Andrew?«

Ich halte meine Tafel in die Höhe, auf der steht:

Wie geht es Ihnen heute, Andrew?

Er ist so berechenbar.

Ted lacht teilnahmslos. Vielleicht will er mir auch nur seine neuen Zahnkronen zeigen.

... zwölf ... dreizehn ... vierzehn ...

»Ich habe gehört, dass Sie neulich ein kleines Abenteuer erlebt haben.«

Nicht wirklich, schreibe ich.

»Da haben mir Ihre Eltern aber was anderes erzählt«, sagt er.

Meine Eltern.

Nach der fehlgeschlagenen Busfahrt haben mich meine Eltern zwei Tage bei der SPCA gelassen. Aber das hat mir nichts ausgemacht. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter und Angestellten dort behandeln mich besser als die meisten Atmer, und so komme ich wenigstens mal aus meinem Weinkeller raus. Außerdem gibt es dort ein paar feine Hundeleckerlis.

Ich weiß, dass mein Vater mir eine Lektion erteilen wollte, aber das Einzige, was ich dabei gelernt habe, ist, dass er kein Mitgefühl hat. Ich bin eine Beleidigung für seine Sinne und eine Demütigung für seine Gefühle. Ich bin eine gesellschaftliche und finanzielle Last. Es wäre ihm lieber, wenn ich von Maden zerfressen werde, als dass ich glücklich bin.

Wenigstens meine Mutter versucht, mich zu verstehen, nachzuempfinden, was ich durchmache, auch wenn sie mich jedes Mal mit Lufterfrischer vollsprüht und dicke Latexhandschuhe trägt, bevor sie mich berührt.

Jetzt gerade hockt sie draußen im Empfangsbereich; vermutlich liest sie das *Sunset*-Magazin und summt vor sich hin, während mein Vater zu Hause wahrscheinlich mit einem Benzinkanister und einem Schweißbrenner auf mich wartet.

»Als Sie den Bus bestiegen haben«, sagt Ted, »hatten Sie da ein bestimmtes Ziel?«

Ich habe meinen Eltern nicht erzählt, dass ich auf dem Weg zu Annie war, denn das hätte bloß noch mehr Probleme heraufbeschworen. Hätte Annies Onkel und ihre Tante womöglich darin bestärkt, sie aus dem Staat zu schaffen. Darum werde ich Ted nicht davon erzählen. Natürlich gibt es die Schweigepflicht, doch irgendwie habe ich das Gefühl, dass das nicht für Zombies gilt. Für Ted macht es vermutlich keinen Unterschied, ob er meinen Eltern erzählt, wo ich hinfahren wollte, oder ob er sich ein Peeling verpassen lässt.

Ich wollte mich einfach nur normal fühlen, schreibe ich.

»Normal«, sagt Ted und fährt sich mit der Zunge über die Zähne. Ich schaue zur Digitaluhr hoch, auf die roten Ziffern, die Sekunde um Sekunde voranschreiten, und mir wird klar, dass ich jetzt lieber zu Hause wäre, um mir im Country Music Television *Trick My Truck* anzuschauen.

Ich wische die Tafel ab und schreibe:

Was ist los?

»Was meinen Sie damit, Andrew?«, sagt er und setzt ein gezwungenes Lächeln auf, strahlt mich mit seinen gebleichten Zähnen an.

Ich glaube, er weiß, was ich meine.

Warum sind wir hier?

»Meinen Sie das in einem emotionalen, spirituellen oder existenziellen Sinn?«

Was soll das heißen?

Nichts. Nur Schweigen. Ich glaube nicht, dass er weiß, wovon er redet.

Was tun Sie hier?

»Ich versuche Ihnen zu helfen, Andrew.«

Wie soll mir das helfen?

»Das weiß ich nicht«, sagt Ted. »Diese Frage können nur Sie selbst beantworten.«

Es hilft mir nicht.

Keine Reaktion. Nur das Zischen des Lufterfrischers.

Irgendwann kommt im Dasein eines Zombies der Punkt, an dem er merkt, dass er sich auf die alten Verhaltensweisen nicht mehr verlassen kann.

Die alten Gewohnheiten.

Die alten Freunde.

Die alten Erwartungen.

Statt dir Trost und Nähe zu spenden, erzeugen sie Probleme und Abhängigkeiten, die dich daran hindern, dich weiterzuentwickeln und dich selbst zu erkunden. Sie bremsen dich. Halten dich davon ab, deine Möglichkeiten auszuschöpfen. Und früher oder später musst du dich von ihnen verabschieden.

... siebenundfünfzig ... achtundfünfzig ... neunundfünfzig ...

Ich glaube, wir sind fertig.

KAPITEL 28

Angesichts der »beherzten Rebellion«, die ich neulich an den Tag gelegt habe, wie sie es ausdrückt, und des exponentiell wachsenden Unmuts meines Vaters kam meine Mutter auf die Idee, unsere Probleme und Differenzen beizulegen, indem wir, die ganze Familie, Thanksgiving feiern.

»Ganz wie in alten Zeiten«, hat sie gesagt.

Wir hocken also zu dritt am Esszimmertisch, und es herrscht eine erdrückende, unangenehme Stille. Mein Vater schaufelt Cranberry-Soße und Truthahn in sich hinein und weigert sich, etwas zu sagen oder einem von uns beiden in die Augen zu sehen. Nachdem er Mom aufgefordert hat, den Mund zu halten, hat sie es aufgegeben, eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Sie hockt auf ihrem Stuhl und kämpft gegen die Tränen an, beißt sich auf die Unterlippe, während sie in der Füllung und den grünen Bohnen auf ihrem Teller herumstochert.

Offensichtlich sind meine Eltern nicht in der rechten Feiertagsstimmung.

Dennoch bin ich dankbar, dass ich überhaupt am Tisch essen darf. Es ist das erste Mal, dass meine Eltern mir erlaubt haben, mit ihnen gemeinsam zu essen, seit am dritten Tag nach meiner Rückkehr eine der Nähte in meinem Gesicht aufgeplatzt ist und ein Stück verwestetes Fleisch in den selbst gemachten Gazpacho meiner Mutter fiel.

Seitdem hat sie ihn nicht mehr zubereitet.

Glücklicherweise scheinen meine Nähte momentan gut zu halten, besser als ich das nach vier Monaten für möglich gehalten hätte. Und dafür bin ich ebenfalls dankbar. Ja, ich bin für eine Menge dankbar, für mehr, als ich vor knapp einem Monat gedacht hätte.

Ich bin dankbar für die Selbsthilfegruppe.

Dankbar für Rita.

Dankbar für die Begegnung mit Ray.

Und ich bin dankbar dafür, dass meine Sprache allmählich zurückkehrt.

Nach wie vor nur ansatzweise, doch wenn dein ganzes Vokabular aus einem Gurren und Kreischen bestanden hat, das Leatherface aus dem *Texas Chainsaw Massacre* wie einen Stipendiant an der Oxford University erscheinen lässt, ist alles ein Fortschritt.

Außer »I, Ita«, habe ich es geschafft, ein paar weitere Wörter zu formen:

»U is asse us.« (Du siehst klasse aus.)

»A, ite.« (Ja, bitte.)

»Anke.« (Danke.)

Und »I ike ik?« (Wie rieche ich?)

Aus dem Mund eines neun Monate alten Jungen in einem Kinderstuhl, dem der Brei aus dem Mund läuft, mag dieses hervorgestoßene Halb-Englisch bezaubernd klingen. Aus dem Mund einer vierunddreißigjährigen verwesenden Halbleiche, der Kartoffelbrei und Soße vom Kinn

tropft ... na ja, sagen wir mal so, dafür zückt wahrscheinlich niemand die Videokamera. Also verdrücke ich wortlos mein Essen und lasse meinen Blick über den Tisch wandern, zu meiner enttäuschten Mutter und meinem vor sich hingrübenden Vater, zu dem herrlichen Festtagsessen an diesem stillen, bedrückenden Thanksgiving - bis ich beim Truthahn hängen bleibe, mit seiner aufgeblähten Haut und dem Fleisch, das immer weniger wird. Je länger ich ihn anstarre, desto mehr kann ich mich mit ihm identifizieren, mit ihm mitfühlen, und plötzlich wird mir klar, wie viel wir gemeinsam haben. Sicher, er ist tot und gegart und wird gerade verspeist, aber ist der Unterschied zu mir wirklich so groß?

Während er langsam zerstückelt wird, kommen nach und nach seine Knochen zum Vorschein, und wenn das Fleisch vom Skelett geschnitten wird, kann man die Knorpel und Rippen sehen. Am Ende wird nur noch ein Gerippe übrig bleiben. Und ich frage mich plötzlich: Sind es die Atmer, die mich zerstören? Frisst mich der Verwesungsprozess allmählich auf?

Oder ist es die Erniedrigung, in einer Welt zu bestehen, die von den Lebenden bestimmt wird? Je länger ich auf den Truthahn starre, desto mehr verspüre ich so etwas wie Nähe zu ihm. Desto mehr betrachte ich ihn als Sinnbild meiner gegenwärtigen Existenz. Desto besser verstehe ich, warum Tom Vegetarier geworden ist.

Bevor mein Vater erneut ein Stück Brust absäbeln oder einen Flügel abreißen kann, strecke ich die Hand aus, packe den Truthahn an den Beinen und zerre ihn von der Servierplatte zu mir herüber.

»Hey«, sagt mein Vater mit vollem Mund und spuckt einige Krümel Füllung über den Tisch.

»Was zum Teufel machst du da?«

Eingreifen.

Befreien.

Erlösen.

Such's dir aus. Ich weiß nur, dass es sich richtig anfühlt.

Auf dem Weg zu mir räumt der Truthahn die Sauciere ab, und ihr Inhalt ergießt sich über die Tischdecke und vermischt sich mit der Cranberry-Soße.

»Verdammt nochmal!«, brüllt mein Vater, lässt Messer und Gabel fallen und greift nach dem Truthahn.

»Also wirklich, Liebling«, sagt meine Mutter, fast froh, dass irgendeine Art von Interaktion stattfindet. »Wenn du noch etwas haben möchtest, brauchst du es doch nur zu sagen.«

Bevor mein Vater den anderen Schenkel packen kann, wuchte ich das 8-Kilo-Tier in meinen Schoß; dabei stoße ich meinen Teller vom Tisch, und er landet auf dem Hartholzbelag, wo er zerbricht. Essen verteilt sich über den Boden.

»Andy, wirklich!«, sagt meine Mutter. »Das sind meine besten Teller.«

»Gib mir sofort den Truthahn«, keucht mein Vater, der inzwischen aufgesprungen ist und um den Tisch gerannt kommt; er hat den Kopf vorgeschoben, wie immer, wenn er es ernst meint. Das hat mir als Kind eine Scheißangst eingejagt. Doch ich bin kein Kind mehr. Und ich werde meinen Truthahn nicht hergeben.

Ich rutsche mit dem Stuhl zurück und stehe auf, selbstbewusst wie seit Monaten nicht mehr, und drücke die Feiertagsverkörperung meiner selbst mit dem rechten Arm gegen meinen Bauch, während ich rückwärts Richtung Kellertür wanke. Kurz bevor mein Vater mich erreicht, rutscht er in meinem Kartoffelbrei aus und landet unsanft auf dem Boden; dabei knallt er mit dem Ellbogen gegen den Tisch.

»Alles in Ordnung, Schatz?«, fragt meine Mom, die immer noch auf ihrem Stuhl sitzt, als wäre das hier alles völlig normal.

Mein Vater antwortet nicht, sondern rappelt sich auf und stürmt erneut auf mich zu. Ich habe die Tür des Weinkellers fast erreicht, als er mich einholt und nach dem freiliegenden Schenkel greift.

Ich glaube nicht, dass er den Truthahn noch essen möchte. Er möchte ihn nur nicht mir überlassen.

Einerseits frage ich mich, was zum Geier ich damit erreichen wollte. Warum ich dachte, das könnte meine Situation verbessern. Andererseits habe ich mehr Spaß als an all den letzten Thanksgiving-Essen, also fange ich an zu lachen.

»Das ist nicht witzig«, knurrt mein Vater und versucht, mir den Truthahn zu entreißen, doch ich halte das andere Bein mit der rechten Hand fest umklammert und lasse nicht los. Über die Schulter meines Vaters hinweg kann ich sehen, wie meine Mutter meinen zerbrochenen Teller zusammenfegt, während sie sich darüber beklagt, dass wir beide das wunderbare Essen ruiniert haben.

Mein Vater und ich kämpfen weiter um den Truthahn, jeder von uns zieht an einem Schenkel, und die Haut und das Fleisch in unseren Händen löst sich langsam von den Knochen. Was mich an den Häutungsvorgang erinnert.

In der ersten Phase des Verwesungsprozesses dringt die Flüssigkeit aus den Zellen, in denen die Enzyme zerstört wurden, zwischen die verschiedenen Hautschichten, worauf diese sich anfangen zu lockern. Manchmal löst sich die komplette Haut einer Hand oder eines Fußes. Mit fortschreitendem Verlauf verliert der Körper dann riesige Hautfetzen.

So wie das Stück von dem Schenkel, den mein Vater gerade festhält.

Wäre mir der Appetit auf Truthahn nicht längst vergangen, dann jetzt ganz bestimmt.

Einen Moment später bricht der Schenkel, den mein Vater umklammert, ab, und er taumelt zurück, gegen die antike schwarze Vitrine, in der meine Mutter ihre Teetassen-Sammlung aufbewahrt. Mit einem ohrenbetäubenden Getöse, dem Geräusch von zerberstendem Holz und splitterndem Porzellan, fällt der Schrank hintenüber, während ich mit dem Truthahn in meinem Schoß lachend zu Boden gehe und meine Mutter in Tränen ausbricht.

Ganz wie in alten Zeiten.

KAPITEL 29

Um dem unheilvollen Thanksgiving-Essen zu entfliehen, sind Mom und Dad ins Seascap Resort gefahren, wo sie mit den Putmans Tennis spielen, und vor dem frühen Nachmittag werden sie nicht zurück sein. Das heißt, ich habe drei Stunden Zeit, um meine neu erworbenen Fähigkeiten zu erproben, ohne mich dafür zu schämen oder den Unmut meines Vaters zu provozieren.

Wenn meine Eltern außer Haus sind, schließen sie stets die Tür zum Weinkeller ab, damit ich die Wohnung nicht verpeste; das verleiht meinem ständigen Rauf und Runter auf der Treppe heute etwas Sinnloses, Sisyphushaftes. Doch statt mich verdammt zu fühlen, fühle ich mich bestärkt. Als würde ich erneut laufen lernen.

Ich habe festgestellt, dass es mir zunehmend leichter fällt, die Treppe zu erklimmen.

Als ich den oberen Absatz erreiche und mich umdrehe, um wieder hinunterzustapfen, brabbele ich immer wieder diesen einen Satz vor mich hin: »Trautes Heim, Glück allein.«

Ich beschäftige mich jetzt seit fast einer Stunde damit. Zunächst hörte es sich wie der Refrain von »Old McDonald« an: »Aue ei ü a ei.«

Doch nach einer Weile nahmen die Wörter allmählich Gestalt an, als würde ich sie durch das unablässige Wiederholen der Silben zu verständlichen Klängen formen. Inzwischen spreche ich die Worte, bis auf ein paar Buchstaben, nahezu perfekt aus: »Dantes Ei, Lück allei.«

Ich war nicht mehr so aufgeregt, seit, tja, seit ich händchenhaltend nach Soquel Village geschlendert bin. Ich möchte das mit jemandem teilen, diesen Moment des Triumphes, der Selbstverwirklichung. Doch meine einzige Gesellschaft sind ein 2001er Dominus Cabernet und ein halbleeres Glas von Rays Genialen Gaumenfreuden.

Ich hocke mich auf meine Matratze, schiebe mir eine weitere Gabel Wildfleisch in den Mund und spüle es mit dem Rest des Dominus herunter, beides ein wahrer Hochgenuss. Auch wenn ich den herzhaften und moschusartigen Geschmack von Rays köstlichen Leckereien von Anfang an mochte, scheinen sie von Mal zu Mal intensiver zu schmecken. Immer würziger. Ich führe das schlicht und einfach darauf zurück, das dafür ein anderes Stück Fleisch verwendet wurde, allerdings habe ich das Gefühl, dass überhaupt alles, was ich die letzten Wochen gegessen habe, geschmacklich an Intensität gewonnen hat. Zunächst dachte ich, dass Mom es nur stärker würzt, aber für den Wein kann das als Erklärung nicht herhalten. Der Dominus ist nicht die erste Flasche Wein, die ich mir in letzter Zeit gegönnt habe, dennoch könnte ich schwören - obwohl ich es eigentlich besser wissen müsste -, dass ich ein bisschen angeheitert bin.

Aber wahrscheinlich kommt das nur von der Aufregung durch das viele Laufen und Reden.

Als mein Hochgefühl allmählich nachlässt, und das leere Glas Wild der leeren Flasche Dominus auf der Bettkante Gesellschaft leistet, senken sich die Stille des Hauses und die Einsamkeit des Kellers auf mich nieder wie in einer Gruft.

Ich muss jemanden finden, der versteht, was mir das bedeutet, jemand, der zu würdigen weiß, was ich geleistet habe, jemand, der die Aufregung nachempfinden kann über meine Entdeckung, dass ich nicht mehr der verwesende, krächzende, fußkranke Zombie bin, der ich mal war. Und es gibt nur eine Person, die mir dabei einfällt.

Ich ziehe mich so schnell an, wie ich kann, dann betrachte ich mein Spiegelbild, wie ein Teenager, der sein Gesicht nach Pickeln absucht. Vielleicht sollte ich etwas vom Make-up meiner Mutter auftragen, doch dann fällt mir ein, dass die Kellertür von oben her verschlossen ist. »Eiße«, sage ich.

Bevor ich durch die Hintertür trete, schnappe ich mir eine Flasche 1982er Borgogno Reserve, wickle sie in ein Handtuch und stopfe sie in meinen Rucksack. Dann ziehe ich unter meinem Kopfkissen einen Umschlag hervor und lasse ihn in meine Gesäßtasche gleiten. Nach einem letzten Blick in den Bildschirm, um meine Nähte und meine blass-graue Gesichtsfarbe zu begutachten, bin ich zur Hintertür hinaus und laufe Richtung Schlucht.

Es ist ein herrlicher Morgen Ende November - strahlend blauer Himmel, zarte Schleierwolken, und die Bäume um mich herum erstrahlen in ihren herbstlichen Farben, während die verwelkten Blätter am Boden von einer Windböe aufgewirbelt werden.

Ich hatte ganz vergessen, wie es ist, die Übergänge zwischen den Jahreszeiten zu erleben, sich daran zu erfreuen, wie das Licht durch die Bäume fällt oder wie ein Blatt anmutig zu Boden gleitet. Trotz der Sonne ist die Luft so kühl, dass ein Pullover angebracht wäre. Nicht dass das Wetter einen Einfluss auf meine Kleiderwahl hätte. Da man als Zombie weder schwitzt noch friert, kann man mehr oder weniger tragen, was man will, wann immer man will. Allerdings heißt das nicht, dass wir nicht wüssten, was man anziehen *sollte*.

Das Dasein als Zombie ist ziemlich verwirrend, nicht nur aus den offensichtlichen Gründen.

Anders als zu Lebzeiten bekommst du keine Sinneseindrücke mehr geliefert, trotzdem erinnerst du dich daran, was für Gefühle diese Eindrücke ausgelöst haben. Darum stützt du dich bei der

Wahl der richtigen Kleidung und dem Versuch, dazuzugehören, auf diese Erinnerungen. Natürlich gehörst du nicht dazu, du wirst es nie, und das weißt du auch. Aber das hält dich nicht davon ab, es immer wieder zu versuchen.

Ich trage einen jägergrünen Strickpullover mit Zopfmuster von Marcy's, ein Paar Levi's, Columbia-Wanderschuhe und eine schwarze Strickmütze von The Gap. Zum Teil entspricht die Kleidung meiner Einschätzung dessen, was ich tragen sollte. Seltsamerweise ist mir sogar ein bisschen kalt, allerdings schreibe ich das mehr meiner erlernten Wahrnehmung als tatsächlichen Sinneseindrücken zu. Vor allem jedoch habe ich diese Kleidung ausgesucht, um einen guten Eindruck zu machen.

Während ich die Schlucht durchquere, wobei ich meinen linken Fuß wieder etwas weniger nachziehe als gestern, rezitiere ich flüsternd das Haiku, das ich für Rita geschrieben habe - gerade so laut, dass ich höre, was ich sage. Nicht alles ist verständlich, aber ich schaffe es, jedes dritte oder vierte Wort deutlich auszusprechen. Zugegeben, bei einem Haiku sind das nicht mehr als vier Wörter. Höchstens fünf. Dennoch, mal abgesehen von meiner Sprechübung heute Morgen ist das mehr, als ich in den letzten vier Monaten herausgebracht habe.

Vielleicht habe ich irgendetwas in meinen Genen, das mich genesen lässt. Oder ich gewöhne mich an meine körperlichen Einschränkungen, anstatt weiter gegen sie anzukämpfen. Egal, woran es liegt, ich will mich nicht beschweren.

Ich greife in meine rechte Gesäßtasche, um mich zu vergewissern, dass das Haiku, das ich für Rita geschrieben habe, noch da ist, der gefaltete Umschlag mit einem einzelnen Blatt Papier, auf dem drei Zeilen stehen, die mir ohne jede Mühe eingefallen sind, als wären sie schon die ganze Zeit in meinem Kopf gewesen und hätten nur darauf gewartet, niedergeschrieben zu werden:

Blutrote Lippen

Fleisch, leblos, wie Elfenbein

Mein totes Herz schlägt Ich hoffe nur, dass ihre Mutter nicht zu Hause ist.

KAPITEL 30

Leute, die im Kampf, durch eine Infektion oder bei einem Unfall mit der Kettensäge einen Arm oder Fuß verloren haben, berichten häufig von Phantomschmerzen.

Während ich vor Ritas Haus stehe und die Hand hebe, um an ihre Tür zu klopfen, könnte ich schwören, dass ich spüre, wie mein Herz klopft und meine Poren Schweiß absondern, so dass mein Hemd auf der Haut klebt. Es ist mehr als ein Dutzend Jahre her, dass ich gegenüber einer anderen Frau als Rachel romantische Absichten hegte, und ich bin mehr als nur ein bisschen aus der Übung. Ich komme mir vor wie jemand auf der Highschool, der ein Mädchen für den Abschlussball klarmachen will. Doch statt in Verlegenheit zu geraten, weil mitten auf meiner Stirn plötzlich ein Pickel aufgetaucht ist, mache ich mir Sorgen wegen der Nähte, die von meinem Kinn zur linken Augenhöhle verlaufen.

Kurz bevor ich mit den Fingerknöcheln das Holz berühre, setzt der typisch männliche Mechanismus ein, der das Selbstvertrauen zerstört, und ich frage mich, ob ich nicht einen Fehler mache. Ob sie mich auslachen wird. Ob ich mehr Kölnischwasser hätte auftragen sollen, um meinen Verwesungsgestank zu überdecken.

Ich klopfe dreimal und warte ab, in der Hoffnung, dass Rita öffnet und nicht ihre Mutter. Selbst wenn ein Atmer mit einem Zombie unter einem Dach lebt, muss es für ihn ziemlich beunruhigend sein, wenn ein eingetragenes Mitglied der lebenden Toten vor seiner Tür steht. Und mir ist nicht danach, dass jemand bei meinem Anblick zu schreien anfängt. Das stärkt nicht gerade das Selbstvertrauen.

Nach einem Moment der Stille höre ich, wie sich Schritte nähern und hinter der Tür haltmachen. Auf Augenhöhe befindet sich ein Guckloch, und ich kann spüren, wie mich jemand dadurch mustert. Es dauert höchstens ein, zwei Sekunden, doch es kommt mir vor wie Stunden. Ich will mich schon abwenden, um wieder zu gehen, als sich die Tür öffnet und Rita lächelnd und mit ausgebreiteten Armen über die Schwelle tritt, und plötzlich lösen sich all meine Ängste in Luft auf.

Rita hat ein kurzärmeliges weißes T-Shirt und eine ausgebleichene Bluejeans an. Sie trägt weder Socken noch Make-up oder einen BH. Selbst mit meiner verminderten Sehkraft kann ich die Umrisse ihrer Nippel erkennen, die sich gegen den weißen Baumwollstoff abzeichnen.

»Hi, Andy«, sagt sie, tritt auf mich zu und nimmt mich fest in den Arm. Obwohl ihr Körper eigentlich kalt sein müsste, spüre ich, wie ihre Haut eine leichte Wärme verströmt.

Wir stehen einfach nur da und halten uns ... keine Ahnung, wie lange, im Arm, jedenfalls nicht lang genug. Als sie von mir ablässt und meine Hand nimmt, merke ich, dass ich das habe, was Jerry einen Steifen nennen würde. Offensichtlich ist das auch Rita nicht entgangen.

»Komm rein«, sagt sie. Angesichts ihres Gesichtsausdrucks und der Regung in meiner Hose frage ich mich, ob ihre Worte doppeldeutig gemeint sind. Aber das spielt keine Rolle. Ich tue, was immer sie von mir verlangt.

Sie führt mich den Gang hinunter, an der Küche und am Wohnzimmer, an Bad und Schlafzimmer vorbei, zum letzten Raum am Ende des Flurs. Das Bett ist nicht gemacht, über den Boden liegen Kleidungsstücke verstreut, und ein halbleeres Glas von Rays Genialen Gaumenfreuden steht auf dem Nachttisch. Die Frisierkommode ist mit Lippenstiften in den unterschiedlichsten Farben und Schattierungen übersät.

Rita zieht die Tür hinter uns zu, schiebt mich zum Fuß des Bettes, drückt mich hinunter, schnappt sich das Einmachglas und hockt sich neben mich. Dann spießt sie mit einer Gabel ein Stück Wild auf und hält es mir wortlos hin. Ich öffne den Mund und beiße zu. Es ist schon erstaunlich, wie gut Essen schmeckt, wenn man von einem hübschen Zombie gefüttert wird.

Rita nimmt einen Happen und stöhnt genüsslich auf. Ich sehe dabei zu, wie sie die Gabel aus dem Mund zieht, und kann ein Stöhnen ebenfalls nicht unterdrücken.

Wortlos gibt sie mir und sich abwechselnd von dem Fleisch, bis es alle ist, dann fährt sie durch das Glas und hält mir den mit Saft beschmierten Zeigefinger hin.

Mein Haiku habe ich völlig vergessen.

Ich sauge an Ritas Finger und betrachte ihr lächelndes Gesicht mit weit aufgerissenen Augen, um ja nichts zu verpassen. Als ich fertig bin, steckt Rita sich den Finger selbst in den Mund und beobachtet mich, während sie damit Dinge anstellt, die mir die Röte ins Gesicht treiben würden, wenn ich noch leben würde. Dann steht sie auf und tritt an die Frisierkommode, nimmt einen Lippenstift, einen Optic Fuchsia, und trägt die Farbe auf, so dass es aussieht, als hätte sie gerade einen Liebesapfel gegessen. Sie schürzt die Lippen, fährt sich mit der Zunge darüber und lächelt, dann dreht sie den Stift ganz heraus und beißt ihn durch.

Ich halte es nicht länger aus.

Bevor ich aufstehen und zu ihr wanken kann, ist Rita über mir, drückt mich, ihre Lippen auf meinen, zurück aufs Bett und steckt mir ihre Zunge bis zum Zäpfchen in den Hals. Ich schmecke ihren Lippenstift und spüre, wie der Stummel Optic Fuchsia gegen meine Zähne stößt, es ist herrlich.

Rita richtet sich auf und schlüpft wie bei einem Zaubertrick aus T-Shirt und Jeans. Plötzlich ist sie nackt und hockt rittlings auf mir, öffnet den Reißverschluss meiner Hose und verschwindet aus meinem Blickfeld.

Und diesmal schließe ich die Augen.

KAPITEL 31

Ist es Nekrophilie, wenn wir beide tot sind?

Rita liegt zusammengerollt neben mir, mit der rechten Hand streichle ich ihre nackte Schulter, während sie über die Nähte in meinem Gesicht fährt. Meine restlichen Klamotten liegen mit ihren auf einem Haufen am Boden.

Einige Zombies, wie Jerry, laufen infolge einer physiologischen Reaktion unmittelbar nach Eintritt des Todes mit einer Dauererektion herum. Ich gehöre nicht dazu. Ich habe seit dem Unfall keinerlei sexuelle Erregung verspürt, und da wiederbelebte Leichen keine Erektion bekommen oder Spermien produzieren können, hatte ich nicht damit gerechnet, jemals wieder Sex zu haben. Doch innerhalb von dreißig Minuten hatte ich bereits zwei Orgasmen, und offensichtlich bin ich scharf auf ein drittes Mal.

Wie ist das möglich?

Rita stützt sich auf einen Ellbogen und starrt mich an, als wäre ich Elvis Presley. »Was hast du gesagt?«

Ich habe keine Ahnung, wovon sie redet, bis mir klar wird, dass ich in Gedanken laut gesprochen habe.

»I is as öklik?«

»Wie ist was möglich?«, fragt Rita.

Die Tatsache, dass sie mich versteht, bringt mich fast zum Weinen.

Ich deute auf meine Kehle. »Ies«, sage ich, und dann zeige ich auf die Erektion unterhalb meiner Taille. »Un as.«

Ein schelmisches Grinsen huscht über Ritas Gesicht. »Ich werd dir sagen, was ich davon halte«, sagt sie und streicht mit ihren Fingern über meine Kehle, bevor sie die Decke zurückschlägt.

»Aber erst muss ich mich darum kümmern.«

Ich weiß nicht, ob es daran liegt, dass ich seit fast fünf Monaten keinen Sex mehr hatte, oder ob man als Untoter weniger Selbstbeherrschung hat, doch in fünf Minuten ist Rita mit mir fertig.

»Mmm«, sagt sie und schmiegt sich wieder in meine Armbeuge.

Mmmm, allerdings.

Wenn man bedenkt, dass vor einem Monat mein größtes Vergnügen »Dinner and a Movie« auf TBS war.

Wir liegen schweigend auf dem Bett, und während Rita mit der Hand durch mein Brusthaar fährt, überdenke ich meine Haltung zu Gott, denn wenn meine Existenz bis zum heutigen Tag die Hölle war, dann ist das hier ganz bestimmt der Himmel.

Ich betrachte Rita einen Moment, ihr dunkles Haar und ihre blasse Haut, ihre weichen, zarten Lippen, schaue dabei zu, wie sie mit den Fingern über meine verweste Haut streichelt, und bin überwältigt von ihrer erotischen Ausstrahlung. Ich hoffe, meine tote Frau versteht, dass ich, auch wenn ich Sex mit einer untoten Leiche hatte, ihr ein ehrendes Andenken bewahre. Doch irgendwann kommt der Punkt, an dem man die Vergangenheit loslassen muss, um sich voller

Zuversicht der Zukunft zuzuwenden.

Ich bin mir nicht sicher, was mich mehr überrascht - dass ich wegen meiner vor kurzem entflammten Liebesbeziehung keine Schuldgefühle empfinde oder dass ich allmählich wie Helen klinge.

»Ich glaube, ich weiß, warum deine Stimme zurückkehrt«, murmelt Rita in meine Brust.

»A-um?«, sage ich und hoffe, dass es wie eine Frage klingt und nicht wie ein Schmerzensschrei.

»Weißt du noch, wann du zum ersten Mal gespürt hast, dass irgendwas mit dir anders ist?«, fragt Rita.

Ich verstehe nicht.

Sie stützt sich erneut auf den Ellbogen und schaut mich an. Ich kann die Nähte an ihrem Hals sehen. Wirklich apart.

»Am Sonntag nach Halloween«, sagt sie. »Warum hast du damals einen Spaziergang runter ins Dorf gemacht?«

Keine Ahnung, sage ich in Andy-Sprache. Ich musste einfach mal raus.

»Du warst unruhig?«

Ich nicke.

»Voller Elan?«

Ich nicke erneut.

»Du hast dich irgendwie anders gefühlt.«

Ich denke an jenen Sonntag zurück und daran, was mich letztlich dazu bewogen hat, den Weinkeller zu verlassen, und nicke ein drittes Mal.

Rita richtet sich auf - ihre rosafarbenen Nippel sind ganz hart - und greift über meinen Körper hinweg nach dem Nachttisch, wobei sie mit ihrem Busen über meine Brust streicht. Unterhalb meiner Taille verspüre ich eine inzwischen vertraute Regung, und ich frage mich, ob ich diesmal länger als fünf Minuten durchhalten kann.

Mit einem leeren Einmachglas in der Hand legt Rita sich wieder neben mich.

»Wir beide haben an dem Abend, als wir Ray getroffen haben, jeder so ein Glas gegessen«, sagt sie. »Jerry allerdings nicht. Nur du und ich.«

Ich nicke geistesabwesend, während ich daran denke, wie gut das Wildfleisch geschmeckt hat, wie saftig es war, an meinen Appetit auf mehr, nachdem ich es vertilgt hatte.

»Wie viele Gläser davon hast du bisher gegessen?«, fragt sie.

Ich überlege einen Moment, rechne meine Besuche bei Ray und das Glas, das er mir für zu Hause mitgegeben hat, zusammen, halte vier Finger in die Höhe und schließlich auch noch den Daumen.

»Ich hatte drei davon«, sagt Rita. »Seit dem ersten Glas habe ich gespürt, das sich in mir irgendetwas ausbreitet. Eine Erkenntnis. Ein Bewusstsein...«

»Ein Erwachen«, sage ich, allerdings klingt es bei mir so: »Ei Ea-aken.«

»Genau. Und jetzt sieh dir das an«, sagt sie und hält mir ihre Handgelenke entgegen. Erst jetzt fällt mir auf, dass die Fäden an ihrem rechten Gelenk verschwunden sind und nichts weiter als eine schorfige, verheilte Narbe zurückgeblieben ist.

»Vor ein paar Tagen hat es angefangen zu jucken«, sagt sie. »Und heute Morgen haben sich die Fäden einfach gelöst.«

Ich starre auf ihr Handgelenk, fahre mit dem Finger über die helle Haut der Narbe und kriege sofort einen Ständer. Das entgeht auch Rita nicht, sie schwingt ein Bein über meinen Körper und setzt sich rittlings über mich, die Knie gegen meine Taille gedrückt, während ihre Oberschenkel einige Zentimeter über meinem Körper in der Luft schweben.

»Weißt du, was ich glaube?«, flüstert sie und berührt dabei mit den Lippen mein Ohr.

Ich schüttele den Kopf. Ich kann mich kaum auf meine eigenen Gedanken konzentrieren, geschweige denn erraten, was ihr gerade durch den Kopf geht.

»Ich glaube, das in den Gläsern ist gar kein Wildfleisch.«

»As dann?«, frage ich, obwohl ich glaube, dass ich die Antwort bereits kenne. Wahrscheinlich habe ich es von Anfang an instinktiv gewusst und mir nur etwas vorgemacht. Doch anstatt angeekelt zu sein, merke ich, dass ich immer noch mehr davon will.

»Atmer«, flüstert sie mir ins Ohr, während ihre Oberschenkel zu meinen Hüften hinunterwandern, worauf ich erneut von einem Gefühl der Wärme erfasst werde, das eigentlich gar nicht da sein dürfte und dennoch jede Fleischeslust übertrifft, die ich bisher kannte.

Meine Sinne sind überwältigt.

Ich vergesse das Einmachglas und das Menschenfleisch, das mal darin war, und konzentriere mich auf Rita und ihren Körper, der gegen meinen drückt. Drehe meinen Kopf zur Seite, greife nach ihrem kürzlich verheilten Handgelenk und sauge an der Narbe. Rita stöhnt auf und bittet mich weiterzumachen. »Lutsch an mir«, sagt sie heiser, und ich muss an irgendwas anderes denken, um nicht sofort die Kontrolle zu verlieren.

Ich war nie ein besonders großer Sportfan; an ein Baseballspiel zu denken funktioniert also nicht. Und ein toter Hund im Straßengraben erinnert mich zu sehr an zu Hause. Stattdessen lasse ich vor meinem geistigen Auge die Titel von allen Zombie-Filmen vorbeiziehen, die mir einfallen. Ich schaffe kaum die ersten drei Romero-Filme, bevor ich losgehe wie eine Rakete.

KAPITEL 32

»Wer möchte heute Abend den Anfang machen?«, fragt Helen.

Rita und ich schauen einander grinsend an. Jerry sitzt neben uns; seine Schürfwunden sind sauberer und nicht mehr so stark entzündet wie vor ein paar Tagen, fast wie bei einem Ausschlag, der schließlich nachlässt, allerdings scheint er es gar nicht bemerkt zu haben. Ihm gegenüber hockt Tom und blickt beleidigt drein; sein rechter Arm ist fünf Zentimeter kürzer als der linke, und die Fingerknöchel sind mit schwarzen Haaren überwuchert. Neben Tom haben Naomi und Carl Platz genommen, sie wirken mehr oder weniger wie immer - Naomi mit ihrer offenen Augenhöhle, und Carl, der in seinen Stichverletzungen herumstochert -, während Leslie, die Einzige von den Neuen, die regelmäßig zu den Treffen kommt, an einer Decke strickt.

An der Tafel steht der Satz:

GLAUB AN DICH.

Und zum ersten Mal seit dem Unfall tue ich das tatsächlich.

Nachdem ich begriffen hatte, was wir da gegessen haben, beschlich mich bei der Vorstellung, Menschenfleisch zu mir zu nehmen, für einen Moment ein leicht komisches Gefühl. Es ist allerdings mehr eine Frage der Moral als des schlechten Gewissens. Schließlich ist es erst gut vier Monate her, dass ich nicht mehr unter den Atmern weile. Doch wenn ich bedenke, was für eine Veränderung ich durchgemacht habe, seit ich zum ersten Mal Rays Geniale Gaumenfreuden probiert habe, bin ich bereit, die Frage der Moral von einer anderen Warte aus zu betrachten.

In den letzten Tagen haben Rita und ich bemerkt, dass Menschenfleisch nicht nur auf unsere Verletzungen eine heilende Wirkung hat. Beide spüren wir die Veränderungen in unserem Innern, in unserem Körper und in unserem Kopf, als würde nach einem Kurzschluss in der Verkabelung vor einigen Monaten allmählich wieder Strom fließen. Als würde langsam, aber sicher die Energie zurückkehren.

Außerdem haben wir festgestellt, dass Zombie-Sex tausendmal besser ist als Atmer-Sex.

Wie MP3-Dateien verglichen mit einer Tonbandkassette.

Wie die erste Klasse verglichen mit der Touristenklasse.

Wie ein Rinderfilet verglichen mit Hackfleisch.

Zunächst dachte ich, es läge an der Aufregung, endlich wieder körperliche Lust zu verspüren.

Doch Rita ging es genauso. Ich weiß nicht, ob bevor oder nachdem sie einen Orgasmus hatte, der zehn Minuten gedauert hat, aber ich schätze, das war letztlich der ausschlaggebende Moment. Für mich: als wir in einer Stunde sechsmal Sex hatten.

Ich muss ernsthaft an meiner Kondition arbeiten.

Ich komme mir vor, als wäre ich wieder siebzehn und würde zum Haus meiner Freundin schleichen, um mit ihr eine Nummer zu schieben, während ihre Mutter auf Arbeit ist. Oder als würde ich meine Freundin in den Weinkeller meiner Eltern schmuggeln, während sie oben hocken und von ihren unterdrückten Lustschreien nichts mitkriegen. Ehrlich gesagt bezweifle ich, ob meinen Eltern *das* was ausmachen würde. Hauptsache, ich demonstriere vor der Tür nicht für meine Bürgerrechte oder versuche, mit den öffentlichen Verkehrsmitteln zu fahren.

»Möchte einer von euch der Gruppe von seinen Erfahrungen erzählen?«, fragt Helen.

Rita sieht mich an, wie sie das jedes Mal tut, wenn sie eine neue Stellung ausprobieren will, und ich muss laut prusten.

»Geht das nur mir so«, sagt Naomi, »oder tut sich da wirklich was?«

»Was meinst du damit?«, fragt Helen.

Naomi lässt den Blick durch den Raum wandern und verweilt mit ihrem einen Auge einen Moment auf Rita und mir. »Ich weiß nicht genau«, sagt sie. »Irgendwas ist anders. Ich fühle mich anders.«

»Weißt du was? Mir geht's genauso«, sagt Jerry. »Ich dachte bloß, ich wär stoned oder so.«

»Ich auch«, sagt Tom und nickt. Die Finger an seiner kürzeren rechten Hand zucken. »Also, nicht dass ich stoned wäre.«

Rita und ich haben drei beziehungsweise fünf Gläser Menschenfleisch gegessen, Tom und Jerry nach meiner Zählung jeder zwei. Die anderen in der Gruppe nicht mehr als eins. Aber sie wissen nicht, was Rita und ich wissen.

»Ich glaube, ich spüre keinen Unterschied«, sagt Leslie. »Aber ich bin ja auch neu hier. Was für ein Gefühl meint ihr?«

Niemand antwortet ihr.

»Carl«, sagt Helen. »Fühlst du dich irgendwie anders als sonst?«

»Ich *fühle* gar nichts«, sagt Carl.

»Das ist nichts Neues«, sagt Naomi.

Carl ignoriert sie einfach. »Aber mir fällt auf, dass die Verletzungen in Jerrys Gesicht etwas verheilt sind, dass Andy kaum noch humpelt und Rita kein Make-up mehr trägt.«

Stimmt. Ihr Gesicht ist blass und ungeschminkt. Sie trägt eine Bluejeans und einen roten Rollkragenpullover, der ihren Hals und die Handgelenke bedeckt. Allerdings nicht, um die Nähte zu verbergen, sondern die Anzeichen ihres Heilungsprozesses.

Alle Augen richten sich auf Rita, die kichert, dann auf Jerry. »Was denn?«, sagt er.

»Stimmt das, Jerry?«, fragt Helen. »Ist deine Haut besser geworden?«

»Keine Ahnung«, sagt Jerry und fummelt an seinem Gesicht herum. Dabei löst sich ein Stück

Schorf und fällt zu Boden; darunter kommt eine rosafarbene Hautstelle zum Vorschein. »Kann schon sein.«

Helen geht zu Jerry hinüber, um sein Gesicht genauer zu studieren, packt ihn am Kinn und bewegt seinen Kopf hin und her.

»Was hast du angestellt?«, fragt Helen.

»Nichts«, sagt Jerry. »Ehrlich.«

Helen mustert uns. Rita lächelt, und ich sage: »Aut mik nikt so an.«

Die anderen hocken mit offenen Mündern da, doch keiner sagt einen Ton. Schließlich stammelt Helen: »Ach, du meine Güte«, und wankt zu ihrem Stuhl, wo Leslie und Norman ihr helfen, sich zu setzen.

»Alter«, sagt Jerry. »Konntest du schon die ganze Zeit sprechen?«

Ich schüttele den Kopf.

»Wann hast du deine Fähigkeit zu sprechen wiedererlangt?«, fragt Leslie.

»Die etzn Woken«, sage ich.

»Aber *wie*?«, fragt Naomi. »Wie ist das möglich? Du bist tot! Wir alle sind tot.«

»Untot«, sagt Carl.

»Wie auch immer«, sagt Naomi. »Eigentlich dürfte Andy sein Sprachvermögen nicht zurückerlangen, deine Schürfwunden dürften nicht verheilen, und Rita ...«

Rita krempelt ihren Ärmel hoch und reckt ihr verheiltes Handgelenk in die Höhe, so dass es jeder sehen kann.

»Heilige Scheiße«, sagt Jerry.

»Ist nicht möglich«, sagt Tom.

»Offensichtlich doch«, sagt Leslie, die diese Enthüllungen viel eher zu akzeptieren scheint als die anderen.

»Was zum Teufel ist hier los?«, fragt Naomi und steht auf, die Hände in die Hüften gestemmt.

»Was habt ihr drei getan?«

»Sie haben Menschenfleisch gegessen«, sagt Helen mit tonloser Stimme.

Rita und ich blicken uns überrascht an.

Für einen Moment herrscht eine unangenehme Stille. Wenn das hier ein Film wäre, würde man jetzt in der Ferne einen Hund bellen hören.

»Wie schmeckt denn Menschenfleisch?«, fragt Leslie.

»Woher soll ich das wissen?«, sagt Jerry. »Ich hab's noch nie probiert.«

»Hast du doch«, sagt Rita.

»Nein, hab ich nicht«, sagt Jerry. »Wenn ich welches gegessen hätte, hätt ich das wohl mitgekriegt.«

Ich greife in meinen Rucksack und ziehe ein leeres Glas von Rays Genialen Gaumenfreuden hervor.

Während er das Glas in meiner Hand betrachtet, sagt Jerry: »Du verarschst mich.«

Ich schüttele den Kopf.

»Er hat jedem von uns ein Glas gegeben«, sagt Naomi. »Willst du damit sagen, dass wir alle Menschenfleisch gegessen haben?«

Plötzlich springt Tom von seinem Stuhl auf und hastet würgend Richtung Toilette, den linken Arm vorm Mund.

»Um ehrlich zu sein«, sagt Leslie, »ich fand es ziemlich lecker.«

»Warum hast du uns nicht erzählt, was in den Gläsern ist?«, fragt Naomi.

»Wir wussten es nicht«, sagt Rita. »Wir haben das auch erst vor ein paar Tagen rausgefunden.«

»Aber warum seid ihr so sicher, dass es sich um Menschenfleisch und nicht um Wild handelt?«, sagt Jerry. »Habt ihr mit Ray gesprochen?«

Er war nicht zu Hause, als wir bei ihm vorbeigeschaut haben. Doch in der Asche des Feuers haben wir einen menschlichen Oberschenkelknochen gefunden, und ich schätze, dass er ihn nicht dazu benutzt hat, Marshmallows zu rösten.

»Sie mussten gar nicht mit Ray reden«, sagt Helen und findet allmählich wieder zu ihren alten energischen Tonfall zurück. »Ein Untoter wird nicht durch den Verzehr von Wild auf wundersame Weise wieder gesund.«

»Du *wusstest* das?«, fragt Carl. »Dass das möglich ist?«

Wie sich herausstellt, hat einer der Zombies, der bei Helen in Behandlung war, als sie noch unter den Lebenden weilte, behauptet, er habe eine Möglichkeit gefunden, mit der man nicht nur den Verwesungsprozess umkehren, sondern auch Wunden und Verletzungen heilen könne.

»Obwohl ich ihn nur dreimal gesehen habe, ist mir aufgefallen, dass er gesünder als der Durchschnittszombie aussah«, sagt Helen. »Als ich ihn gefragt habe, wie das möglich ist, hat er nur gelächelt und erklärt, das würde ich lieber nicht wissen wollen. Natürlich hatte ich den Verdacht, dass er Menschenfleisch gegessen hat, aber ich habe es trotzdem nicht gemeldet.«

»Was ist mit ihm passiert?«, fragt Rita.

»Er meinte, sobald man ihn von einem Atmer nicht mehr unterscheiden kann, würde er an einen Ort ziehen, wo niemand seine Vergangenheit kennt, und ein neues Leben beginnen«, sagt Helen.

»Danach habe ich ihn nie wieder gesehen. Laut Unterlagen ist er einfach verschwunden.«

»Hast du einmal irgendjemandem gegenüber erwähnt, was er dir erzählt hat?«, fragt Leslie.

Helen schüttelt den Kopf. »Bis jetzt nicht.«

»Gibt es Atmer, die davon wissen?«, fragt Naomi.

»Keine Ahnung«, sagt Helen. »Ich schätze, dass man an entsprechender Stelle wohl Bescheid weiß. Oder wenigstens einen Verdacht hat. Doch falls das zutrifft, hat man die breite Öffentlichkeit nicht davon informiert.«

Jetzt verstehe ich auch, warum wir nicht ins Internet dürfen. Wenn wir weltweit solche Informationen austauschen könnten, würde das für die Lebenden eine Menge Probleme mit sich bringen.

»Aber ich garantiere euch: Wenn das Amt für Wiederauferstehung hier aufkreuzt und merkt, dass sich unser körperlicher Zustand verbessert hat«, sagt Helen, »wird man uns alle melden.«

Außer als Crashtest-Dummys, Studienobjekte für die plastische Chirurgie, Ersatzteillager für Organe und Versuchskaninchen für eine Reihe scheußlicher wissenschaftlicher Experimente kann man als herrenloser oder in Ungnade gefallener Zombie auch an jenen Orten enden, die unter den Untoten gemeinhin als »Fegefeuer der Wiederbelebten« bekannt sind - auf der Mülldeponie, im Zombie-Zoo oder in einer von mehreren Reality-Sendungen. *Zombie Nanny* ist wohl die schlimmste davon, obwohl ich gehört habe, dass *Survivor Zombie* ihr kaum nachsteht.

»Und wie machen wir jetzt weiter?«, fragt Leslie.

»Wir machen überhaupt nicht weiter.« Helen erhebt sich von ihrem Platz, tritt an die Tafel und fängt an zu schreiben. »Wir werden von Ray kein Fleisch mehr annehmen und niemandem außerhalb der Gruppe davon erzählen, wir werden die sichtbaren Anzeichen des Heilungsprozesses mit Hilfe von Make-up und Kleidungsstücken kaschieren und uns in Zukunft beherrschen.«

Helen tritt zur Seite und gibt den Blick frei auf das, was sie geschrieben hat:

ICH WERDE KEINE LEBENDEN VERSPEISEN.

»Und jetzt alle zusammen.«

Jerry, Rita und ich laufen am Straßenrand entlang; wir sind auf dem Weg zu Ray, um zu fragen, ob er noch mehr Menschenfleisch hat.

Jerry hatte zunächst Bedenken, dass wir uns damit direkt Helens Anweisungen widersetzen, doch Rita konnte ihn davon überzeugen, dass wir, da die Atmer, von denen das Fleisch stammt, ja bereits tot sind, keine Lebenden im Wortsinn essen.

»Was, wenn Ray nicht zu Hause ist?«, fragt Jerry.

Ich zucke mit den Schultern. Es ist das erste Mal seit dem Unfall, dass ich mit beiden Schultern zucken kann. Das sind nicht gerade weltbewegende Neuigkeiten, aber wenn deine linke Schulter fast fünf Monate lang eine nutzlose Masse aus Knochen und Muskeln war, dann ist das wie ein Sechser im Lotto.

Jerry lüpfte seine Baseballkappe und kratzte sich an der Kopfhaut. Im diffusen Licht einer Straßenlaterne kann ich erkennen, dass von seinem Gehirn weniger freiliegt als sonst.

»Meint ihr, er hat was dagegen, wenn ich mir noch ein paar *Playboy*-Hefte leihe?«

Irgendwann schiebt Rita ihre rechte Hand in meine linke. Mich fröstelt; es ist ihre Berührung ebenso wie die Tatsache, dass ich tatsächlich ihre Hand spüren kann. Außerdem werde ich mit jeder Sekunde erregter. Glücklicherweise ist Jerry vorausgeeilt, um eine Beutelratte zu jagen, darum kriegt er nicht mit, wie Rita ihre Hand zur Vorderseite meiner Hose wandern lässt.

Es ist fast zehn, als wir den Hintereingang des Getreidespeichers erreichen. Vor ein paar Wochen wäre mir bei der Vorstellung, gegen die Ausgangssperre zu verstoßen, selbst wenn bis dahin noch eine Stunde Zeit wäre, der Phantomschweiß ausgebrochen. Doch wenn man erst einmal Menschenfleisch gegessen hat, sind all die Regeln und Verbote keine so große Sache mehr.

»Scheint keiner da zu sein«, sagt Rita.

»Na ja, aber wenn wir schon mal hier sind ...«, sagt Jerry.

Gerade als er die Hand nach der Tür ausstreckt, dringen aus dem Innern die gedämpften Stimmen mehrerer Männer und Frauen, dann das Geräusch von splitterndem Glas.

»Mist«, sagt eine Frau.

Darauf ertönt ein Männerstimme. »Ich glaub, ich muss schon wieder kotzen.«

Plötzlich nähern sich hinter der Tür Schritte. Und bevor wir uns aus dem Staub machen können, öffnet sich die Hintertür, und eine Gestalt taumelt ins Freie und erbricht sich auf Jerrys Schuhe.

»O Mann«, sagt Jerry, tritt zur Seite und versucht, die Kotze abzustreifen. »Das sind meine Lieblings-Converse.«

»Tut mir leid«, murmelt Tom.

»Alles in Ordnung, Schatz?«, fragt Leslie, als sie hinter ihm im Türrahmen auftaucht.

»Ja, geht schon«, sagt Tom, während er sich wieder aufrichtet und mit der Hand den Mund abwischt.

In diesem Moment erscheint Naomi neben Leslie. »Was macht ihr denn hier?«

»Offensichtlich dasselbe wie ihr«, sagt Rita. »Fündig geworden?«

»Nein«, sagt Naomi. »Nur ein paar warme Biere und mehrere *Playboy*-Hefte.«

»Hände weg!«, sagt Jerry, während er seine Schuhe am Unkraut abwischt. »Die will ich mir ausleihen.«

»If Ray da?«, frage ich.

»Nein«, sagt Leslie. »Niemand außer uns.«

Draußen auf der Old San Jose Road huscht ein Paar Scheinwerfer vorbei, begleitet vom Surren der Reifen auf dem Asphalt.

»Ich denke, wir sollten hier nicht so für jeden sichtbar rumstehen.«

Wir treten ins Innere, das von Rays Propangas-Laterne erleuchtet ist. Neben einem der Lagerbereiche kauert Carl und versucht mit einem der Magazine mehrere zerbrochene Bierflaschen zusammenzukehren. Das also war das splitternde Glas.

»Alter!«, brüllt Jerry, während er auf Carl zustürzt und ihm das Heft aus der Hand reißt. Er wischt es an seinem Hemd ab und hält es in die Höhe. »Das ist die Playmate-Jubliäumsausgabe zum fünfzigjährigen Bestehen!«

Ich frage mich, wo Ray steckt. Ich befühle die Kohlestücke in der Feuerstelle, doch sie sind kalt. Außer dem Oberschenkelknochen liegen dort auch noch ein Paar Schulterblätter. Plötzlich habe ich das Gefühl, dass wir nicht hier sein und nach Rays Gläsern mit Menschenfleisch suchen sollten.

»Ik pfinde, wia solden gen«, sage ich.

»Andy hat Recht«, sagt Rita. »Wenn wir hier aufgeräumt haben, sollten wir verschwinden.«

Während Rita, Leslie, Naomi und Carl die Glasscherben aufklauben, steht Tom an der Hintertür, für den Fall, dass er sich erneut übergeben muss.

»Erry«, sage ich. »Gen wia.«

»Einen Moment«, sagt er, während er den Lagerbereich durchwühlt. »Ich will nur ein paar *Playboys* mitnehmen.«

Bevor ich etwas erwidern kann, ist draußen das Motorengeräusch eines Wagens zu hören, der sich dem Speicher nähert.

»Mist«, flüstert Naomi.

Alle erstarren zu Salzsäulen, als der Wagen vorfährt und neben dem Hintereingang zum Stehen kommt.

»Was sollen wir jetzt tun?«, sagt Tom und tritt zu uns, während der Motor verstummt.

Abgesehen von den Getreidebehältern gibt es keine Möglichkeit, sich zu verstecken, und da wir nicht alle hineinpassen, kriechen Rita und Leslie in den einen und Tom und Jerry in den anderen. Naomi kauert sich hinter einen der Behälter, und ich hinter den zweiten. Da für Carl kein Platz mehr ist, klettert er eine der Leitern bis zur Hälfte hinauf.

Draußen wird eine Wagentür geöffnet und zugeschlagen. Schritte nähern sich der Hintertür. Als sie aufgestoßen wird und eine Gestalt im Rahmen erscheint, muss ich unwillkürlich über den Rand des Behälters spähen. Der Strahl einer Taschenlampe zerschneidet das Innere des Speichers.

Ich merke, dass ich tatsächlich schwitze.

Bevor ich überhaupt die volle Bedeutung dieses Sinneseindrucks ermessen kann, reißt mich die Stimme der Gestalt aus meinen Gedanken.

»Hallo? Ist da jemand?«

Carl und Naomi fangen an zu lachen. Ich muss ebenfalls lachen. Und kurz darauf dringt aus dem Lagerbehälter das unterdrückte Gekicher von Rita und Leslie.

Auf der Suche nach der Quelle des Gelächters wandert der Strahl der Taschenlampe hin und her, bis er schließlich auf Carl verweilt, der in fünf Meter Höhe auf der Leiter hockt.

»Also«, sagt er und lacht so heftig, dass er fast den Halt verliert, »hast du das mit Selbstbeherrschung gemeint?«

»Oh, du Scheißkerl«, sagt Helen.

Außer einem verbesserten Äußeren und einem gestärkten Selbstvertrauen hat der Genuss von Menschenfleisch zur Folge, dass du, erst mal auf den Geschmack gekommen, mehr davon willst. Außer natürlich du bist Vegetarier.

»Ich kann es nicht fassen, dass ich zwei Gläser davon gegessen habe«, sagt Tom. Seit wir den Getreidespeicher verlassen haben, hat er sich nicht mehr übergeben, aber so wie er aussieht, kann sich das jeden Moment ändern.

»Du kannst es ruhig glauben«, sagt Jerry, der im Minivan von Helens Schwester neben Tom auf der Rückbank sitzt. »Ich meine, jetzt komm schon. Dir muss doch klar gewesen sein, dass das kein Thunfisch war.«

»Können wir bitte über was anderes reden?«, sagt Tom.

»Du hast damit angefangen«, sagt Jerry.

»Könntet ihr beiden jetzt mal ruhig sein?«, sagt Naomi vom Beifahrersitz. »Ihr macht Helen noch ganz nervös.«

Helen hat Carl und Leslie bereits abgesetzt, allerdings musste sie einen Umweg fahren, um die Hauptstraßen zu umgehen. Ein Wagen voller Zombies, der so spät nachts noch unterwegs ist, ist für die Polizei nicht gerade ein alltäglicher Anblick.

Rita und ich hocken händchenhaltend in der Mitte der Sitzbank. Bisläng haben wir niemandem von uns erzählt, aber ich schätze, sie haben's irgendwie kapiert. Leslie meinte sogar zu mir, dass wir ein hübsches Paar abgeben.

»Hat es für dich denn wie Thunfisch geschmeckt?«, fragt Jerry.

»Kann irgendjemand mal das Fenster runterkurbeln?«, sagt Tom.

Ich muss unwillkürlich lachen.

»Tom«, sagt Rita und dreht sich um. »Hast du in letzter Zeit mal einen Blick in den Spiegel geworfen?«

»Eigentlich nicht«, sagt Tom. »Ich gehe Spiegeln grundsätzlich aus dem Weg. Warum?«

Sie kramt eine Puderdose aus ihrer Handtasche und öffnet sie für ihn. »Dann schau mal hier rein.«

Widerwillig greift Tom nach der Dose und hält sie sich vors Gesicht. Zunächst verzieht er keine Miene. Dann verstellt er den Spiegel und neigt sich vor. Bei der Innenbeleuchtung des Minivans kann man kaum etwas sehen, und die Veränderung ist auf den ersten Blick nicht zu erkennen, doch der Hautlappen, der Toms rechte Wange ist, verheilt allmählich.

Als wäre er immer noch nicht überzeugt, hebt Tom die Hand und betastet sein Gesicht. Obwohl er die Puderdose mit seiner gesunden linken Hand umklammert, scheint er nicht zu merken, dass er sich mit der fremden rechten über seine Wange fährt. Offensichtlich ist die Wunde in seinem Gesicht nicht die einzige, die langsam verheilt.

»Heiliger Strohsack«, flüstert er.

»Da überlegst du dir wohl nochmal, ob du Vegetarier bleibst, was?«

Diesmal verzichtet Tom auf eine Retourkutsche.

Nachdem Helen Tom und Naomi abgesetzt hat, fragt sie, ob es Jerry, Rita und mir etwas ausmachen würde, nach Hause zu laufen, damit sie den Minivan zurückbringen kann, bevor ihre Schwester merkt, dass er nicht da ist. Als Helen neben einem unbebauten Straßenabschnitt anhält, um uns rauszulassen, trete ich zur Fahrerseite, und sie kurbelt das Fenster herunter.

»Was gibt's, Andy?«

Ich lehne mich hinein und gebe ihr einen Kuss auf die Wange. »Anke, Ellen«, sage ich. »Anke für allef.«

Sie lächelt mich teilnahmsvoll an. »Nichts zu danken, Andy.«

Wir schauen ihr hinterher, während sie davonfährt, dann laufen wir los, eingehüllt in nachdenkliches Schweigen. Ich habe keine Ahnung, wie es Rita geht, aber ich frage mich die ganze Zeit, wie lange wir unsere kleine Entdeckung geheim halten können. Und Jerry überlegt wahrscheinlich gerade, ob er sich ein sauberes Handtuch und eine neue Flasche Handlotion gönnen soll.

Nach ein paar Blocks trennt Jerry sich von uns und läuft, den Rucksack voller *Playboy*-Hefte, zur Wohnung seiner Eltern weiter, während ich darauf bestehe, Rita nach Hause zu begleiten, bevor ich meinen Weinkeller aufsuche. Sie schlägt mein Angebot zunächst aus, bis ich sie davon überzeuge, dass ich ihr so oder so zu ihrer Wohnung folgen werde.

»Wie ein kleiner Hund?«, sagt sie.

»Uff«, sage ich und fange an zu hecheln.

Sie unterbricht mich, indem sie ihre Lippen auf meine presst und mit der Zunge das Innere meines Mundes erforscht. Wieder werde ich von Empfindungen und Gefühlen überwältigt, die ich für immer verloren glaubte - Wärme, Verlangen und Leidenschaft. Während Rita mich umarmt, habe ich das Gefühl, als würde mir eine innere Glut die Sinne vernebeln.

Zum zweiten Mal heute Nacht spüre ich, wie aus meinen Poren Flüssigkeit austritt.

»Sfeis da«, sage ich.

Rita lässt von mir ab und sieht mich fragend an. »Du willst heiraten?«

»Oh«, sage ich und schüttele den Kopf. Auch wenn ich mich selbst nicht sehe, könnte ich schwören, dass ich rot anlaufe.

Ich hebe meinen rechten Arm und zeige ihr meine Achselhöhle, die ein wenig feucht ist. Irgendwo habe ich mal gehört, dass Menschen eigentlich gar nicht schwitzen. Kühe schwitzen, wir transpirieren, aber schon allein das Wort »Kuh« ist für mich schwer genug auszusprechen. Außerdem bin ich genau genommen gar kein Mensch.

»Ik swizze.«

Rita Lippen verziehen sich zu einem seltsamen Lächeln. »Sag mir, ob dich das zum Schwitzen bringt.«

Sie nimmt meine rechte Hand und legt sie auf ihre Brust. Ich spüre, wie ihre Nippel unter meinen Fingern hart werden und die weiche Fülle ihres Busens unter dem Druck meiner Hand nachgibt. Je länger sie meine Hand festhält, desto schwerer fällt es mir, sie nicht unter ihre Bluse zu schieben.

Doch ich spüre noch etwas anderes, eine schwache Vibration, alle fünf oder zehn Sekunden. Ich presse meine Hand fester gegen ihre Brust und lasse sie dort, vergesse ihren Busen und ihre Nippel und warte die nächste Vibration ab. Als ich den Blick hebe, sehe ich, dass Rita Tränen in den Augen hat.

Ihr Herz hat wieder angefangen zu schlagen.

KAPITEL 35

Es geschieht nicht oft, dass man seine Haltung gegenüber so etwas Grundsätzlichem wie dem Glauben an eine höhere Intelligenz überdenkt. Eine allmächtige Gottheit. Ein übergeordnetes Wesen.

Aber nur eine höhere Intelligenz kann dafür verantwortlich sein, dass Atmer so gut schmecken. Nur eine allmächtige Gottheit kann bewirken, dass Menschenfleisch diese heilende Wirkung hat.

Nur ein übergeordnetes Wesen verfügt über die nötige Ironie, es den Untoten zu ermöglichen, die Lebenden zu imitieren, indem sie sie verspeisen.

Um etwas darüber herauszufinden, bin ich hier.

Nicht dass ich versuche, jemanden zu imitieren. Ich habe immer noch Nähte, die kreuz und quer über mein Gesicht laufen, und einen staksigen Gang, der Frankensteins Monster wie einen Tänzer im Joffrey Ballet erscheinen lässt. Aber wenigstens kann ich auf den hinteren Reihen der Congregational Church of Soquel sitzen, ohne dass jemand anfängt, zu keuchen oder zu schreien, oder angewidert sein Gesicht verzieht.

Das ist nicht gerade die Art von Bestätigung, bei der einem normalerweise warm ums Herz wird, aber ich nehme, was ich kriegen kann.

Mittwochabends finden keine Gottesdienste statt, so dass ich es nicht mit einer Kirche voller Gemeindeglieder aufnehmen muss. Es sind lediglich einige wenige Atmer hier, und man wird eher selten von jemandem behelligt, wenn man den Kopf zum Gebet gesenkt hat. Aber zum Beten bin ich nicht hier.

Nachdem ich erlebt habe, wie Ritas Herz auf wundersame Weise wieder begonnen hat zu schlagen, habe ich mich gefragt, ob hier möglicherweise eine unerklärliche religiöse Kraft am Werk war. Sämtliche Wunder, die ich kenne, werden entweder Gott oder Jesus zugeschrieben, darum dachte ich mir, ich gehe der Sache mal nach und finde heraus, ob ich an die Möglichkeit glaube, dass ein übernatürliches Wesen für unseren Heilungsprozess verantwortlich ist. Nicht dass ich nach einer Bestätigung oder nach Ausflüchten suche. Es geschieht mehr aus Neugier. Nur für den Fall, dass ich mich die ganze Zeit geirrt habe.

Ich rechne nicht damit, dass ich an einer Offenbarung teilhabe, dass ich vom Blitz getroffen werde oder Gott zu mir spricht. Ich bin einfach nur hier, um zu klären, ob ich irgendwas verpasst habe. Denn wenn man Menschenfleisch isst, macht man sich doch ein paar Gedanken über die ewige Verdammnis, obwohl man nie an Gott oder den Himmel geglaubt hat.

Trotz des guten Geschmacks von Menschenfleisch nimmt man es nicht einfach so hin, ein Kannibale zu sein. Ich bin mir sicher: Wenn das in der Gesellschaft, in die man hineingeboren wurde, Teil der Kultur ist, ist das für einen so normal wie für einen Piranha, sich über eine ertrinkende Kuh herzumachen. Doch wenn man mehr als dreißig Jahre seiner Existenz als Allesfresser verbracht, mit seinen Freunden und Nachbarn Dinnerpartys und Grillfeste veranstaltet hat und sich dann plötzlich fragt, wie die Freunde und Nachbarn zwischen zwei Brötchenhälften, mit etwas Senf und Ketchup und einer Tomatenscheibe dazu wohl schmecken würden, braucht man eine gewisse Zeit, um sich daran zu gewöhnen.

Was wahrscheinlich der Grund dafür ist, dass Ray uns auf so spezielle Weise an den Verzehr von Menschenfleisch herangeführt hat.

Hätte ich genau gewusst, was ich da esse, hätte ich mich wohl nicht mit so viel Begeisterung darauf gestürzt. Aber wie schon gesagt, ich glaube, selbst beim ersten Glas Menschenfleisch wusste ich bereits, worum es sich handelt. Nur wollte ich diese Möglichkeit einfach nicht in Betracht ziehen. Ich wollte das Fleisch in seliger Unwissenheit verspeisen. Allerdings kannst du kaum ignorieren, was du isst, wenn das Herz deiner toten Freundin wieder anfängt zu schlagen. Was mich zum Grund meines Kommens zurückbringt.

Ich hoffe, dass unsere allmähliche Verwandlung durch ein göttliches Wunder hervorgerufen wurde, durch die Hand Gottes - und nicht durch den heilsamen Nährwert meiner Freunde und Nachbarn. Trifft Ersteres zu, bringe ich hoffentlich die Willenskraft auf, mein Verlangen nach Menschenfleisch zu überwinden. Handelt es sich allerdings um Letzteres, kann ich hoffentlich einen anständigen Fleischklopfer aufreiben.

Unter dem halben Dutzend Atmern hier in der Kirche sind eine Frau, die ein paar Reihen vor mir betet, ein Paar, das im Vestibül hinter mir seine bevorstehende Hochzeit bespricht, und eine

vierte Person, ein Mann, der auf der linken Seite kurz hinter der ersten Reihe Platz genommen hat. Eine weitere Frau, die wegen irgendwas verärgert zu sein scheint, spricht am Altar mit dem Pfarrer - und der Pfarrer ist Person Nummer sechs.

Seit einer halben Stunde versuche ich, sie zu ignorieren. So zu tun, als wären sie gar nicht da. Also schließe ich die Augen, neige meinen Kopf vor und spiele weiter den Betenden, während ich auf das erhoffte Zeichen warte. Doch immer wieder steigt mir ihr Körpergeruch in die Nase, und ich *muss* mich einfach fragen, wie sie wohl schmecken.

Wahrscheinlich hätte ich was essen sollen, bevor ich das Haus verlassen habe.

Daran kann ich mich am schwersten gewöhnen. Meinen Appetit. Bevor ich angefangen habe, mich an Menschenfleisch gütlich zu tun, habe ich mehr aus Gewohnheit als aus Hunger gegessen, und ich mochte alles, was nicht nach gekochtem Reis, Weißbrot oder ungewürzten Nudeln schmeckte. Doch inzwischen habe ich immer mehr Appetit auf gekochten Reis mit gebratenem Menschenfleisch, Menschenfleisch-Käse-Sandwich und Spaghetti mit Menschenfleisch-Soße. Ich hätte nicht gedacht, dass ich mal so enden würde. Ich habe mir das nicht ausgesucht. Ich habe nicht darum gebeten, wiederbelebt zu werden. Oder Menschenfleisch aus einem Einmachglas zu essen. Doch jetzt, wo es nun mal passiert ist, fällt es mir schwer, damit aufzuhören. Irgendetwas in meinen Innern hat sich verändert. Nicht nur in physiologischer Hinsicht. Sondern auch auf der Instinktebene. Ich spüre, wie es wächst, von mir Besitz ergreifen will. Ich spüre, wie ich ihm nachgebe, wie ich diesem neuen Gefühl erliege.

Doch es gibt immer noch einen Teil in mir, der widerstehen will. Der daran glauben möchte, dass es noch eine andere Möglichkeit gibt. Dass ich mich unter den Atmern bewegen kann, ohne daran zu denken, wie saftig ihr Fleisch ist. Leider wird dieser Teil stetig kleiner und leiser.

Darum hocke ich mit geschlossenen Augen und gesenktem Kopf hier in dieser Kirche, und ich stelle fest, dass ich trotz meiner religiösen Skepsis und meiner scheinbaren Frömmigkeit *tatsächlich* bete. In der Hoffnung auf irgendein Zeichen, irgendeinen Hinweis, dass Gottes Hand bei mir am Werke ist, meine Wunden heilen lässt und mich zu neuem Leben erweckt. Auf diese Weise könnte ich meinen Appetit auf Menschenfleisch wenigstens als Sucht betrachten, als einen Lebensstil, für den ich mich entschieden habe, als etwas, das ich überwinden kann. Andernfalls müsste ich die Tatsache akzeptieren, dass der Verzehr von Menschenfleisch für mein Überleben notwendig ist.

Die Stimmen des Paares, das hinter mir seine Hochzeit bespricht, sind plötzlich verstummt. Und als ich die Augen öffne und den Blick hebe, merke ich, dass die Frau und der Pfarrer, die am Altar standen, die Kirche verlassen haben. Das gilt auch für den Mann, der vorne links hockte. Der einzige Atmer, der noch hier ist, ist die Frau ein paar Reihen vor mir, den Kopf immer noch zum Gebet gesenkt. Ich kann ihre Hingabe nur bewundern. Sie betet, seit ich hier aufgekreuzt bin. Doch in der Stille der Kirche, jetzt, wo außer uns niemand mehr da ist, höre ich schließlich ihr Schnarchen, und mir wird klar, dass sie nur so tut, genau wie ich.

Ich warte immer noch auf ein Zeichen, als ich bemerke, wie es draußen vor der Kirche laut wird. Ich habe keine Ahnung, was los ist, und ich kann mich auch nicht erinnern, Sirenen vernommen zu haben, darum glaube ich nicht, dass es was mit mir zu tun hat. Dann öffnet sich die Hintertür der Kirche, und der Pfarrer tritt ein, begleitet von zwei Männern der Animal Control.

»Da ist er«, sagt der Pfarrer und deutet in meine Richtung. »Da ist dieses ruchlose Scheusal.«
So viel zur Hand Gottes.

KAPITEL 36

»Andy, mein Schatz, kannst du kurz mal hochkommen?«

Als ich heute Morgen aufgewacht bin, hatten sich zwei Fäden an meiner Wange gelöst, darum habe ich sie mit einer Schere abgeschnitten. Und jetzt schminke ich mich, damit es so aussieht, als wollte ich die Nähte überdecken, doch in Wirklichkeit versuche ich die Tatsache zu verbergen, dass meine Wunden heilen.

»Andy?«, ruft meine Mutter erneut.

Ohne das Make-up würde ich zwar immer noch nicht als Atmer durchgehen, aber alle, die mich kennen, wie meine Eltern, würden mich garantiert für einen neuen und besseren Andy halten.

»Andy?«

»Okay, okay«, murmle ich, und dann muss ich lächeln, denn mir wird klar, dass dies die erste vollkommen verständliche Antwort ist, die ich gegeben habe.

Ich muss daran denken, weiterhin den Mund zu halten, denn sonst würde ich meinen Eltern einen mordsmäßigen Schrecken einjagen und meinem Vater einen weiteren Vorwand liefern, meinen Körper irgendwelchen Leuten zu überlassen, die damit herumspielen wollen. Trotzdem würde ich gerne den Ausdruck auf ihren Gesichtern erleben. Dafür würde es sich fast lohnen. Nur würde ich dann Rita nie wiedersehen, und das spricht absolut dagegen.

Ich hänge mir meine Schreibtafel um den Hals, dann schleppe ich mich die Treppe hoch, so als könnte ich meinen linken Arm und mein Bein immer noch nicht bewegen. Wenn du plötzlich feststellst, dass dein Körper auf dem Weg der Besserung ist und du deine wesentlichen motorischen Fähigkeiten wiedererlangst, ist es gar nicht so leicht, so zu tun, als hättest du zerfetzte Gliedmaßen und würdest weiter verwesen. Das ist so, als würdest du dich als Frau verkleiden und die Herrentoilette aufsuchen, um das Urinal zu benutzen.

Manchmal denkt man einfach nicht daran.

Von oben dringt der Duft selbst gebackener Kekse herunter, während Frank Sinatra seine Version von »Mistletoe and Holly« trällert. Mom war schon immer ein Fan des Rat Pack.

Weihnachten steht vor der Tür, was mir irgendwie passend erscheint, da ich jeden Tag voller Vorfreude auf die neuen Geschenke erwache, die mich erwarten. Doch statt unter dem Weihnachtsbaum oder in meinem Strumpf finde ich sie an meinem Körper oder in meinem Spiegelbild.

Wenn du allmählich wieder laufen und sprechen kannst, wenn du Freude und Erregung verspürst und andere Körperreaktionen, die du nicht mehr für möglich gehalten, wenn du wieder schmecken, riechen und fühlen kannst, verlieren die moralischen Fragen, die mit diesen Veränderungen einhergehen, an Bedeutung. Sie werden unwichtig. Eine unbedeutende Ablenkung bei deinem Selbstfindungsprozess.

Was Gott betrifft, mache ich mir jedenfalls keine Gedanken mehr. Er hatte seine Chance. Und er hat mich in die SPCA geschickt.

Während ich die Treppe hochsteige, vergewissere ich mich immer wieder, ob ich vielleicht schon einen Herzschlag bei mir spüren kann.

Allmählich frage ich mich, ob ich, wenn mein Herz irgendwann wieder schlägt, noch ein Zombie sein werde? Ob ich, wenn Blut durch meine Venen fließt, im eigentlichen Sinn noch ein Untoter bin? Was, wenn ich wieder anfangen zu atmen? Macht mich das zu einem Menschen? Erhalte ich dann die Rechte und Möglichkeiten zurück, die mein Leben früher ausgemacht haben?

Wahrscheinlich spielt das im Grunde keine Rolle, denn ich kann sowieso nicht kontrollieren, was die Atmer über mich denken, über Wesen wie mich. Sie glauben, was sie glauben wollen, selbst innerhalb der eigenen Familie.

Schließlich erreiche ich den oberen Treppenabsatz und wanke demonstrativ in die Küche, wo mein Vater am Tisch hockt und abwesend einen Stapel Papiere durchblättert. Meine Mutter steht an der Spüle und erledigt den Abwasch, sie hat offensichtlich nicht mitbekommen, dass ich das Zimmer betreten habe.

»Setz dich«, sagt mein Vater.

Außer bei unserem unheilvollen Thanksgiving-Essen hat mein Vater mich seit meiner Wiederbelebung kaum direkt angesprochen, und auch meine Mutter wirkt heute seltsam reserviert. Trotzdem kommt mir das alles irgendwie bekannt vor - eine Situation, die ich schon mal erlebt habe. Das Unbehagen, das ich verspüre, kommt mir ebenfalls bekannt vor, und es ist nicht jene Art von Unbehagen, das man empfindet, weil man als Zombie in der Welt der Atmer existiert, nein, ich kenne es von früher. Aus meiner Jugend.

Dann fällt es mir wie Schuppen von den Augen.

Immer wenn meine Eltern es für nötig hielten, mich als Kind oder Jugendlicher zu maßregeln, hat meine Mutter mich zu sich gerufen und sich dann irgendeiner banalen Tätigkeit zugewandt, während mein Vater mich bestraft hat. Allerdings habe ich diesmal das Gefühl, dass ich mir um einen Hausarrest die wenigsten Sorgen machen muss.

»Setz dich, Andrew«, wiederholt mein Vater.

Und jetzt weiß ich, dass er es ernst meint. Mein Vater nennt mich nur dann Andrew, wenn ich in echten Schwierigkeiten stecke.

Ich schlurfe zum Tisch und gebe mir größte Mühe, unbeholfen auf den Stuhl gegenüber meinem Vater Platz zu nehmen. Ich werfe einen Blick zu meiner Mutter, die, seit ich raufgekommen bin, dasselbe Glas säubert.

Ich nehme die Tafel von meinem Hals, stelle sie auf den Tisch und schreibe: *Was gibt's?*

Mein Vater starrt auf die Worte, die ich hingekritzelt habe, dann hebt er den Blick und schaut mir in die Augen.

»Wir haben ein Problem«, sagt er, während er weiter die Papiere durchblättert. »Weißt du, was das hier ist?«

Ich schüttele den Kopf.

»Das hier«, sagt er und hält demonstrativ die Papiere in die Höhe, »sind die einzelnen Rechnungen für jede Flasche Wein, die ich in den letzten zehn Jahren gekauft habe.«

Oh-oh.

»Jedes Mal, wenn deine Mutter und ich eine Flasche trinken, hefte ich die Rechnung weg«, sagt er. »Diese Rechnungen hier, insgesamt einhundertzweiundsiebzig, stammen von den Flaschen, die noch im Keller sein müssten, abzüglich derjenigen, die du bei einem Wutanfall zerbrochen hast.«

Ups.

»Neulich Abend«, sagt er, »als du auf einem deiner Treffen warst, habe ich nachgezählt und

festgestellt, dass von den einhundertzweiundsiebzig Flaschen, die noch im Keller sein müssten, siebenundvierzig fehlen.«

Irgendwie habe ich das Gefühl, dass es meine Lage nicht verbessern würde, wenn ich meinem Vater erzähle, dass ich die Flaschen mit den anderen Untoten teile.

»Laut meinen Zahlen«, sagt er und nimmt das oberste Blatt vom Stapel, »beläuft sich der Wiederbeschaffungswert für die fehlenden Weinflaschen sowie für die elf, die du zerbrochen hast, alles in allem auf knapp siebentausend Dollar.«

Noch ein Grund, auf Bier umzusteigen. Die Weinpreise sind fast genauso horrend wie die Grundstückspreise.

»Rechnet man außerdem die Kosten für deinen Therapeuten hinzu, die unzähligen Male, die wir dich bei der SPCA auslösen mussten, und die Teetassen deiner Mutter, die du zerstört hast«, sagt mein Vater, »kommt man auf eine Gesamtsumme von knapp zehntausend Dollar.«

Ich hocke einfach nur da und starre meinen Vater an, lausche Frank Sinatras Gesang und dem quietschenden Geräusch des Schwamms, während meine Mutter dasselbe Glas immer und immer wieder abspült.

Ich fange an zu schwitzen.

Die Krankenhäuser zahlen eine hübsche Summe für menschliches Gewebe, das aus Leichen gewonnen wurde. Für die Haut bis zu 1000 Dollar. Für eine einzelne Hornhaut 2000 Dollar, für einen Oberschenkelknochen 3800 Dollar und für eine Patellarsehne von 1800 bis zu 3000 Dollar. Herzklappen bringen zwischen 5000 und 7000 Dollar.

Sicher, Krankenhäuser zahlen nicht nur für das Gewebe, sondern auch dafür, dass es gebrauchsfertig entnommen und den entsprechenden Qualitätstests unterzogen wird. Die Preise für Forschungspräparate sind normalerweise niedriger, denn das Gewebe wird nicht so umfassend getestet und aufbereitet, aber trotzdem könnte mein Vater die kompletten 10000 Dollar wieder reinholen, wenn er mich an eine Forschungseinrichtung verkauft.

Und ich dachte schon, der Aufenthalt im Ferienlager wäre schlimm gewesen.

Ich wische meine Frage von der Tafel und schreibe: *Und was hast du jetzt vor?*

»Du weißt, was ich am liebsten tun würde«, sagt mein Vater und mustert mich voller Abscheu und Feindseligkeit. »Aber deine Mutter kann den Gedanken nicht ertragen, dass du in Stücke geschnitten und verkauft wirst.«

Ich spähe zu meiner Mutter hinüber, doch sie würdigt mich keines Blickes.

»Du hast unsere Gastfreundschaft überstrapaziert, Andrew«, sagt mein Vater, und der Anflug eines Lächelns in seinem Gesicht verrät mir, dass er das schon die ganze Zeit sagen wollte, seit ich zurückgekehrt bin. »Die Toten haben unter den Lebenden nichts verloren. Sie gehören unter die Erde.«

Ich bin nicht tot, hätte ich fast gesagt. Ich bin untot.

»Deine Mutter und ich fahren morgen für ein paar Tage runter nach Palm Springs«, sagt er, nimmt den Stapel mit den Rechnungen und steht auf. »Wenn wir wieder zurück sind, werden wir uns mit dem Zoo in San Francisco in Verbindung setzen und eine Vereinbarung treffen, damit du dort unterkommst und das Geld verdienst, das du uns schuldest.«

Ein Zombie-Zoo. Das ist noch schlimmer als eine Forschungseinrichtung. Dort wird man wenigstens für irgendwelche hehren Ziele zerstört. Doch der Zombie-Zoo raubt dir das letzte bisschen Würde, das dir noch geblieben ist. Du wirst dort zur Schau gestellt, so dass jeder dich beschimpfen kann, und verbringst den Rest deines Daseins damit, langsam zu verwesen, bis von dir nichts weiter übrig ist als Haut und Knochen. Ich habe gehört, dass die Atmer im Zombie-Zoo sogar ein präpariertes Stück Zombie als Souvenir mit nach Hause nehmen können.

Ich stehe auf und lasse meine Schreibtafel auf dem Tisch liegen, dann schlurfe ich Richtung Keller; mein Vater hält mir die Tür auf und wartet darauf, dass ich vorbeigehe. Ich blicke ihm in

die Augen und hätte es fast geschafft, es mir zu verkneifen, doch dann stoße ich die Worte hervor, die ich schon die ganzen letzten sieben Monate sagen wollte.

»Fick dich, Dad.«

Hinter mir in der Küche zerspringt ein Glas auf dem Boden.

Mein Vater starrt mich mit offenem Mund an, und der selbstbewusste Ausdruck in seinem Gesicht macht Verunsicherung Platz. Vielleicht war es ein Fehler, ihm zu zeigen, dass ich sprechen kann. Keine Ahnung. Ich weiß nur, dass es sich lohnt zu sehen, wie sich ein Anflug von Furcht über seine selbstgefällige Visage legt.

Ich werfe erneut einen kurzen Blick zu meiner Mutter, die mit dem Schwamm in der Hand inmitten von Glassplittern dasteht, dann steige ich hinab. Sobald ich die zweite Stufe berühre, wird hinter mir die Tür zugeschlagen und verriegelt. Ich höre, wie meine Mutter auf der anderen Seite zu schluchzen beginnt.

Unten im Weinkeller hocke ich mich auf meine Matratze und frage mich, was jetzt wohl mit mir geschehen wird. Gerade habe ich angefangen, mich wieder als lebendig und zugehörig zu empfinden, als jemand mit Selbstwertgefühl, und jetzt soll mir alles genommen werden - meine neuen Freunde, meine neue Existenz, Rita. Alles.

Und bevor ich es mich versehe, tue ich etwas, das ich nicht mehr für möglich gehalten habe.

In meinen Tränenkanälen bildet sich Flüssigkeit und tropft mir aus den Augen, läuft mir die Wangen hinunter, über mein Make-up und die verheilenden Narben. Zuerst muss ich lachen, aus Freude darüber, dass ich weine, doch dann fällt mir ein, worüber ich so unglücklich bin, und ich weine noch heftiger.

Ich bin ein Überlebender. Ich bin ein Überlebender. Ich bin ein Überlebender.

Ich weiß, ich sollte nicht hier herumsitzen und wütend sein oder mich selbst bemitleiden. Ich sollte mir überlegen, wie ich verhindern kann, dass man mich in den Zoo verfrachtet. Stattdessen öffne ich einen 2002er Kistler Pinot Noir von der Sonoma Coast und nehme einen Schluck.

KAPITEL 37

Es ist kurz nach Mitternacht an einem frühen Dezembermorgen, und ich stehe in der Küche, inmitten einer Lache aufgetauter Tiefkühlprodukte und lausche einer CD mit Weihnachtsmusik - mein Magen ist leer und die Kühlkombination mit meinen Eltern gefüllt.

Nicht gerade ein Moment, den man für die Nachwelt festhalten möchte.

Auf dem CD-Spieler läuft Frank Sinatra mit »White Christmas«.

Ich glaube, hier sind wir mit der Geschichte eingestiegen.

Ich kriege allerdings immer noch nicht zusammen, was passiert ist. Oder wie ich ins Haus gekommen bin. Die Tür zum Weinkeller steht offen, doch ich kann mich beim besten Willen nicht mehr daran erinnern, was geschehen ist, nachdem ich die dritte Flasche Wein geöffnet habe, ich glaube, einen 1995er Barbaresco aus Italien.

Ich habe auch keine Ahnung, wie ich das alles überhaupt geschafft habe, wenn ich bedenke, dass mein linker Arm nur zu knapp fünfzig Prozent einsatzfähig ist. Ich muss sie irgendwie überrascht, auf dem falschen Fuß erwischt haben. Vielleicht habe ich meine Mutter dazu überredet, die Kellertür zu öffnen. Vielleicht bin ich nach draußen gegangen und durch ein unverriegeltes Fenster wieder reingeklettert. Aber das spielt jetzt wohl keine Rolle mehr.

Entscheidend ist nur, dass ich es plötzlich mit einem weitaus größeren Problem zu tun habe, als unter Hausarrest gestellt oder an den Zombie-Zoo verkauft zu werden.

Damit klarzukommen, dass ich meine Eltern getötet habe, ist schon schlimm genug, auch ohne dass ich mir den Kopf darüber zerbrechen muss, wie ich die Beweise beseitigen soll. Nicht dass meine einzige Sorge der Frage gilt, wie ich das der Polizei erkläre oder wie ich die Leichen meiner Eltern entsorgen soll. Aber es wartet einfach eine Menge Arbeit auf mich. Schließlich wacht man nicht jeden Tag betrunken auf dem Küchenboden auf und muss feststellen, dass man seine Eltern zerstückelt und in den Kühlschrank gestopft hat.

Ich bin mir nicht sicher, was mich mehr beunruhigt - der Anblick ihrer abgetrennten Köpfe, die mich aus riesigen Gefrierbeuteln anstarren, oder ihre zerstückelten und kopflosen Körper, die anstelle der Eier und der Sahne im Kühlschrank stecken.

In Momenten wie diesen bin ich dankbar, dass ich nicht an die ewige Verdammnis glaube.

Natürlich könnte man einwenden, dass ich diesen speziellen Ort bereits erreicht habe und mir dort, seit ich aus meinem Sarg gestiegen bin, eine Penthouse-Wohnung gemietet habe. Allerdings hat der Begriff *ewig* ein Verfallsdatum, wenn dein Körper allmählich verwest. Und die *Verdammnis* ist nur dann eine Strafe, wenn man etwas zu verlieren hat.

Nicht dass ich wegen der Sache, die ich meinen Eltern angetan habe, kein schlechtes Gewissen hätte. Aber bis vor kurzem bin ich davon ausgegangen, einfach zu verfaulen. Und davon, dass ich alles, was man verlieren kann, bereits verloren habe. Aber dann treffe ich Ray und verliebe mich in Rita, und plötzlich habe ich das Gefühl, dass es wieder etwas gibt, für das es sich lohnt zu existieren. Dass es etwas gibt, das mir etwas bedeutet. Und all das wollten meine Eltern mir nehmen, wegen zehntausend Dollar und meinen Aktionen des zivilen Ungehorsams.

Ich weiß, dass ich nicht der pflegeleichteste Zombie gewesen bin, aber mein Vater hätte wirklich etwas Mitgefühl zeigen können, und meine Mutter hätte nicht bei jeder Umarmung schreien und würgen müssen. Gut, vielleicht hätte das auch nichts geändert. Vielleicht wäre es früher oder später sowieso passiert. Vielleicht hatte mein Vater Recht.

Die Toten haben bei den Lebenden nichts verloren.

Während ich die Überreste meiner Eltern betrachte, weicht die anfängliche Schockstarre und Fassungslosigkeit über meine Tat einem heißen Schauer aus Schuldgefühlen, und ich frage mich, ob ich das irgendwie hätte verhindern können. Ob ich vielleicht überreagiert habe. Dennoch muss ich zugeben, dass ich beeindruckt bin, wie effizient ich die Ablagefläche genutzt habe. Ich hätte nie gedacht, dass man zwei erwachsene Leichen in einem Amana Bottom Freezer unterkriegt und immer noch Platz hat für die Reste des Thanksgiving-Essens. Das heißt jedoch nicht, dass ich das, was ich getan habe, für richtig halte.

Je länger ich meine Eltern anstarre, desto mehr frage ich mich, ob ich ihre Gliedmaßen nicht im Gemüsefach hätte verstauen sollen.

Im diffusen Licht des Kühlschranks kann ich erkennen, dass zwischen dem Inhalt des Gefrierfachs mehrere Tortilla-Fladen und eine Packung Weizenbrot auf dem Boden liegen. Ich öffne die Tortilla-Packung und fange an, auf einem der Fladen herumzukauen, während ich in den Kühlschrank starre, auf die kopflosen Körper meiner Eltern, und überlege, was ich jetzt tun soll, und bevor ich überhaupt merke, was los ist, denke ich über einen Mitternachtssnack nach. Vielleicht liegt es daran, dass ich Hunger habe. Oder weil ich bereits Atmer gegessen habe. Oder weil ihre Köpfe im Kühlschrank stecken und man so ihre Körper leichter von ihrer Identität trennen kann. Aber bei dem Gedanken an gegrillte Rippchen läuft mir fast das Wasser im Munde zusammen.

Dennoch stecke ich ganz schön in der Klemme. Trotz ihrer Schwächen und der Tatsache, dass sie ihren Sohn verkaufen wollten, um die zehntausend Dollar Schulden zu begleichen, waren sie meine Eltern. Und ich habe das Gefühl, dass ich sie enttäuscht habe, denn ich habe sie getötet und in den Kühlschrank gestopft. Andererseits frage ich mich jetzt, wo ich es getan habe, unwillkürlich, wie ihr Fleisch wohl mit etwas Bull's-Eye-Barbecue-Soße schmecken würde.

Im Leitfaden der Anonymen Untoten steht nicht genau, wie man mit so einer Situation umgeht. Und als Untoter hat man auch keine Vorbilder, denen man nacheifern könnte. Die Zombies in den Hollywood-Streifen zeigen normalerweise keine Gefühle, wenn sie ihre Freunde oder Angehörigen verspeisen. Und ich habe noch nie einen Film gesehen, in dem eine hungrige wiederbelebte Leiche innehält, um die Konsequenzen ihres Handelns zu bedenken.

Wäre ich religiös, fiel mir die Entscheidung vielleicht schwerer. Und obwohl ich nicht an den Himmel glaube, wäre es für mich die Hölle, den Rest meines Daseins in einem Zombie-Zoo zu verbringen. Also bin ich, was mich betrifft, der Hölle gerade entkommen. Und da ich meine Eltern bereits zerstückelt und ihre Körperteile in Gefrierbeutel gestopft habe, weiß ich nicht, warum es die Sache noch schlimmer machen soll, wenn ich sie verspeise.

Schließlich bin ich ein Zombie.

Zunächst muss ich allerdings herausfinden, wie man Menschenfleisch zubereitet. Wie Rind? Wie Huhn? Oder eher wie Schwein? Wie Känguru? Oder wie Strauß? Und welche Teile schmecken am besten?

Im Kochbuch meiner Mutter, im Abschnitt über Fleisch, steht, dass man die zarten von den weniger zarten Stücken unterscheiden kann, wenn man berücksichtigt, dass Belastung und Alter Fleisch fester werden lassen. Die am stärksten beanspruchten Teile - Beine, Nacken, Schultern, Hinterteil und Flanken - sind sehr viel fester als die weniger beanspruchten Rippen und Lenden. Ich schätze, dass Menschenfleisch mehr Ähnlichkeit mit Rind hat und weniger mit Schwein, Nutztieren oder Wild. Kühe sind sehr viel größer, sicher, aber wenigstens haben die Körperteile ganz ähnliche Namen.

Das Teilstück des Kamms reicht vom Nacken bis zur fünften Rippe und umfasst die Schulterblätter und den Oberschenkel. Aus dem Schulterblatt macht man Bratenfleisch, Steaks, Schulterstücke, falsches Filet und natürlich Nackensteaks. Aus dem Oberarm Hochrippen, Schulterbraten und Querrippen.

Ich entscheide mich für die Rippe. Erstens habe ich Appetit darauf. Zweitens müsste ich die Lendchen erst auftauen. Und drittens: Wenn ich die Oberkörper meiner Eltern nicht bald verzehre, verderben sie. Und verwesenes Menschenfleisch riecht anders als normale Essensreste. Wer noch nie mit einem halben Dutzend lebender Leichen in verschiedenen Stadien des Verfalls mehrere Stunden in einem geschlossenen Raum verbracht hat, kann das wahrscheinlich nicht verstehen.

Es war offensichtlich leichter, meine Mutter in den Kühlschrank zu befördern, als sie herauszuholen. Es wäre sinnvoll gewesen, einen der Arme dran zu lassen, um etwas zum Anfassen zu haben, doch da ich nicht so vorausschauend war, muss ich mich mit einer zweizackigen Grillgabel und einer Zange begnügen.

Laut dem Kochbuch gart man das Rippenfleisch am besten bei großer Hitze, indem man es röstet, brät oder grillt. Rösten scheint mir am einfachsten zu sein, also schalte ich den Ofen an, ziehe das Blech heraus und sprühe es mit Kochspray ein, um sicherzugehen, dass meine Mutter nicht daran kleben bleibt.

Ich mustere ihren Oberkörper, der auf einem großen Holzblock auf der Arbeitsfläche liegt, dann schnappe ich mir das Fleischermesser, beuge mich über den zerstückelten Körper und überlege, wo ich anfangen soll und ob ich ihr nicht wenigstens mit einer kleinen Zeremonie oder einem Ritual die letzte Ehre erweisen soll. Bevor ich jedoch das Messer ansetzen kann, kommen aus dem Weinkeller Schritte die Treppe herauf, und ich fahre herum, gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie Rita im Türrahmen erscheint.

»Was gibt's heute zum Abendessen?«

KAPITEL 38

Rita und ich hocken bei Kerzenlicht am Küchentisch und lassen es uns schmecken. Die Kerzen sind bereits zur Hälfte runtergebrannt, und den 1978er Mondavi Cabernet Imperial Reserve haben wir ebenfalls bereits zur Hälfte geleert. Laut der Liste meines Vaters ist er 300 Dollar wert. Da ich zum Dezembertermin der Welttodestour auf dem Holy Cross Cemetery nicht erschienen bin, haben sich Rita und die anderen Sorgen gemacht; also hat Rita, als sie wieder zu Hause war, sich davongeschlichen, um nachzusehen, ob mit mir alles Ordnung ist. Ich hätte es auch genossen, meine Eltern alleine zu verspeisen, aber diese Erfahrung mit jemandem zu teilen macht sie zu etwas ganz Besonderem.

Zu den Rippchen - die Rita mit einer selbst gemachten Soße aus Zitronensaft, Worcestershire Sauce und Dijon-Senf bestrichen hat, durch die der natürliche Geschmack meiner Mutter erst so richtig zur Geltung kommt - haben wir eine Artischocke und etwas Reis gedämpft, anschließend das Licht ausgeschaltet und die Kerzen angezündet. Und um unsere Mahlzeit abzurunden, habe ich was von Billie Holiday aufgelegt.

Als wir uns dann schließlich an den Tisch gesetzt haben, dachte ich, dass ich vielleicht zögern würde bei dem Gedanken, meine Mutter zu verspeisen. Ödipus-Komplex mal beiseite, doch so etwas kommt dir absolut nicht in den Sinn, wenn du dir Gedanken über die Zukunft machst. Aber die Rippchen meiner Mutter waren köstlich. Und das ist noch untertrieben. Das Menschenfleisch, das wir von Ray bekommen haben, war zwar nahrhaft und lecker, doch frisch zubereitet ist es einfach himmlisch. Das ist wie der Unterschied zwischen einem Thunfischsalat und einem frischen, scharf angebratenen Fischsteak.

»Noch was von den Rippchen?«, fragt Rita.

Ich schüttle den Kopf. Obwohl nicht viel Fleisch an den Knochen war, kann ich nicht mehr. Ich weiß, dass die Zombies im Kino Gliedmaßen und kübelweise innere Organe verschlingen und offensichtlich nicht genug davon kriegen können. Doch das ist nur eine weitere von Hollywoods Lügen. Menschenfleisch ist gehaltvoll und sättigend wie eine doppelte Portion Schokoladen-Soufflé. Sicher, es ist eher herzhaft als süß, doch man muss nicht viel davon essen, um satt zu werden. Man will einfach nur noch den Gürtel lockern und sich aufs Sofa fläzen, um Letterman zu schauen.

Ich wette, dass die Zombies in den Hollywood-Filmen alle Bauchschmerzen kriegen.

Als wir zu Ende gegessen haben, spüle ich das Geschirr ab, und Rita verstaut die Reste im Kühlschrank. Während ich am Becken stehe und dabei zusehe, wie Rita die gerösteten Rippchen meiner Mutter in einen Plastikbehälter stopft, werde ich von Bildern meiner Eltern und Erinnerungen an sie überwältigt, die in schneller Folge vor meinem geistigen Auge aufsteigen. Geburtstage, Ferien, Schulabschlüsse. Meine Hochzeit, die Geburt meiner Tochter. Zufällige Momentaufnahmen zusammen mit meinen Eltern, die jetzt tot sind und im Amana Bottom Freezer liegen.

Als Letztes sehe ich meine Mutter, wie sie mir dabei hilft, Grundierung auf meine Nähte aufzutragen.

Und bevor ich überhaupt kapiere, was los ist, krümme ich mich schluchzend auf dem Boden. Einen Moment später hockt Rita hinter mir, die Arme um meinen Körper geschlungen, ihre

Wange gegen meine gepresst. Sie sagt keinen Ton, sondern hält mich einfach nur fest. Ihr langsamer, sporadischer Herzschlag, den ich an meinem Rücken spüre, besänftigt mich, erinnert mich daran, dass mein eigenes Herz vor fast fünf Monaten aufgehört hat zu schlagen und dass diese Erinnerungen an meine Eltern aus einem Leben stammen, das nicht nur hinter mir liegt, sondern sich auch von mir abgewandt hat. Und mir wird klar, dass meine Trauer weniger meinen Eltern gilt als vielmehr unserem gemeinsamen Leben, den Erinnerungen, die ich ihnen verdanke, und den zukünftigen Erinnerungen, die schlagartig erloschen sind, als ich mit meinem Passat gegen den Mammutbaum gekracht bin.

Außer dem Gefühl von Trauer und Reue beschleicht mich die Erkenntnis, dass man das Verschwinden meiner Eltern irgendwann bemerken wird. Was bedeutet, dass ich ohne Paddel auf dem sprichwörtlichen Fluss treibe. Eigentlich sogar ohne Boot. Was ich getan habe, kann ich nicht rückgängig machen, und ich kann nicht erwarten, dass ich damit durchkomme.

Das hier ist kein Disney-Film.

Mir steht keine gute Fee zur Seite.

Und ich kann nicht nochmal von vorne beginnen.

Nun, in gewisser Weise schon. Ich bin gestorben und wurde wiedergeboren. Nicht wie Jesus, denn es ist ziemlich schwer, es Gottes Sohn gleichzutun, falls man an so was überhaupt glaubt. Aber wie Jesus und all die wiedergeborenen Christen habe ich eine zweite Chance bekommen. Sicher, offiziell hat Jesus seinen Status als Lebender nie wiedererlangt, und wenn man's genau nimmt, bin ich untot, darum glaube ich auch nicht, dass ich den Status als Atmer wiedererlange, selbst wenn mein Herz wieder zu schlagen anfängt und Blut durch meine Venen schießt.

Allerdings gibt es noch eine andere Möglichkeit, doch wenn ich hier heulend auf dem Küchenboden hocke, wird daraus nichts.

Allmählich höre ich auf zu schluchzen und setze mich aufrecht hin. Ich stoße einen Rülps hervor und spüre am Gaumen den Geschmack meiner Mutter, doch das hat weder einen erneuten Gefühlsausbruch zur Folge, noch löst es einen Brechreiz bei mir aus. Ich habe meine Mutter getötet und verspeist. Zum Teil jedenfalls. Und das muss ich einfach akzeptieren. Das gehört zu meiner neuen Identität, und ich kann nichts mehr daran ändern. Es ist, wie es ist.

Ich finde, das sollte Helen bei unserem nächsten Treffen an die Tafel schreiben:

ES IST, WIE ES IST.

Auch wenn die meisten Sprüche von Helen gut gemeinte Ermunterungen sind ...

ICH BIN EIN ÜBERLEBENDER.

DU BIST NICHT ALLEIN.

FINDE DEINE BESTIMMUNG.

... bieten sie weder Freiraum für Fehler noch Schutz vor Stigmatisierung. Im Gegensatz zu ES IST, WIE ES IST. Letztlich kann ich genauso wenig etwas daran ändern, wer oder was ich bin, wie ich mir Milchdrüsen wachsen lassen und mit dem Stillen anfangen kann.

Und die Erleichterung, nachdem ich meine Trauer herausgelassen habe, weicht ganz plötzlich dem befreienden Gefühl, das, was aus mir geworden ist, zu akzeptieren.

Ich bin ein Zombie. Einer der Untoten.

Ich bin auf keinen Fall allein.

Und ich glaube, dass ich meine Bestimmung gefunden habe.

Wie als Antwort auf meine Erkenntnis zuckt ein Blitz über den Morgenhimmel, gefolgt von einem Donnerrollen. Kurz darauf fängt es an zu regnen.

Offensichtlich spürt Rita meinen Stimmungswechsel und rutscht um mich herum, bis sie vor mir hockt. »Geht's dir jetzt besser?«

Ich nicke. Und ich glaube, dass mir eine Möglichkeit eingefallen ist, die mir, was meine Eltern betrifft, etwas Zeit verschafft. Doch zunächst muss ich herausfinden, wie groß das Chaos ist, das

ich angerichtet habe, als ich sie getötet habe.

KAPITEL 39

Es ist weniger Blut, als ich erwartet habe. Das meiste davon befindet sich in der Badewanne. Offensichtlich ist das Blut aus ein, zwei Arterien quer durchs Zimmer geschossen und hat die Fliesen in der Dusche vollgespritzt, doch im Großen und Ganzen lassen sich die Beweise für das Ableben meiner Eltern problemlos beseitigen. Zum Säubern und Desinfizieren nimmt Rita Bleiche und Reinigungsmittel, anschließend steigt sie unter die Dusche, damit die Kabine einen benutzten Eindruck macht.

Ich vermute, dass ich meinen Eltern im Schlafzimmer aufgelauert habe, bevor ich sie in der Badewanne zerstückelt habe. Denn das Bett ist zerwühlt, die Kissen liegen auf dem Boden und die Bettwäsche wurde teilweise heruntergerissen. Auf einem der Kissenbezüge sind ein paar Blutstropfen, darum ziehe ich sie beide ab und stopfe sie in einen Müllbeutel aus Plastik, dann streife ich die Laken ab und werfe sie in die Waschmaschine, während Rita das Bett neu bezieht. Glücklicherweise ist mein Vater ein Organisationsfanatiker, denn ihre beiden Koffer sind bereits gepackt und reisefertig. Selbst die Kleidung, die sie auf der Fahrt nach Palm Springs tragen wollten, hängt auf der Rückseite der Schlafzimmertür.

Ich habe Größe vierundfünfzig, mein Vater zweiundfünfzig, und Rita hat mindestens eine Größe weniger als meine Mutter, aber es kommt nur auf den ersten Eindruck an. Solange es regnet, kann man uns sowieso nicht richtig erkennen.

Wenn wir es allerdings nicht schaffen, Jerry aus dem Bett zu klingeln, müssen wir weitere zwölf Stunden warten, doch ich würde das gerne hinter mich bringen, solange ich von dem Menschenfleisch noch high bin.

Neben seinen heilsamen Eigenschaften steigert frisches Menschenfleisch wie ein Adrenalinstoß das Selbstvertrauen, nur dass die Wirkung länger anhält. So ähnlich wie Viagra. Wenn ich wieder runterkomme, kann ich mir natürlich eine weitere Portion Mom oder Dad genehmigen.

Schließlich muss ich die Beweise beseitigen. Doch es ist auf jeden Fall besser, diesen Teil meiner Selbstrettungsmaßnahmen im Schutz des Regens und in den weniger belebten frühen Morgenstunden über die Bühne zu bringen.

Als Rita und ich uns umgezogen und die Koffer, den Müllbeutel und die Kühlbox im BMW 740 meiner Eltern verstaub haben, ist es kurz vor fünf. Da mein linkes Bein und mein linker Arm nach wie vor nur zu sechzig Prozent leistungsfähig sind, muss Rita fahren.

Bekleidet mit einem lavendelfarbenen Hosenanzug von Ann Taylor und einem elfenbeinfarbenen Regenmantel von London Fog, ähnelt Rita auf gespenstische Weise meiner Mutter, darum muss ich mich stark auf die anstehende Aufgabe konzentrieren, um nicht von mir selbst angewidert zu sein.

Es ist eine Sache, deine Mutter zu rösten und mit selbst gemachter Soße zu verspeisen. Aber dir vorzustellen, wie du ihr mit den Zähnen die Klamotten vom Leib reißt, ist etwas ganz anderes.

Wir fahren rückwärts aus der Garage, hinaus in den Regen. Samstagmorgens ist keiner der Nachbarn vor fünf unterwegs, aber ich mache mir ohnehin keine Sorgen, dass irgendjemand mitkriegt, wie wir wegfahren. Mein Vater ist immer gerne früh aufgebrochen. Ich möchte nur nicht, dass jemand, der meine Eltern kennt, uns anhält, um mit uns zu plaudern.

Bevor wir zu Jerry fahren, machen wir einen Schlenker an einem 7-Eleven vorbei. Ich warte im

Wagen und spähe durchs Ladenfenster, während Rita den Supermarkt betritt. Die Frau hinterm Tresen verzichtet auf einen zweiten Blick. So weit so gut. Und ich möchte bezweifeln, dass die Angestellte es für möglich hält, dass die Frau, die an einem verregneten Samstag im Dezember um fünf Uhr morgens mit einem BMW hier vorgefahren ist und den Laden betreten hat, eine Untote ist.

Während ich hier warte, bereit, Rita beizuspringen, falls etwas schief laufen sollte, spüre ich ein Vibrieren, zunächst noch ganz schwach, doch dann immer stärker. Alle zehn bis zwölf Sekunden, und es besteht kein Zweifel, wo es herkommt.

Aus meinem Innern.

Weniger als zwei Minuten, nachdem sie den 7-Eleven betreten hat, verlässt Rita mit ihrem Einkauf den Laden, und ich lasse den Kofferraum aufspringen. Sobald sie den Eisblock in der Kühlbox verstaut hat, springt sie auf den Fahrersitz.

»Ein Kinderspiel«, sagt sie.

Ich beuge mich zu ihr hinüber und gebe ihr einen Kuss, nehme ihre Hand und drücke sie gegen meinen Brustkorb. Als sie sie fortziehen will, um den Motor anzulassen, halte ich sie fest, und sie sieht mich verwundert an.

»Ist das nicht etwas ...«

Ich lege ihr einen Finger auf die Lippen. Und als sie einen Moment später meinen Herzschlag spürt, strahlt sie übers ganze Gesicht, und wir umarmen uns, während unsere zwei Herzen unregelmäßig, aber einträchtig nebeneinander pochen.

Wir würden den Moment beide gerne noch etwas auskosten, doch diesen Luxus können wir uns nicht leisten. Erstens geht in weniger als zwei Stunden die Sonne auf. Zweitens müssen wir unser Ziel erreichen, bevor der Eisblock schmilzt.

Zu Jerrys Wohnung sind es mit dem Wagen zwar nur ein paar Minuten, doch jedes Mal, wenn vor uns auf der Straße oder im Rückspiegel ein Paar Scheinwerfer aufblitzen, fängt mein Herz an zu rasen. Schön, es schlägt dann nur alle neun statt alle zehn Sekunden, aber wenn dein Herz über vier Monate lang ausgesetzt hat, ist der Begriff »rasen« relativ.

Glücklicherweise ist Jerry noch wach. Ich habe keine Ahnung, was er um fünf Uhr morgens treibt, doch als ich an sein Fenster klopfe, kommt kurz darauf sein Gesicht hinter dem Vorhang zum Vorschein. Zunächst mit diesem furchteinflößenden Ausdruck, mit dem er sonst die Schaulustigen verjagt - bis er merkt, dass ich es bin.

»Alter«, sagt er und öffnet das Fenster.

Ich halte einen Finger an die Lippen und fordere ihn mit einer Geste auf, nach draußen zu kommen. Darauf verschwindet er wieder hinter dem Vorgang, taucht kurz darauf mit einem Kapuzenshirt, einer Jeans und schwarzen Converse All-Stars erneut auf und klettert aus dem Fenster.

»Was geht?«, flüstert er.

»Ich brauch deine Hilfe«, sage ich.

Da er mich nicht fragt, wobei er mir helfen soll, weiß ich, dass er dabei ist, egal worum es geht. In dem Moment wird mir klar, dass Jerry einer der besten Freunde ist, die ich je hatte.

»Hey, Rita«, sagt Jerry, sobald wir im Wagen hocken. »Hübsche Karre. Deine?«

»Sie gehört Andys Eltern«, sagt sie, startet den Wagen und fährt los.

»Alter«, sagt er. »Werden die nicht stinksauer sein?«

Rita und ich schauen uns grinsend an.

»Was?«, sagt Jerry.

Während wir weiterfahren, erzähle ich ihm, was passiert ist und was wir jetzt vorhaben. Als ich fertig bin, lehnt Jerry sich in den Rücksitz, pult an dem abheilenden Schorf in seinem Gesicht herum und starrt mich an.

»Alter, du hast deine Mutter gegessen?«

Ich nicke.

Er schweigt für einen Moment.

»Welchen Teil?«

Ich sage es ihm.

»Wie hat's geschmeckt?«

»Besser als das Fleisch von Ray«, sage ich.

Für knapp eine Minute gibt Jerry keinen Ton von sich, und so langsam beschleicht mich das Gefühl, dass das zu viel für ihn war. Sicher, wir sind Zombies. Und wie sich herausgestellt hat, haben wir eine Vorliebe für Menschenfleisch. Aber die beiden waren trotzdem immer noch meine Eltern. Meine Familie. Vielleicht ist das selbst unter Untoten ein Tabu.

Dann beugt Jerry sich zwischen den beiden Vordersitzen nach vorne und sagt: »Kann ich mal zum Mittagessen vorbeikommen?«

Es ist Viertel nach fünf, als wir hinter dem Getreidespeicher parken. Es ist niemand in der Nähe, und ich hoffe, wir schaffen es aus dem Wagen, bevor irgendwelche Atmer vorbeifahren. Rays Lumina steht immer noch hinter den Sträuchern. Solange die Schlüssel im Handschuhfach sind, sollten wir kein Problem haben.

»Wir haben ein Problem«, sagt Jerry.

Ich blicke zum Speicher zurück. Vor ein paar Tagen hätte ich nur den Regen und die Dunkelheit ausmachen können, die das verfallene Gebäude umgeben. Aber dank meiner verbesserten Sehkraft bemerke ich, dass Rauch aus dem kaputten Dach aufsteigt.

Als wir durch die Hintertür des Speichers treten, rechne ich damit, dass Ray mit einem Bier in der Hand hinter dem Feuer hockt und Menschenfleisch aus dem Glas isst, wie in einer Szene aus einem alten Western. Stattdessen leisten Zack und Luke ihm Gesellschaft. Und auf dem Boden zwischen ihnen liegt eine weitere Person. Regungslos.

»Howdy«, sagt Ray mit halbvollem Mund. »Setzt euch und macht es euch bequem.«

Die drei rösten Gliedmaßen über dem offenen Feuer. Darüber steht ein provisorischer Räucherschrank, in dem von Haken dünne Fleischstreifen herabbaumeln. Neben einer blutverschmierten Säge und mehreren gebogenen Jagdmessern stehen einige Gläser mit frisch abgefülltem Fleisch. Während die Gliedmaßen vor sich hinzischeln, greift Luke in die Körperhöhle des toten Mannes auf dem Boden und zieht etwas heraus, das wie die Leber aussieht, beißt es in zwei Hälften und reicht eine davon seinem Zwillingbruder.

Da Rita und ich vorhin bereits ordentlich gegessen haben, sind wir noch satt. Jerry hingegen läuft das Wasser im Mund zusammen. Er wendet sich an mich. »Alter, hast du das auch mit deinen Eltern gemacht?«

Nicht ganz, erkläre ich ihm.

Der Arm des toten Mannes ist inzwischen gut durch, und Ray fängt an, ihn mit den Zähnen zu bearbeiten. Zack und Luke folgen seinem Beispiel, indem sie aus dem rechten beziehungsweise linken Unterschenkel verkohlte Fleischstückchen herausreißen und mit Bier hinunterspülen. Mal ganz ehrlich, wenn ich sehe, wie die drei hier menschliche Gliedmaßen über dem Feuer grillen und in sich hineinstopfen, kommt mir das weniger zivilisiert vor, als bei Kerzenschein die gerösteten Rippchen meiner Mutter mit einer gedünsteten Artischocke zu verspeisen, während im Hintergrund Billie Holiday läuft.

Aber vielleicht geht das nur mir so.

Jerry tritt ans Feuer und schnappt sich ein halb geräuchertes Stück Fleisch.

»Schätze, ihr seid irgendwie dahintergekommen, dass das in den Gläsern kein Wild war«, sagt Ray, ein Stück Unterarm im Mund.

»Irgendwie schon«, sage ich.

»Hey«, sagt er. »Das ist gut. Deinem Bein scheint's inzwischen sehr viel besser zu gehen. Ich glaube, es hat weniger als eine Woche gedauert, dass meine Schusswunde verheilt ist, nachdem ich angefangen habe, regelmäßig Menschenfleisch zu essen.«

Mich beschleicht der Gedanke, dass Ray von seiner Frau vielleicht gar nicht vor die Tür gesetzt wurde, weil sie seinen Gestank nicht mehr ertragen hat. Oder falls doch, dann ist Ray zurückgekehrt und hat sie in Einmachgläser abgefüllt.

»Ray«, sagt Rita. »Wir müssten uns mal deinen Wagen leihen.«

»Geht klar«, sagt Ray, während er mit einem abgenagten Fingerknochen in seinen Zähnen herumstochert. »Schlüssel sind im Lager. Müsst ihr irgendwas entsorgen?«

»So in der Art«, sagt Rita.

Während sie sich den Schlüssel holt, greift Jerry nach einem Stück geräuchertem Menschenfleisch und stopft es sich komplett in den Mund, außerdem steckt er noch eins für unterwegs ein. Er hat kein einziges Mal nach Rays *Playboy*-Heften gefragt.

Als wir den Speicher verlassen, werfe ich einen Blick zurück ins Innere, worauf Ray mir zuwinkt - allerdings nicht mit seiner eigenen Hand, sondern mit dem linken Arm des Toten, bevor er ihn aufspießt und übers Feuer hält. Neben ihm nagen Zack und Luke jeder an einem Wadenbein. So viel zum Thema nette, freundliche Zombies.

KAPITEL 40

Südlich von Santa Cruz schlängelt sich der Highway 1 durch Monterey hindurch und weiter an Carmel vorbei, bevor er direkt an der Küste verläuft. Zur einen Seite wird die zweispurige Straße von Bäumen und Gesteinsmassen gesäumt, während auf der Meeresseite in mehr als dreißig Metern Tiefe die Wellen gegen die Felsen klatschen.

Etwa fünfundzwanzig Kilometer hinter Big Sur gibt es nichts mehr, was auf eine Ortschaft hindeuten würde, dort führt der Highway durch eine völlig unbewohnte Gegend, in der vor Sonnenaufgang so gut wie niemand unterwegs ist. Es regnet immer noch, und die Straße ist ein wenig rutschig - die besten Voraussetzungen für einen Unfall.

In einer Kurve, wo man zwischen den Leitplanken hindurch einen freien Blick auf die Landschaft hat, wird die Straße lediglich durch mehrere Felsen, die gerade bis zum Schienbein reichen, von dem fünfzehn Stockwerke tiefen Hang getrennt. Nachdem wir uns vergewissert haben, dass aus keiner der beiden Richtungen ein Auto kommt, wenden wir und halten mit laufenden Motoren kurz vor dem Aussichtspunkt. Bevor wir vom Getreidespeicher losgefahren sind, haben wir die Kühlbox, meinen Rucksack und den Müllbeutel mit der schmutzigen Bettwäsche meiner Eltern in den Lumina umgeladen, also müssen wir jetzt nichts weiter tun, als den Eisblock platzieren, in der Hoffnung, dass niemand hier aufkreuzt.

Rita setzt sich hinter das Steuer des Lumina, während Jerry den Eisblock in den BMW meiner Eltern trägt. Nachdem ich mich davon überzeugt habe, dass der Wagen direkt auf die Ausweichbucht ausgerichtet ist, löse ich die Handbremse, schalte in den Leerlauf, kurble das Fenster auf der Fahrerseite herunter und steige aus dem Wagen. Mir ist klar, dass das geöffnete Fenster bei diesem Wetter verdächtig wirken könnte, doch ich versuche nur, etwas Zeit zu gewinnen, und nicht das perfekte Verbrechen zu begehen. Außerdem wüsste ich keine andere

Möglichkeit, den Gang einzulegen, während ich daneben stehe.

Jerry legt den Eisblock aufs Gaspedal, und die Tachonadel schnell auf 4000 Umdrehungen pro Minute hoch. Sobald er zur Seite getreten ist, lege ich ein Stück Seil um den Schalthebel der Automatik in der Mittelkonsole, und nachdem ich die Tür geschlossen habe, nehme ich die beiden Enden und ziehe sie durchs Fenster.

Ein Teil von mir findet, dass ich ein paar Worte sagen sollte, um das Ereignis angemessen zu würdigen, oder dass ich wenigstens um Vergebung bitten sollte für das, was ich getan habe. Also sage ich meinen Eltern, dass es mir leidtut und dass sie mich hoffentlich verstehen. Dann ziehe ich an beiden Enden des Seils, bis der Schalthebel in die Fahrstellung rutscht, und lasse eines davon los, während die Vorderräder des BMW für ein paar Sekunden auf dem nassen Asphalt durchdrehen. Im nächsten Augenblick setzt sich der Wagen in Bewegung und rast auf den Aussichtspunkt zu.

Mir bleibt noch ein kurzer Moment, um zu überlegen, was ich tue, falls der Wagen vom Kurs abkommt oder der Eisblock vom Gaspedal gleitet, dann schießt der BMW auf den Aussichtspunkt zu, trifft auf die Felsen, rast über die Klippe und stürzt in die Tiefe.

Jerry rennt zum Felsvorsprung und wirft einen Blick hinunter. Mir ist klar, dass wir uns besser aus dem Staub machen sollten, bevor jemand vorbeifährt, aber ich muss ebenfalls nachschauen. Ich erreiche den Vorsprung gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie der BMW, mit dem Dach voran, aufs Wasser trifft. Von hier aus ist nur ein leises Klatschen zu hören. Für einen Moment treibt er mit rotierenden Reifen auf der Oberfläche, das Fahrgestell gen Himmel gerichtet, dann verschwindet er zwischen den Wellen.

Jerry dreht sich zu mir um und sagt: »Alter, der Hammer.«

Außer ein paar großen Felsbrocken, die zur Seite geflogen sind, deutet nichts darauf hin, dass hier ein Auto über die Klippe gerast ist.

In diesem Augenblick fährt Rita mit dem Lumina vor. »Los, ihr beiden. Ende der Vorstellung. Hauen wir ab.«

Jerry klettert auf den Rücksitz, während ich mich vorne neben Rita setze. Nachdem wir uns ein weiteres Mal vergewissert haben, dass der Highway in beiden Richtungen frei ist, wendet Rita den Wagen und fährt den Weg zurück, den wir gekommen sind.

»Gab's Probleme?«, fragt sie.

Ich schüttele den Kopf.

Die gepackten Koffer meiner Eltern befinden sich im Kofferraum des BMW. Rita und ich haben Handschuhe getragen, um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen. Bald wird vom Eisblock nichts mehr übrig sein. Und wenn man den Wagen findet, führt man die Tatsache, dass sich im Innern keine Leichen befinden, hoffentlich auf die Gezeiten, die Strömung und hungrige Meeresbewohner zurück.

Zumindest hoffe ich das. Irgendwann wird jemand bemerken, dass meine Eltern nicht zu Hause sind, und selbst wenn ich es schaffe, alle Beweise zu beseitigen, wird man mich verdächtigen, etwas mit ihrem Verschwinden zu tun zu haben. Doch wenn du mit deiner untoten Freundin bei Kerzenschein Teile seiner Mutter verspeist hast, ist dir ohnehin ziemlich klar, dass du einen Weg eingeschlagen hast, den die meisten Menschen nicht nachvollziehen können.

Außer uns ist auf dem Highway zwischen Big Sur und Carmel lediglich ein anderer Wagen unterwegs, und in Monterey herrscht nur leichter Verkehr, während die Sonne aufgeht. Dort nehmen wir die Ausfahrt, und hinter einem geschlossenen Lebensmittelladen finden wir einen Müllcontainer, in dem wir die blutverschmierten Laken meiner Eltern zusammen mit meinen und Ritas Kleidungsstücken entsorgen. In meinem Rucksack befinden sich Klamotten zum Wechseln, und Jerry fallen fast die Augen aus dem Kopf, als Rita sich bis auf die Unterwäsche auszieht und ihre Kleidung überstreift. Aus irgendeinem Grund hat er kein Interesse daran, mir beim

Ausziehen zuzusehen.

Während Jerry uns aus Monterey herausfährt, fällt mir plötzlich ein, dass Annie nur fünf Minuten von hier entfernt wohnt. Ich überlege, wie einfach es wäre, zu ihr zu fahren. Dann könnte ich ihr sagen, dass es mich noch gibt und dass ich sie liebe. Ich sehe mich schon vor der Haustür stehen, während ich ihr Gesicht betrachte, nachdem sie mir geöffnet hat. Doch das würde bloß noch mehr Probleme bedeuten, nicht nur für Annie, sondern auch für mich und meine momentane Notlage. Das Letzte, was ich möchte, ist, dass meine ehemalige Schwägerin und ihr Mann mitkriegen, dass ich in der Gegend war. Das würde meine Tarnung mit ziemlicher Sicherheit auffliegen lassen.

Doch auch abgesehen davon halte ich es für keine gute Idee, Annie zu besuchen.

Erstens bin ich eigentlich nicht mehr ihr Vater. Das weiß ich jetzt. Wenn du deine Eltern getötet und verspeist hast, wird dir das wahre Wesen deiner Existenz bewusst. Es ist besser für Annie, sie behält mich so in Erinnerung, wie ich mal war. Als Menschen. Als liebevollen Vater und guten Sohn. Zweitens wäre es nicht zuträglich, sie mit dem zu konfrontieren, was aus mir geworden ist, weder für mich noch für sie. Ich wüsste gar nicht, was ich sagen oder wie ich mich verhalten sollte oder was für eine Rolle ich in ihrem Leben spielen könnte.

Außerdem ertrage ich den Gedanken nicht, dass ich mich beim Anblick meiner Tochter womöglich frage, wie sie wohl in einem Spargel-Käse-Auflauf schmeckt.

KAPITEL 41

Ein leckeres Rezept, um Menschenfleischreste zu verarbeiten: Man vermenge miteinander 250 g gekochte Makkaroni, 750 ml Tomatensoße aus der Dose, zwei bis drei Tassen gekochte Menschenfleischwürfel, 125 g gedünstete, in Scheiben geschnittene Pilze, eine fein gehackte Knoblauchzehe, Salz und Pfeffer. Die Mischung verteile man mit einem Löffel in einer zweieinhalb Liter fassenden Auflaufform, bestreue sie mit geriebenem Käse und lasse das Ganze 30 Minuten lang unbedeckt bei 140 Grad im Ofen, bis es Blasen wirft. Das ergibt ungefähr sechs Portionen.

Außer meinem Mitternachtsmahl mit Rita letzten Sonntag habe ich in den letzten drei Tagen jeweils drei anständige Mahlzeiten aus Menschenfleisch zu mir genommen.

Menschenfleischspeck, Menschenfleisch-Burritos, Menschenfleisch-Käse-Sandwich, Menschenfleischbraten, Menschenfleisch-Burger, Menschenfleischgehacktes, Menschenfleisch Stroganoff, Teriyaki-Menschenfleisch, Spaghetti mit Menschenfleischbällchen und einen klassischen Menschenfleisचेintopf.

Und das merkt man.

Mein linker Knöchel ist zwar noch ein wenig wacklig, und ich bewege den Fuß nach wie vor etwas ruckartig, doch abgesehen davon spüre ich zwischen linkem und rechtem Fuß keinen körperlichen Unterschied mehr. Schien-, Waden- und Sprungbein sowie die Bänder scheinen wieder vollkommen angewachsen zu sein.

Neben meinem Fußgelenk ist auch mein linker Arm wieder einsatzbereit und bildet von Tag zu Tag neue Muskelmasse und Knochen, außerdem haben sich meine Fäden komplett gelöst. Das

Make-up, das meine Mutter mir gekauft hat, steht unbenutzt und verwaist auf dem Abfalleimer. Obwohl ich immer noch eine käsige Gesichtsfarbe habe, sind die Grautöne inzwischen verschwunden. Mein Herz schlägt jetzt zwölfmal in der Minute, was, seit es angefangen hat zu schlagen, eine Steigerung um hundert Prozent bedeutet. Wenn das in dem Tempo weitergeht, schlägt es an Weihnachten sechzigmal pro Minute.

Ich schwitze. Ich spreche. Ich atme, durch meine Venen pulsiert Flüssigkeit, und ein halbes Dutzend anderer Körperfunktionen, von denen ich nie gedacht hätte, dass ich sie je wieder ausführen könnte, werden reaktiviert. Doch was die Veränderungen in meinem Innern betrifft, wundert mich inzwischen nichts mehr. Jetzt geht es vor allem darum, zu akzeptieren und zu verstehen, was mit mir geschieht. Was mit uns allen geschieht.

Wir genesen. Entwickeln uns zu einer Unterart der Menschen. Den Neo-Atmern. Den selbstheilenden lebenden Toten. Und wenn Rita und ich schon der Beweis dafür sind, was passiert, wenn man täglich frisches Menschenfleisch isst, kann ich es kaum abwarten, Mom und Dad mit dem Rest der Bande zu teilen.

Obwohl wir eindeutig menschliche Körperfunktionen wiedererlangen, frage ich mich: Werden wir zurückkehren, wenn wir schwer verletzt sind? Wird uns die genetische Anomalie, die uns ursprünglich in Zombies verwandelt hat, davor bewahren, dass wir getötet werden? Wird uns die heilende Wirkung von Menschenfleisch davor bewahren, dass wir uns Gedanken um Heftpflaster, Antibiotika und Krankenversicherungen machen müssen?

Gestern Abend, als ich einen Mom-Hackbraten mit Kartoffelpüree und frischem Spinat zubereitet habe, habe ich mir den Zeigefinger der linken Hand aufgeschlitzt. Bei einem Atmer wäre das Blut nur so herausgespritzt, er hätte die Wunde verbunden oder wäre womöglich ins Krankenhaus gefahren, um sie nähen zu lassen. Doch da mein Körper noch nicht mit den vollen fünf Litern roter und weißer Blutkörperchen, Plättchen und Plasma aufgefüllt ist, tropfte kaum etwas heraus. Und als ich heute Morgen aufgewacht bin, war die Wunde fast verheilt.

Ich habe so meine Zweifel, dass das Landwirtschaftsministerium plötzlich Menschenfleisch in die Ernährungspyramide aufnehmen wird, aber im Vergleich zum Nährwert von frischen oder kürzlich zubereiteten Atmern kommt einem der Nährwert der empfohlenen Tagesration Obst und Gemüse wie der von fünf bis acht Schüsseln Schoko-Crispies vor.

Nachdem ich die Reste des Mom-Hackbratens vertilgt habe, beschließe ich, einen gemütlichen Spaziergang durch die Stadt zu machen, um einen klaren Kopf zu kriegen und mich um ein paar unerledigte Angelegenheiten zu kümmern. Der Regen vom Wochenende hat sich verzogen, doch am Himmel hängen immer noch dicke Wolken und verhüllen den Mond. Abgesehen vom Schein einzelner Straßenlaternen ist die Straße vor sechs Uhr morgens völlig dunkel. Doch selbst wenn dem nicht so wäre, müsste ich meine wahre Identität nicht mehr verbergen. Niemand würde etwas merken. Nicht auf den ersten Blick. Und auch nicht auf den zweiten. Nur wer mir dicht auf die Pelle rückt, könnte erkennen, dass ich etwas an mir habe, das nicht ganz menschlich ist. Seit meine Eltern von der Bildfläche verschwunden sind, muss ich nicht jeden Tag so tun, als wäre ich der perfekte Zombie, so dass ich jetzt relativ problemlos spazieren gehen kann. Und dank meines verbesserten Äußeren wirft auch keiner mehr aus dem Autofenster Tomaten oder Getränke nach mir.

Es sind die einfachen Dinge, die das Dasein als Untoter angenehm machen.

Rita meint, es sei gefährlich, sich zu oft in der Öffentlichkeit zu zeigen. Wenn jemand mich für einen Zombie hält und die Animal Control verständigt, lande ich in der SPCA, ohne irgendeinen nahen Angehörigen, der mich da wieder rausholen könnte. Damit hat sie nicht ganz Unrecht.

Doch die paar Ausflüge ohne Begleitperson und die wöchentlichen »Anonyme Untote«-Treffen mal ausgenommen, war ich mehr oder weniger fünf Monate im Weinkeller eingesperrt. Jetzt, wo Mom und Dad im wahrsten Sinne des Wortes dahin sind, habe ich das Gefühl, als hätte man mich

auf Bewährung freigelassen. Wenn deine Wunden praktisch von einem Tag auf den anderen verheilen, so dass du dich ein bisschen unsterblich fühlst, und wenn du dann auf Nummer sicher gehst, kommst du dir vor wie Clark Kent.

Ich durchquere die Schlucht und überlege, bei Ray und den Zwillingen vorbeizuschauen, die vielleicht einen weiteren Obdachlosen verspeisen, doch ich muss ihnen ein andermal einen Besuch abstatten. Abgesehen davon, dass es sich nicht gehört, unangemeldet in ein Essen zu platzen, habe ich noch was zu erledigen. Außerdem habe ich bereits gegessen.

Wie üblich nach Sonnenuntergang ist der Soquel Cemetery menschenleer. Außer irgendwelchen Jugendlichen, die eine Mutprobe bestehen wollen oder auf einen Kick aus sind, halten sich die meisten Atmer nachts vom Friedhof fern. Ich werfe ihnen das nicht vor. Selbst in meinem neuen, verbesserten Zustand, möchte ich mir nicht über den Weg laufen, wenn ich hinter dem Grabstein meiner Frau aus dem Schatten trete.

Diesmal habe ich keine Blumen mitgebracht, aber ich bin ja auch nicht hier, um ihr meine Ehre zu erweisen oder Trost zu suchen. Ich bin hier, um mich zu verabschieden.

Meine Frau fehlt mir immer noch. Und unser gemeinsames Leben. Aber sie ist tot, und ich bin ein Zombie. Ich muss sie loslassen. Ich muss den Blick nach vorne richten.

»Hi, Rachel«, sage ich. Es ist das erste Mal seit jenen heißen Sommertagen Ende Juli, dass ich ihren Namen ausspreche. In der beißenden Dezemberkälte strömt ihr Name als zarte Dunstwolke aus meinem Mund, die sich verflüchtigt, bevor sie ihren Grabstein erreicht.

Ich sage Rachel, wie sehr ich sie liebe. Wie leid es mir tut, dass sie gestorben ist. Dass ich mir wünsche, alles hätte ein anderes Ende genommen. Ich erzähle ihr von Rita und Ray und von dem Wildfleisch, das in Wirklichkeit kein Wildfleisch war. Und von meinen Eltern. Also, nicht alles. Die Sache mit dem Schokoladen-Fondue behalte ich für mich.

Man sagt, dass die Beichte Balsam für die Seele ist. Allerdings weiß ich nicht, ob ich überhaupt eine habe. Wenn ja, hat sie wahrscheinlich meinen Körper verlassen, als ich gestorben bin. Oder sie war die ganze Zeit da. Vielleicht ist sie in einem toten Gefäß gefangen, im Fegefeuer des toten Fleisches, und wartet auf eine zweite Chance. Doch was für Sünden ich als Atmer auch begangen haben mag, dass man mich ins Zombie-Gefängnis gesteckt hat - ich glaube nicht, dass ich vor dem Bewährungsausschuss eine besonders gute Figur mache. Ich glaube nicht, dass man mich wegen tadelloser Führung vorzeitig entlässt.

Als ich mit meiner Beichte fertig bin, wird mir klar: Das war's. Es ist das letzte Mal, dass ich Rachels Grab aufgesucht habe, um mich an unser gemeinsames Leben zu erinnern. Und auch wenn ich weiß, dass ich nach vorne schauen muss, fällt es mir schwerer, als ich gedacht hätte. Schwerer, als mich von meinen Eltern zu verabschieden. Schwerer, als mich von Annie zu verabschieden.

Zum ersten und letzten Mal weine ich um meine tote Frau.

Gerade als ich mich endgültig von Rachel verabschiedet habe, bricht am südlichen Ende des Friedhofs etwas durchs Gestrüpp. Ich habe keine Ahnung, wer oder was das ist, doch es ist mehr als ein Paar Füße, was da in meine Richtung gerannt kommt.

Ich gehe hinter Rachels Grabstein in Deckung, der allerdings nicht groß genug ist, um sich dahinter zu verstecken. Meine ehemaligen Schwiegereltern haben ihrer Tochter, als sie noch lebte, nie viel Beachtung geschenkt, darum ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass sie sich nach ihrem Tod treu geblieben sind. Ich nehme mir vor, sie zu verspeisen, falls das überhaupt möglich ist, dann hocke ich mich hin, in der Hoffnung, dass derjenige, den ich da gehört habe, mich nicht gesehen hat.

Hinter dem Hauptgebäude verschwinden zwei Gestalten, kommen auf der anderen Seite wieder zum Vorschein und laufen zwischen den Grabsteinen und Bäumen an mir vorbei. Selbst in der Dunkelheit kann ich erkennen, dass es sich um Zack und Luke handelt. Sie schauen kein einziges

Mal in meine Richtung und rennen weiter, bis sie die nördlichste Ecke des Grundstücks erreicht haben, an der Rückseite des Friedhofs, wo ein alter, mit Schindeln bedeckter Holzschuppen steht, der zu beiden Seiten von efeubewachsenen Eichen eingerahmt wird. Kurz darauf kriechen sie durch eine Öffnung und verschwinden aus meinem Blickfeld.

Ich habe nicht den Eindruck, dass sie Verstecken spielen.

Ich bleibe, wo ich bin, denn ich möchte nicht, dass mich ein möglicher Verfolger entdeckt. Doch nach ein paar Minuten komme ich zu dem Schluss, dass, wovor Zack und Luke auch immer geflohen sind, ihnen nicht so weit gefolgt sein kann. Vielleicht wurden sie auch gar nicht verfolgt. Vielleicht sind fortgerannt, weil etwas Schlimmes passiert ist.

Plötzlich frage ich mich, wo Ray steckt.

Ich würde ja die Zwillinge fragen, aber bisher haben sie nicht mehr als ein Gurren, Summen oder Kichern von sich gegeben, darum muss ich es wohl selbst herausfinden.

In möglichst großem Abstand zur Straße arbeite ich mich durchs Gestrüpp am Rand des Soquel Creek entlang, bis ich den Getreidespeicher erreiche. Aber schon vorher kann ich Stimmen hören und Blinklichter sehen. Und Atmer. Jede Menge. Und als ich endlich einen Blick aufs Geschehen erhasche, begreife ich, wovor Zack und Luke fortgerannt sind.

Am Hintereingang des Speichers stehen mehrere Polizeiautos sowie ein Transporter der Animal Control, während zwei Scheinwerfer den Schauplatz erleuchten. Von meinem Standpunkt aus, hinter einem Dickicht aus Heidesträuchern, kann ich durch die offene Tür in den Speicher blicken, aus dem gerade ein Polizeibeamter gewankt kommt, der zu einem der Wagen taumelt und sich übergibt.

Fast alle dort tragen Atemschutzmasken oder drücken sich irgendwas auf Mund und Nase. Auch wenn ich nicht alles verstehe, was gesagt wird, höre ich Begriffe und Ausdrücke wie »Blutbad«, »verstümmelte Körper« und »am Spieß gebraten«. Selbst in meinem Versteck, über dreißig Meter entfernt, kann ich den Duft von gegrilltem Menschenfleisch riechen.

Fast glaube ich, dass Ray wie Zack und Luke es vielleicht geschafft hat, der Razzia zu entkommen, doch dann beobachte ich, wie sie ihn, auf eine Trage geschnallt, herausbringen. Ray versucht sich mit aller Kraft loszureißen, doch ohne Erfolg. Ich kann hören, wie er durch die Maske vor seinem Mund versucht zu schreien.

Obwohl Ray geknebelt und gefesselt ist, machen alle einen großen Bogen um die Trage, weichen vor ihr zurück, als würde sie Atommüll befördern. Bis Ray auf die Ladefläche des Animal-Control-Transporters geschoben und zur Erleichterung der Atmer die Hintertüren geschlossen werden.

Ich möchte Ray helfen, doch wenn ich das tue, das ist mir klar, lande ich bei ihm auf der Ladefläche des Transporters. Diese Reise muss Ray alleine machen. Man wird ihn mit niemandem telefonieren lassen, und er wird auch keinen Prozess bekommen, keines der Grundrechte im ersten Zusatzartikel der Verfassung kann ihn noch schützen, und niemand wird seine Verteidigung übernehmen.

Ich bleibe in meinem Versteck, während der Transporter davonfährt, und weiß, dass ich Ray nie wiedersehen werde.

»Armer Ray«, sagt Rita.

Sie trägt einen rosafarbenen Pullover mit V-Ausschnitt, eine hautenge weiße Hose aus Polyester und Elastan und schwarze Stiefel. Und auf den Lippen Euphoric Pink.

»Armer Ray?«, sagt Carl. »Und was ist mit uns?«

»Mein Gott, Carl«, sagt Naomi, während sie sich eine weitere Zigarette ansteckt und den Rauch ausbläst. »Denkst du eigentlich auch mal an jemand anders oder nur an dich selbst?«

Die Ironie ihres Vorwurfs wabert zusammen mit der Rauchwolke zwischen den Mitgliedern umher.

»Ich muss jedes Mal an dich denken, wenn ich einen Werbespot für Golfclubs sehe«, sagt Carl. Naomi reagiert darauf mit der gebotenen Feindseligkeit und provoziert so einen weiteren Wortwechsel mit Carl, während Tom und Leslie versuchen zu schlichten. Jerry findet das Ganze amüsant und muss lachen. Und Beth stimmt mit ein, um ihm seine Solidarität zu demonstrieren.

»Carl hat Recht«, sagt Helen und übertönt damit den Lärm.

Alle hören auf zu reden, zu lachen oder zu streiten und schauen zu Helen. An der Tafel hinter ihr steht:

ICH BIN KEIN OPFER.

Das ist ein wenig provokanter als ihre üblichen Ermunterungen, doch wenn man bedenkt, was Ray widerfahren ist, ist der Zeitpunkt etwas unpassend.

»Die örtlichen Behörden sehen in dem, was sie bei Ray gefunden haben, wahrscheinlich keine Anomalie.«

Jerry schaut mit leerem Gesichtsausdruck in die Runde. Wahrscheinlich hat er das Wort

»Anomalie« noch nie gehört. »Ist das, äh, irgend so ein indisches Gericht?«, fragt er.

»Das heißt, sie glauben nicht, dass er der Einzige ist, der Menschenfleisch isst«, sagt Rita.

»Oh«, sagt Jerry. »Schöner Mist!«

Schöner Mist, genau. Ich habe jede Menge von dem Mist zu Hause im Kühlschrank.

»Wahrscheinlich werden sie unsere Aktivitäten jetzt sehr viel gründlicher überwachen«, sagt Helen. »Und unser Verhalten genau unter die Lupe nehmen, vielleicht sogar einige von uns aus dem Verkehr ziehen, um die anderen zu disziplinieren.«

»Das ist total ätzend«, sagt Jerry.

»Total«, pflichtet Beth ihm bei.

Die beiden stoßen sanft ihre Fingerknöchel aneinander und nehmen jeder einen Schluck von ihrer Orangenlimonade. Alles, was Beth jetzt noch fehlt, sind eine seitlich aufgesetzte Baseballkappe und eine Hose, die nur knapp über dem Arsch hängt.

»Was sollen wir jetzt tun?«, fragt Tom.

»Zunächst mal«, sagt Helen, »sollten wir uns alle unauffällig verhalten und keine Aufmerksamkeit erregen.«

Ich spüre, wie die Temperatur im Zimmer um etwa drei Grad ansteigt.

»Und es wäre wohl keine so schlechte Idee, wenn wir aufhören würden, Menschenfleisch zu essen.«

Ich fahre gerade mit einem Wagen ohne Klimaanlage durchs Death Valley.

»Und was ist mit Andys Eltern?«, sagt Jerry.

Ich habe gehört, dass es in der Kalahari-Wüste um diese Jahreszeit recht hübsch sein soll.

Darüber zu reden, wie du deine Eltern getötet und verspeist hast, ist eine sehr persönliche Sache - so was erzählst du lieber, wenn du den richtigen Zeitpunkt für gekommen hältst. Doch im Leitfaden der Anonymen Untoten steht ja nicht, wie man sich in so einem Fall angemessen verhält, darum muss ich nachsichtig mit Jerry sein.

»Was ist mit deinen Eltern?«, fragt Helen.

Mit Ritas Hilfe erkläre ich, was passiert ist. Dann hole ich die Gefrierbeutel mit den gekochten Fleischstücken von meinen Eltern hervor, um sie mit den anderen zu teilen. Niemand lehnt mein Angebot ab. Nicht einmal Helen.

»Tja«, sagt Carl und leckt sich über die Lippen, während er ein Schulterstück von meinem Vater verschlingt. »So viel zur Zurückhaltung.«

Die nächsten Minuten ist nichts weiter zu hören als das Geräusch von Zähnen, die in Fleisch geschlagen werden, und ein genüssliches Stöhnen, für dessen Beschreibung mir die Worte fehlen. Wer noch nie mit in einem Raum voller Zombies saß, die gerade frisch zubereitetes Menschenfleisch verspeisen, kann das wahrscheinlich nicht verstehen.

»Mmmmm-mmmmm«, sagt Naomi, während sie den Rest von einer Brust meiner Mutter genießt.

»Das ist besser als Sex.«

»Sprich bitte nur für dich selbst«, sagt Rita.

Alle starren Rita und mich verwundert an, dann folgen Gelächter, Pfiffe und gutmütige Sticheleien.

»Ich verpasse der guten Stimmung ja nur ungern einen Dämpfer«, sagt Helen, »aber wenn bei Andy ein Kühlschrank voller Menschenfleisch entdeckt wird, werden wir wahrscheinlich alle der Wissenschaft vermacht.«

»Wie sollen wir also seine Eltern entsorgen?«, fragt Tom.

Keiner sagt was. Alle schauen nur einander an, starren zu Boden und schließlich zur Tafel. Bloß nicht in meine Richtung.

»Wenn ich einen Vorschlag machen dürfte«, sagt Leslie, während sie die letzten Fleischfetzen vom linken Handknochen meines Vaters löst. »Ich denke, es wäre am besten, wenn wir sie essen.«

»Du meinst, wir sollten so was wie eine Grillparty veranstalten?«, sagt Jerry.

Für gegrilltes Menschenfleisch nehme man jeweils einen Esslöffel Ketchup, Worcestershire Sauce, Rotweinessig und Chilipulver, ¼Teelöffel Salz und ⅛Teelöffel Cayennepfeffer. Man vermische das Ganze mit Menschenfleischhack, forme kleine Burger und brate sie über dem offenen Feuer.

»Welchen Teil von ›unauffällig verhalten und keine Aufmerksamkeit erregen‹ hast du nicht kapiert?«, fragt Carl.

»Wir sind Zombies«, sagt Rita. »Wir erregen Aufmerksamkeit allein dadurch, dass wir existieren.«

»Existieren oder mit einem Bier und einem Menschenfleisch-Burger herumzustehen sind nicht genau dasselbe«, sagt Carl. »Nach dem Einsatz bei Ray wird die Zombie-Patrouille erst recht ein Auge auf uns haben.«

»Ich habe schon verstanden, was Helen gesagt hat«, erklärt Rita. »Aber ich glaube, je länger wir warten, desto wahrscheinlicher ist es, dass wir geschnappt werden.«

Carl widerspricht ihr zwar, doch mit seinem Einwand erntet er den lautstarken Protest der Mitglieder, die für eine Grillparty sind. Selbst Helen scheint einzuräumen, dass wir die Beweise bis Sonntag beseitigen müssen, Tom hingegen ist auf Carls Seite, weil er Angst vor dem hat, was mit uns geschieht, wenn wir geschnappt werden.

Während die Diskussion in vollem Gange ist, erhebe ich mich von meinem Stuhl, trete an die Tafel und wische den Spruch fort, den Helen vorhin angeschrieben hat:

ICH BIN KEIN OPFER.

Keiner hält mich davon ab oder fragt mich, was ich da tue. Ich wusste ja selbst nicht, dass ich das tun würde. Doch dann nehme ich die Kreide und schreibe meinen eigenen Spruch hin. Ich fühle mich genau wie an jenem Tag, als ich meine Schilder gebastelt habe, bevor ich losgezogen bin,

um für die Rechte der Zombies zu demonstrieren. Nur diesmal erreicht meine Botschaft das richtige Publikum.

Als ich fertig bin, ist die Diskussion verstummt. Keiner sagt mehr etwas. Alle starren bloß an die Tafel, auf die sechs Wörter, die ich hingeschrieben habe, und nicken mit dem Kopf:

WIR HABEN DAS RECHT ZU EXISTIEREN.

»Okay«, sagt Carl. »Wo soll die Gartenparty stattfinden?«

»Wie wär's bei Andy?«, fragt Tom.

Da wir verhindern wollen, erklärt Rita, dass jemand etwas vom Tod meiner Eltern mitbekommt, ist es vielleicht keine so gute Idee, bei mir zu Hause mit ihnen als Hauptgericht eine Party abzuhalten.

»Wir können es bei mir machen«, sagt Jerry. »Meine Eltern sind die ganze Woche verreist.« Rita schlägt vor, sich am Samstag nach Sonnenuntergang zu treffen, um zu verhindern, dass scharenweise Schaulustige auftauchen. Helen erklärt sich bereit, das restliche Fleisch meiner Eltern zu Jerry zu transportieren. Leslie und Naomi bieten an, ein paar kleine Vorspeisen anzurichten. Carl will das Fleisch zubereiten. Und ich werde natürlich für den Wein sorgen.

»Schön«, sagt Helen. »Wird sind uns also einig. Dann lasst uns die Sache jetzt so vertraulich behandeln wie möglich.«

KAPITEL 43

Als ich zusammen mit Rita vor Jerrys Haus ankomme, dröhnt aus den Lautsprechern Oingo Boingos »Dead Man's Party«.

Waiting for an invitation to arrive

Going to a party where no one's still alive Rita trägt eine hauchdünne rote Bluse, einen roten BH und einen dazu passenden Minirock. Außerdem einen roten Stringtanga mit dem Schriftzug *Donnerstag*, obwohl heute Samstag ist. Kniehohe Plateauschuhe komplettieren ihr Outfit.

Draußen hinter dem Haus kümmert sich Carl um den Grill.

Er hat die unteren Körperregionen meiner Eltern in essbare Portionen zerteilt, darunter Stückchen aus der Lende, Rumpsteaks, Teile aus der Flanke und Mom-und-Dad-Hack in Burgerform. Da ich Lust auf ein Steak habe und nicht weiß, welche Teile meiner Eltern Carl zu Burgern verarbeitet hat, entscheide ich mich für ein Stück aus der Lende, während Rita ein Rumpsteak nimmt.

»Wie willst du's haben?«, fragt Carl.

»Fast durch«, sage ich.

Ich habe immer noch Probleme mit der Vorstellung, rohes Menschenfleisch zu essen, obwohl ich meins nicht ganz durchgebraten möchte, so wie Tom, der immer noch darauf besteht, ein paar Tofuwürstchen auf den Grill zu schmeißen, um das Gefühl zu haben, sich nach wie vor vegetarisch zu ernähren.

Rita möchte ihr Fleisch blutig.

Während Carl unsere Steaks auf den Rost legt, schlendern Rita und ich auf der Suche nach dem

Gastgeber ins Innere.

In der Küche treffen wir auf Naomi und Leslie, sie teilen sich eine Flasche 2000er Beringer Merlot und bereiten die Vorspeisen zu. Es gibt Leberpastete auf selbst gemachten Crostini, Pilze mit Bohnenfüllung, Finger im Bierteig und frische Menschenfleisch-Cocktails.

Offensichtlich sind meine Eltern nicht die Einzigen, die heute Abend auf der Speisekarte stehen.

»Habt ihr beiden Hunger?«, fragt Naomi und hält uns einen Teller mit frittierten Fingern mit Ranch Dressing hin.

Rita probiert einen davon, doch ich lehne ab. Ich mache mir nicht viel aus Fingerfood.

Ich stelle zwei Flaschen Wein aus der Sammlung meines Vaters ab - einen 1992er Au Bon Climat Pinot Noir und einen 1990er Château Latour Bordeaux. Der Pinot kostet tausendfünfhundert Dollar pro Flasche, also schenke ich Rita und mir jeweils ein Glas ein, dann frage ich, ob jemand Jerry gesehen hat.

»Er führt die andern durch sein Schlafzimmer«, sagt Leslie und schüttet den Rest Merlot in ihr Glas.

»Sein Schlafzimmer?«, sagt Rita. »Was ist an seinem Schlafzimmer so besonders, dass er eine Führung macht?«

»Oh, das müsst ihr gesehen haben«, sagt Naomi und öffnet den Bordeaux. »Ihr werdet's nicht glauben.«

Während wir den Flur hinunter zu Jerrys Zimmer gehen, versuche ich mir auszumalen, was er so Unglaubliches mit seinem Zimmer angestellt haben kann, doch nichts von dem, was mir in den Sinn kommt, reicht an die Wirklichkeit heran.

Als Rita und ich den Raum betreten, sitzt Jerry mit Beth auf dem unteren Ende des Bettes. Sonst ist niemand im Zimmer. Zumindest niemand Dreidimensionales.

Von den Wänden starren uns Dutzende nackter Frauen aus dem *Playboy* an. Nicht ein Quadratcentimeter Putz ist noch zu sehen. Doch anhand der Position der Frauen, ihrer Posen, ihrem Gesichtsausdruck und der Anordnung an der Wand lässt sich erkennen, dass Jerry sie nicht völlig wahllos, ohne Idee oder bestimmte Absicht angebracht hat. Dahinter steckt ein klares Konzept, es handelt sich um ein Kunstwerk, das mir bekannt vorkommt, doch ich komme nicht drauf, woher, bis ich einen Blick auf die Decke werfe.

»O mein Gott«, sagt Rita.

Es ist die Sixtinische Kapelle.

Direkt über uns nimmt Miss Februar 1998 die verbotene Frucht entgegen, während zwei weitere Playmates aus dem Garten Eden vertrieben werden. Daneben, in der Mitte der Decke, befindet sich die Erschaffung Evas als Hommage an das Playmate des Jahres 1997.

Bei der Sintflut handelt sich um eine erotische Komposition aus mehreren klatschnassen Playmates unter der Dusche, in der Badewanne und unter einem Wasserfall, während die Scheidung von Licht und Finsternis eine hellhäutige Miss September 2000 zeigt, die von vier nackten schwarzen Playmates umgeben ist.

Jedes Motiv, angefangen bei der Scheidung von Licht und Finsternis bis zu Noahs Trunkenheit, hat er aus schönen Frauen in erotischen Posen nachgebildet. Unter den Vorfahren Christi befinden sich eine Miss Januar 1994 und eine Miss Mai 2000, während die Propheten ganz offensichtlich in chronologischer Reihenfolge von den Playmates des Jahres dargestellt werden. Zugegeben, es ist nicht perfekt. Schließlich kann man nicht erwarten, zu jedem von Michelangelos Bildern im *Playboy* eine genaue Entsprechung zu finden. Doch wenn man hinaufschaut und die in flatternde Unterwäsche gehüllte Miss Juni 2003 erblickt, die ihre Hand nach der erwartungsvollen Miss Januar 1994 ausstreckt, besteht kein Zweifel daran, dass man die Erschaffung Adams vor sich hat.

Das Ganze hat eine große künstlerische, fast spirituelle Qualität. Nur eben in Form von Titten

und Ärschen.

»Was haltet ihr davon?«, fragt Jerry.

»Unglaublich«, sagt Rita und geht durchs Zimmer, um es sich näher anzuschauen. Die beiden Wände links und rechts von Jerrys Bett stellen das Leben von Moses und Jesus dar, während das Jüngste Gericht über dem Bett das Herzstück von Jerrys Werk bildet. »Und ich dachte, du würdest dir bloß ständig einen runterholen.«

»Ja, also, das natürlich auch«, sagt Jerry.

Beth kichert und drückt Jerrys Hand.

Vielleicht inspiriert mich nur die geballte Erotik Dutzender nackter Frauen um uns herum zu diesem Gedanken, aber ich habe das Gefühl, dass Jerry heute Abend nicht selbst bei sich Hand anlegen wird. Sicher, Beth ist erst sechzehn, doch ich habe so meine Zweifel, dass man Jerry wegen Unzucht mit Minderjährigen anklagen wird.

Als Carl Mom und Dad fertig gebraten hat, kommen alle im Speisezimmer zum Essen zusammen. Insgesamt sind wir zwölf Personen - einschließlich Zack und Luke, die wir auf meinen Vorschlag hin eingeladen haben, und Ian, Helens Gast. Rechtlich gesehen ist er immer noch ein Atmer. Und Anwalt. Was beides nützlich sein kann, falls die Nachbarn die Zombie-Patrouille rufen.

Ich hocke am einen Ende des Zimmers, eingerahmt von Rita und Carl, und betrachte die verschiedenen Speisen, die auf dem Tisch verteilt sind. Rosenkohl und Butternut-Kürbis, Kartoffelpüree, Atmersoße und überbackener Tofu auf Spinat mit Erdnussoße für Tom. Und für alle anderen natürlich meine Eltern, in verschiedenen Varianten zubereitet und gegart.

»Andy«, sagt Helen, »möchtest du ein paar Worte sagen?«

Ich fasse mich kurz und bedanke mich bei meinen Eltern, dass sie dieses Essen möglich gemacht haben. Die Worte kommen mir fehlerfrei über die Lippen. Abgesehen von einem gelegentlichen Problem mit den weichen Konsonanten ist meine Aussprache wieder völlig normal.

Außerdem laufe ich, ohne zu humpeln.

Und mein Herz schlägt jetzt alle zwei Sekunden.

Soweit ich weiß, haben außer bei Rita und mir bei keinem der anderen die inneren Organe die Arbeit wieder aufgenommen. Aber sie sind auf dem Weg der Besserung.

Toms fremder Arm hat sich mit der Gelenkpfanne verbunden, und die Hautfetzen in seinem Gesicht wachsen allmählich wieder an.

Jerrys Schädel hat sich fast vollständig regeneriert.

Naomi kann die Zigaretten jetzt nicht mehr in ihrer Augenhöhle ausdrücken, weil die Nervenfasern wieder arbeiten.

Und Helens Austrittswunde wächst langsam zu.

Sie sagt ebenfalls ein paar Worte und erklärt, dass sie dankbar ist, zusammen mit uns an diesem Essen teilnehmen zu können. »Ihr seid meine Familie«, sagt sie. »Ihr spendet mir Trost.«

Alle heben ihr Glas zu einem Toast. Ich bemerke, dass Leslie und Naomi sich Tränen aus den Augen wischen. Selbst Carls Augen sind feucht. Helen hat Recht. Wir sind eine Familie.

Versammelt um dieses Festmahl, das an ein Thanksgiving-Essen erinnert, könnten wir fast als Atmer durchgehen.

Schließlich machen wir uns über die Speisen her.

Immer wenn Zombies in einem Hollywood-Film etwas essen, tun sie das, ohne sich zu unterhalten, man hört nur die primitiven Kau- und Schmatzgeräusche. Sicher, wir haben Gemüse und Tofu und benutzen Teller und Besteck statt Schoß und Hände, doch auch hier sagt niemand ein Wort. Das Einzige, was zu hören ist, sind die Essgeräusche. Also hat Hollywood ausnahmsweise mal Recht.

Nachdem wir zu Ende gegessen und abgespült haben, dimmen wir das Licht und fläzen uns alle

mit Popcorn und geräucherten Menschenchips vor den Fernseher, um uns George A. Romeros *Nacht der lebenden Toten* anzuschauen. Ich sitze neben Carl und Leslie auf der Couch und schmiege mich an Rita, während Beth auf Jerrys Schoß hockt und Zack und Luke sich auf einem Stuhl aneinanderkuscheln.

Als der Film anfängt, sind alle in Partystimmung - wir lachen, machen schmutzige Bemerkungen und bewerfen uns gegenseitig mit Popcorn. So geht das immer wieder hin und her. Jedes Mal, wenn ein Atmer getötet wird, applaudieren wir, und bei jedem Zombie, der abgeschlachtet wird, wird gebuht. Doch immer wenn die Zombies essen, herrscht Stille.

Bereits zu Lebzeiten habe ich *Die Nacht der lebenden Toten* einige Male gesehen, seit dem College allerdings nicht mehr. Ich habe den Film nie wirklich ernst genommen. Doch diesmal bin ich begeistert. Nicht, was die filmischen Aspekte betrifft - Handlungsaufbau, Geschichte, Regie und den ganzen formalen Scheiß. Ich meine das mehr in einem spirituellen Sinn.

Es ist ein Moment der Klarheit.

Eine Offenbarung, was meine eigene Existenz betrifft.

Und ich glaube, ich bin nicht der Einzige, dem es so geht.

Auch wenn es fraglich ist, dass ich oder sonst jemand, der laut Gesetz als Untoter eingestuft wird, je den Status als Lebender zurückerlangen wird, heißt das nicht, dass unser einziges Ziel darin besteht, unseren Körper frei von Maden zu halten.

Das Ziel eines jeden Untoten ist es, ein Atmer zu sein. Das, was wir einst waren und was wir gerne wieder wären. Doch in einer Welt, die uns als nicht menschlich betrachtet, gibt es nicht die geringste Hoffnung, wieder ein Mensch zu werden. Gibt es niemanden, der uns erlöst. Man hat uns aufgegeben - die Gesellschaft, die Freunde, die Familie. Also müssen wir eine Möglichkeit finden, uns selbst zu erlösen.

Das Leben eines jeden Menschen hält prägende Momente bereit, einige bedeutsamer als andere: Neil Armstrongs erster Schritt für die Menschheit. Bobby Thompsons legendärer Homerun gegen die Brooklyn Dodgers.

Rosa Parks, die sich weigerte, in einem Bus für einen Weißen ihren Platz zu räumen.

Jeder von ihnen hat die Chance, die sich ihm bot, ergriffen und in eine Tat verwandelt, die eine bestimmte Suche zum Ausdruck brachte. Einen Triumph. Einen Traum.

Früher oder später hat jeder so einen Moment. Einige lassen ihn unbemerkt oder ungenutzt verstreichen. Und andere erleben ihn, während sie einen billigen Schwarz-Weiß-Horrorfilm aus dem Jahr 1968 schauen.

Dies ist unser Moment. Unser Augenblick.

KAPITEL 44

Wenn du stirbst, wird auch deine Sozialversicherungsnummer ungültig, was kein Problem ist, solange du tot bleibst. Doch wenn du zurückkehrst und dich aufgrund einer genetischen Besonderheit oder weil du zu Lebzeiten zu viele Cremetörtchen gegessen hast, in einen Zombie verwandelst, tja, dann bist du ganz schön angeschissen. Da Untote nicht als Menschen betrachtet werden, nicht mal von Atmern, die einer religiösen Vereinigung angehören, stehen die Chancen,

deine Sozialversicherungsnummer zurückzubekommen, ungefähr so gut wie die Chancen, dass irgendwo in Wyoming ein Schwuler zum Sheriff gewählt wird.

Ohne Sozialversicherungsnummer aber kriegst du weder einen Job, noch kannst du bei den Bundesbehörden oder beim Staat Unterstützung beantragen oder mit finanzieller Hilfe für eine Weiterbildung rechnen. Was es schwer macht, deinen Lebensunterhalt zu verdienen, selbst wenn du nicht von den Toten wiederauferstanden bist und angefangen hast, Menschenfleisch zu essen. Außer in Tennessee. Ich habe gehört, dass die Richtlinien dort etwas lockerer sind.

Nachdem ich eine Weile das Haus meiner Eltern durchsucht habe, finde ich in einer Schachtel in ihrem Schlafzimmer meine Geburtsurkunde und meinen Führerschein. Sowie eine Ausgabe des Kamasutra, eine Flasche Massageöl, ein Paar Handfesseln aus Leder, einen Dildo und drei Polaroids von meiner nackten Mutter.

Ich glaube, ich sollte einen weiteren Termin mit meinem Therapeuten vereinbaren.

Um deine Sozialversicherungsnummer wiederzubekommen, nachdem man dich irrtümlicherweise für tot erklärt hat, musst du einen Nachweis über deine amerikanische Staatsangehörigkeit, dein Alter und deine Identität erbringen. Bist du älter als zwölf, musst du dazu persönlich auf dem Sozialamt erscheinen.

Früher, als die meisten Leute nicht mal einen Fernseher besaßen, konnte man sich Geburtsurkunde, Lichtbildausweis und Sozialversicherungsnummer ausschließlich auf dem Postweg besorgen. Doch in den Vereinigten Staaten nach dem 11. September, nach dem Patriot Act, ist das nicht mehr möglich.

Selbst wenn dem so wäre, habe ich nicht die Absicht, mir eine Sozialversicherungsnummer zu erschleichen. Ich möchte mir weder einen falschen Namen noch eine falsche Identität zusammenbasteln, um das System auszutricksen, damit ich in mein altes Leben zurückkehren kann. Ich möchte vielmehr für faire Bedingungen sorgen. Ich möchte die Atmer wissen lassen, dass ich ein Zombie bin. Ich möchte, dass sie sich auf eine Weise vor mir fürchten, wie sie das nie für möglich gehalten hätten.

Auf Augenhöhe.

Wie alle Regierungsbehörden versprüht das örtliche Sozialamt so viel Herzlichkeit und Charme wie ein türkischer Knast, nur ohne die Prügel, die Folter, die Hinrichtungen, die Erpressungen und gelegentlichen Geiselnahmen.

Im hinteren Teil befinden sich vier Schalter, mit einer Sicherheitstür neben dem ersten und einem Wartebereich, der aus vier Stuhlreihen besteht. Das Podest für den Sicherheitsmann hinter der Eingangstür ist verwaist, als ich eintrete. Gegenüber steht ein Anmeldungscomputer:

Wenn Sie einen Termin haben, drücken Sie die 0.

Sonst drücken Sie die 1.

Ich habe mir nicht die Mühe gemacht, telefonisch einen Termin zu vereinbaren. Das scheint auch kein Problem zu sein, denn im Wartebereich hockt lediglich ein einsamer Atmer, und ein weiterer steht am einzigen offenen Schalter und spricht mit dem Beamten. Also drücke ich die 1, und der Thermodrucker spuckt eine Marke mit der Nummer A75 aus.

Ich setze mich in die dritte Reihe, um zwei Stühle versetzt und eine Reihe hinter eine Frau mittleren Alters, die in einer Zeitschrift blättert. Keine zehn Sekunden nachdem ich Platz genommen habe, erschauert sie und wickelt sich noch enger in ihre Strickjacke. Und bevor ihre Nummer aufgerufen wird, verlässt sie das Gebäude.

So wirke ich auf die Leute.

Der ältere Mann am Schalter kommt zum Ende und steuert auf den Ausgang zu; als er an mir vorbeiläuft, nimmt sein Gesicht eine graue Färbung an. Dann ruft der Schalterbeamte meine Nummer auf.

Das Erste, was ich jetzt jedes Mal tue, wenn ich einen Atmer erblicke, ist, dass ich ihn von Kopf

bis Fuß mustere. Kann man Gulasch aus ihm zubereiten, oder eignet er sich besser zum Grillen? Sieht er eher nach Filet Mignon oder nach Hackfleisch aus? Natürlich kommt es vor allem darauf an, was für Vorlieben man hat. Oder wie viel Mühe man sich bei der Zubereitung des Essens gibt. Wenn man unschlüssig ist, kann man das Fleisch auch einfach weich klopfen, es in Olivenöl einlegen, Sardellenfilets und Kapern hinzufügen und das Ganze Carpaccio nennen.

Der Beamte des Sozialamtes lässt mich an Hackfleisch denken.

»Wie kann ich Ihnen helfen?«, fragt er mit einem Lächeln, das mehr wie eine Grimasse wirkt. So erinnert er mich an Ted, abgesehen von dem goldenen Ohrring und den Botox-Injektionen. Ich erkläre ihm, dass ich meine Sozialversicherungsnummer reaktivieren möchte.

»Reaktivieren?«, fragt er. »Warum ist die Nummer denn überhaupt erloschen?«

»Man hat mich irrtümlicherweise für tot erklärt«, sage ich.

Er starrt mich eine Weile an, immer noch das aufgesetzte Lächeln im Gesicht. »Das ist nicht ganz unkompliziert.«

Ich zeige ihm meine Geburtsurkunde und meinen Führerschein sowie meinen Ausweis und nenne ihm meine Sozialversicherungsnummer.

Er nimmt meine Dokumente und tippt meine Nummer in den Computer. Auf seiner Stirn bilden sich kleine Schweißperlen. Was auch immer auf seinem Monitor erscheint, lässt die Farbe aus seinem Gesicht weichen.

»Hier ... hier steht, dass Sie tot sind«, sagt er mit gebrochener Stimme.

Ein Irrtum, rufe ich ihm ins Gedächtnis.

Er schaut zu mir herüber, dann auf den Monitor, schließlich dreht er sich um und wirft einen Blick über die Schulter. Er ist allein.

»Gary!«, ruft er.

»Gibt's ein Problem?«, frage ich.

»Gary!«

»Äh, Entschuldigung«, sage ich.

Er dreht sich wieder zu mir um, das Gesicht kreidebleich, und starrt auf den Monitor. »In unseren Unterlagen steht, dass Sie ... dass Andrew Warner ... dass er am vierzehnten Juli gestorben und drei Tage später wiederbelebt wurde.«

»Genau wie Jesus«, sage ich. »Und jetzt würde ich gerne meine Sozialversicherungsnummer reaktivieren, falls es Ihnen nichts ausmacht.«

»Das ist ...«, sagt er und tritt rückwärts vom Schalter fort. »Das geht nicht.«

»Warum nicht?«, frage ich. »Weil ...«, sagt er, während er zurückwankt und nach dem Telefon langt. »Weil ...«

»Weg vom Schalter.«

Ich fahre herum. Links von mir, neben der Sicherheitstür, steht Gary, der Sicherheitsmann. Seine rechte Hand schwebt über seiner Pistole. Als ob ihm das was nutzen würde. Er könnte mich mit seinem kompletten Magazin vollpumpen, und ich würde es immer noch schaffen, ihn zu rösten, bevor die *Oprah Winfrey Show* beginnt.

Der Beamte hinter dem Schalter alarmiert gerade die Polizei.

»Ich möchte nur meine Sozialversicherungsnummer zurückhaben«, sage ich ruhig.

Gary zieht seine Pistole aus dem Halfter und legt auf mich an. »Weg vom Schalter, hab ich gesagt.«

Da ich nicht besonders scharf darauf bin, mir eine Kugel einzufangen, trete ich zurück.

»Legen Sie die Hände auf den Kopf.«

Seufzend tue ich es. Die Sache wird echt lästig.

»Pass bloß auf«, sagt der Schalterbeamte, der inzwischen aufgelegt hat. »Er ist ein Zombie.«

Garys Augen, die eben noch voller Entschlossenheit waren, weiten sich vor Angst. Seine Hände

fangen an zu zittern.

Das Polizeirevier ist nur zwei Blocks entfernt, darum ertönen innerhalb von Sekunden die Sirenen.

»Keine Bewegung«, sagt Gary mit bebender Stimme.

Meine Nase juckt, und ich möchte mich kratzen. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie sich der Schalterbeamte durch die Hintertür verdrückt und mich und Gary alleine zurücklässt.

Das entgeht auch Gary nicht, und es scheint seinem Selbstvertrauen nicht gerade förderlich zu sein.

»Sie brauchen die Pistole nicht«, sage ich.

Gary antwortet nicht, seine Hände zittern jetzt noch stärker. Ja, so sehen echte Beschützer aus.

»Ich werde niemandem wehtun.«

Das Jucken in meiner Nase macht mich ganz verrückt. Ich frage mich, ob ich mir eine Erkältung eingefangen habe.

»Ich muss mich nur an der Nase kratzen.«

Draußen wird das Sirenengeheul lauter, gefolgt vom Geräusch quietschender Reifen, die auf dem Asphalt zum Stehen kommen. Autotüren werden aufgestoßen, Kommandos gebrüllt. Gary wirft einen verstohlenen Blick zur Eingangstür.

Ich niese.

Und seine Pistole geht los. Die erste Kugel dringt in meine Brust; ich spüre einen brennenden, stechenden Schmerz. Die zweite durchschlägt über meinem linken Auge die Stirn und tritt auf der Rückseite meines Schädels wieder aus.

Ein *Gesundheit* wäre mir lieber gewesen.

Ich habe keine Ahnung, ob Gary immer noch abdrückt, falls ja, spüre ich nichts davon. Ich wanke zurück und muss an jenen Morgen denken, als ich neben der Old San Jose Road wieder aufgewacht bin. Plötzlich gehe ich, die nutzlosen Glieder von mir gestreckt, zu Boden, während Schreie und Sirenengeheul in meinen Ohren dröhnen.

Dann - nichts mehr.

KAPITEL 45

Zum Geräusch jaulender Sirenen komme ich zu mir. Zuerst glaube ich, dass ich mich im Transporter der Animal Control befinde. Irgendwie heulen nach und nach immer mehr Sirenen los und vermischen sich zu einer Symphonie aus langgezogenen Tönen. Entweder bin ich also im Transporter oder in der Hölle gelandet, was bei dem Gestank um mich herum nicht völlig auszuschließen ist.

Als ich meine Augen öffne und mich aufsetze, erkenne ich, dass ich in einem Käfig hocke. Um mich herum jaulende Hunde, keine Sirenen. Auf der anderen Seite fletscht ein deutscher Schäferhund die Zähne; von seinem Maul spritzt Schaum, während er bellt und knurrt und versucht, sich durch die Gitterstäbe einen Weg nach draußen zu beißen. Offensichtlich hat man

vergessen, ihm seine Medikamente zu geben.

Auch die meisten der anderen Insassen benötigen keinerlei leistungssteigernde Mittelchen, obwohl sie vielleicht einen guten Therapeuten brauchen könnten.

Zu meiner Rechten versucht sich ein ganz normaler struppiger Terrier durch den Betonboden zu graben. Der Hund im Käfig zu meiner Linken, ein schwarzes Labradormännchen, drückt sich winselnd in die hinterste Ecke seines Käfigs. Als ich ihn direkt ansehe, fängt er an, auf den Boden zu pinkeln.

Offensichtlich war der Zombiezwinger überfüllt.

»Hallo?«

Keine Antwort.

Einer der Vorzüge als eingetragenes Mitglied der Untoten liegt darin, dass man, egal welche körperliche Misshandlungen oder Verletzungen man ertragen muss, keinerlei Schmerzen oder Beschwerden hat. Doch zum ersten Mal seit Monaten habe ich Kopfschmerzen.

Ich greife nach oben und betaste das Loch über meinem rechten Auge, an dem geronnenes Blut klebt. Ich habe keine Ahnung, wie lange ich bewusstlos war, aber es ist gut zu wissen, dass der Heilungsprozess anhält. Wie lange allerdings, ohne frisches Menschenfleisch - keine Ahnung. Doch da ich hier höchstwahrscheinlich ein paar Tage verbringen werde, bekomme ich bestimmt Gelegenheit, das herauszufinden.

Inzwischen hat der deutsche Schäferhund gegenüber aufgehört zu knurren und stößt eine endlose Kanonade aus Gebell hervor. Der Golden Retriever im Nachbarkäfig hält das für einen Riesenspaß und stimmt mit ein, der Rottweiler daneben ebenfalls.

Ich könnte wirklich ein Schmerzmittel gebrauchen.

»Hallo?«

Die Austrittswunde an der Rückseite meines Schädels ist mindestens dreimal so groß wie das Eintrittsloch, und ich kann in meinem Haar Knochensplitter und Hirnmasse ertasten. Ich versuche, sie mit dem Wasser aus meinem Trinknapf herauszuwaschen, doch um sie völlig zu entfernen, wäre ein gutes Shampoo vonnöten.

Zu der Kugel, die mich in die Brust getroffen hat, gibt es keine Austrittswunde, aber direkt unter meiner rechten Brustwarze klafft ein gezacktes, Loch, so groß wie ein Zehn-Cent-Stück, und darum herum hat sich der Stoff meines Gambino Shirts von DaVinci mit reichlich Blut vollgesogen.

Na, großartig. Mein Lieblingshemd im Arsch.

Die Schusswunden werden wieder verheilen und Schädel und Hirngewebe sich wieder regenerieren, doch es ist echt schwer, Ersatz für hochwertige Kleidungsstücke zu finden.

Ich stehe auf und strecke meine Beine, um mich zu vergewissern, dass meine motorischen Fähigkeiten noch intakt sind, dann trete ich zur Vorderseite des Käfigs.

»Ist da jemand?«

Der Intensität und dem Winkel der Sonnenstrahlen nach zu urteilen, die durch das Fenster über mir dringen, vermute ich, dass wir späten Nachmittag haben, was bedeutet, dass ich mindestens fünf Stunden bewusstlos war.

Man hat mir einen Napf mit Trockenfutter für Hunde zum Essen hingestellt, zusammen mit einem Knochen aus getrockneter Rinderhaut; doch wahrscheinlich wird keins von beiden meinen Hunger stillen. Ich hätte jetzt Lust auf einen Menschenfleisch-Burrito mit Reis und schwarzen Bohnen. Oder einen Sandwich mit Atmerbraten und Dijon-Senf, dazu Kartoffelchips.

Ich bin mir sicher, dass ich Rita oder Jerry dazu bringen könnte, etwas für mich hereinzuschmuggeln, und wenn es nur etwas Dörrfleisch wäre. Doch irgendwie habe ich das Gefühl, dass ich nicht mal den einen Anruf machen darf, der mir zusteht.

»Hallo?«

Keine Antwort.

Ich spiele mit dem Gedanken, meinen Trinknapf zu leeren und damit gegen die Gitterstäbe meines Käfigs zu trommeln. Stattdessen schließe ich mich den anderen Mitinsassen an und stimme in ihr Geheul mit ein.

KAPITEL 46

»Ich fass es einfach nicht, dass man auf dich geschossen hat, Alter.«

Es ist der dritte Tag meiner Gefangenschaft, und Jerry hockt auf dem Boden neben mir, reibt sich die Augen und muss hin und wieder niesen, immer dreimal hintereinander. Zunächst dachte ich, er hätte sich eine Erkältung eingefangen, doch wie sich herausstellt, hat er eine Katzenhaarallergie.

Die Mitarbeiter hatten das ständige Herumjaulen und Urinieren schließlich satt (gegen Ende war meine Stimme ganz heiser, und ich hatte meine Blase geleert, so oft es nur ging), darum haben sie mich in den Katzenzwinger verlegt. Der Zombiezwinger war immer noch voll. Er ist zwar nicht so geräumig, und bei dem ganze Gefauche träume ich ständig von Vampiren und Vaudeville-Melodramen, doch ich hatte schon immer mehr für Katzen übrig.

Jerry muss erneut niesen und wischt sich mit der Hand über die Nase. Seine Augen sind rot und geschwollen, und er muss sich ständig räuspern. Ich bin gerührt, dass er auf eigenen Wunsch in den Nachbarkäfig gesteckt wurde statt zu den anderen in den Hundezwinger, doch ich hoffe, dass seine Eltern ihn abholen, bevor er auch noch einen Hautausschlag bekommt.

Am Tag nach meinem gescheiterten Ausflug aufs Sozialamt ist Jerry ins Fast Eddie's gegangen, um was zu trinken und Poolbillard zu spielen. Er meinte, er wolle »einfach mal schauen, was passiert«.

Und das ist passiert: Jerry gönnte sich einen Drink und noch einen und dann noch einen, und nach weniger als zwei Stunden hat er das »Nur für Atmer«-Schild, das an der Eingangstür hing, in Stücke gerissen und seine Baseballkappe abgenommen, um die Reste seines freiliegenden Gehirns zu zeigen, damit es jeder mal anfassen kann.

Natürlich leerte sich der Laden schneller als der Magen eines Bulimikers. Als die Animal Control eintraf, hockte Jerry mit einer Whiskey Cola an der Bar und zündete gerade die Fetzen des »Nur für Atmer«-Schildes an.

Tags zuvor, ungefähr zur selben Zeit, als ich ins Sozialamt marschiert bin, ist Carl im Seascap Resort aufgekreuzt, wo er vor seinem Tod und seiner Wiederbelebung ein vollwertiges Mitglied war, um eine Runde Golf zu spielen. Doch schon seit langem sind Zombies dort absolut nicht gestattet, also hat man Carl den Zutritt verwehrt. Mit anderen Worten: Sie haben die Türen dichtgemacht und um Hilfe gerufen.

Carl ist nicht mal fortgelaufen oder hat sich zur Wehr gesetzt, sondern hat draußen auf die Polizei gewartet und sich ohne Widerstand festnehmen lassen. Im Gegensatz zu Naomi, die mit Handfesseln und einem Elektrostab überwältigt werden musste, bevor man sie aus dem Kino abführen konnte.

Wie sich herausstellte, hat sie es trotz ihrer leeren Augenhöhle geschafft, unbemerkt an der Kasse vorbeizukommen, doch als sie in der Schlange am Popcorn-Stand wartete, hat ein kleiner Junge, der mit seiner Mutter vor ihr stand, sich immer wieder umgedreht und sie angestarrt. So dass sie schließlich sagte: »Was denn? Hast du etwa noch nie einen Zombie gesehen?«

Wenigstens hat man ihr nicht ins Gesicht geschossen.

Ich greife nach oben und berühre das gezackte Loch über meinem linken Auge. Ich konnte es zwar reinigen und mit einem Antibiotikum einreiben, aber ohne Menschenfleisch verheilt es nicht wie sonst. Und ich kann nicht damit rechnen, dass Rita hier irgendwas reinschmuggelt, da man sie zusammen mit Leslie, Beth und Tom eingebuchtet hat, weil sie vor der SPCA demonstriert hat, um gegen unsere Inhaftierung zu protestieren.

Allerdings werden alle anderen freigelassen, sobald ihre rechtmäßigen Aufsichtspersonen hier aufkreuzen, um sie herauszuholen. Meine eigene Lage ist da etwas heikler. Nicht nur, dass ich keine Eltern mehr habe, die meine Geldbuße bezahlen könnten, die Polizei ist auch dahintergekommen, dass sie verschwunden sind. Obwohl sie keine Beweise haben, bin ich natürlich der Hauptverdächtige, aber auch wenn sie nie etwas zutage fördern, um mir den Mord an meinen Eltern nachzuweisen, bleiben mir nur noch vier Tage, bevor ich an die Bezirksverwaltung überführt und weitergeleitet werde. Es sei denn, es meldet sich jemand, der mich in Pflege nimmt.

ZOMBIE SUCHT ATMER

Stuberein

Mag Katzen und Strandspaziergänge

Kann gut kochen Das einzige Problem: Selbst wenn sich jemand bereiterklären würde, mich bei sich aufzunehmen, wird die Bezirksverwaltung das nicht genehmigen, weil das Verschwinden meiner Eltern nach wie vor ungeklärt ist. Man betrachtet mich als gemeingefährlichen Zombie; das heißt für mich, wenn die sieben Tage vorbei sind, Pech gehabt.

Das musste ja irgendwann so kommen. Wenn du deine Eltern verspeist, kannst du nicht erwarten, dass keiner etwas von ihrem Verschwinden mitkriegt. Doch wenn du die Reste deiner Eltern zu Kroketten verarbeitest, denkst du einfach nicht über die Folgen deines Handelns nach.

Jerry muss erneut mehrmals niesen, gefolgt von einem heftigen, trockenen Hustenanfall. Ich rechne jeden Moment damit, dass er einen Haarball ausspuckt.

Das einzige ursprüngliche Mitglied aus unserer Gruppe, das nicht hochgenommen wurde, ist Helen, obwohl sie mir bei einem Besuch anvertraut hat, dass sie ständig daran denkt, ihre Schwester zu verspeisen.

»Sie sieht einfach unglaublich saftig aus.«

Ja. Saftig. Bei den Worten läuft mir das Wasser im Mund zusammen.

Anstatt ihre Schwester zu verspeisen, hat Helen mit Hilfe von Zack und Luke einen Obdachlosen erledigt; anschließend haben sie ihn in Stücke geschnitten und in der Gefriertruhe in Ians Garage verstaut.

Wenn Grün die Farbe des Neids ist, bin ich eine pürierte Erbsensuppe.

Für eine Erbsensuppe mit Menschenfleisch zerlasse man 2 EL Butter in einer Kasserolle, vermische sie mit 2 EL Mehl, gieße jeweils $\frac{1}{2}$ 1 Milch und Menschenfleischbrühe hinzu und bringe das Ganze zum Kochen. Dann rühre man gehacktes Menschenfleisch und das Püree aus grünen Erbsen unter, würze es mit Salz und Pfeffer, und lasse alles bei geschlossenem Deckel 5 bis 10 Minuten simmern. Das ergibt sechs Portionen.

Helen meinte, ich solle mir keine Sorgen machen, sie und Ian würden sich schon was überlegen, um mich hier rauszuholen. Ich hoffe, dass ihnen schnell was einfällt, damit ich frisches Menschenfleisch essen kann, denn ich zupfe schon die ganze Zeit Stücke meines Gehirns aus der Austrittswunde in meinem Hinterkopf.

Tag fünf meiner Gefangenschaft.

Vor zwei Tagen hat man Jerry entlassen. Ich kann nicht behaupten, dass mir sein ständiges Schnaufen und Husten fehlt, aber wenigstens hat es das monotone Gefauche ein wenig aufgelockert.

Die rote Perserkatze im Käfig neben mir ist am schlimmsten. Sie faucht mich zwar nicht so laut an wie die anderen, aber da ihr Gesicht so eingedrückt ist, funktionieren ihre Atemorgane nicht richtig, so dass sie zweimal am Tag einen Niesanfall kriegt und ich mit Klümpchen orangefarbenen Schleims vollgespritzt werde.

Als Jerrys Eltern aufgetaucht sind, um ihn abzuholen, hatte ich damit gerechnet, dass sie wie die meisten Atmer reagieren. Doch im Gegensatz zu meiner Mutter, die sich geweigert hätte, mich anzufassen, und meinem Vater, der mir vorgehalten hätte, wie viel Kosten und Unannehmlichkeiten mein Zustand mit sich bringt, haben Jerrys Eltern ihn mit Liebkosungen überhäuft und sich dafür entschuldigt, dass sie es nicht früher geschafft haben, vorbeizukommen. Und ich dachte, dass jeder seine Mutter und seinen Vater verspeisen will.

Ich bin jetzt also ganz alleine, es sei denn, man zählt die dreiundneunzig Katzen und vierundzwanzig Kätzchen mit, die momentan den Zwinger mit mir teilen.

Nach Jerrys Entlassung am Morgen wurden Carl und Naomi später am Nachmittag abgeholt. Und Rita, Leslie, Beth und Tom durften gestern nach Hause gehen. Rita hat kurz reingeschaut und mir bei einem verstohlenen Kuss getrocknetes Menschenfleisch zugesteckt, doch das hat nicht viel geholfen. Ich verfalle allmählich. Meine frischen Wunden fangen an zu eitern und verfärben sich schwarz, und mein Herz schlägt jetzt weniger als fünfmal pro Minute. Bei dem bestialischen Gestank aus den Katzenklos lässt sich allerdings kaum sagen, ob mein Gewebe allmählich verwest. Außerdem haben mich ein paar der Neuankömmlinge in den Nachbarkäfigen vollgespritzt.

Und ich werde von Krämpfen geschüttelt.

Wer noch nie in einen 1,50 Meter langen, ein Meter breiten und ein Meter hohen Käfig eingesperrt war, kann das wahrscheinlich nicht verstehen.

Drahtkäfig engt ein

Muskel zuckt, Wunde eitert

Katzenpisse stinkt Im Moment kommt mir der Weinkeller meiner Eltern wie die Penthouse-Suite im Ritz-Carlton vor. Was würde ich jetzt für eine Flasche 1999er Arietta Merlot und eine Doppelfolge *Chaos City* geben.

Das Positive: Laut Helen sind mehrere persönliche Gegenstände meiner Eltern kurz hinter Big Sur an Land gespült worden, so dass die Polizei sich veranlasst sieht, ihre Ermittlungen auf das Gebiet zwischen Carmel und San Simeon zu verlagern. Mit etwas Glück finden sie ihren BMW, führen ihren Tod auf einen Unfall zurück und lassen mich laufen. Mir ist schon klar, dass das so wahrscheinlich ist wie ein guter Hollywood-Film, der auf einer schlechten Fernsehserie basiert. Aber zumindest habe ich jetzt etwas, worüber ich nachdenken kann, außer darüber, ob man mich sezieren, zerstückeln oder flambieren wird.

Ian hat in meinem Namen bei der Bezirksverwaltung eine einstweilige Verfügung beantragt, um zu verhindern, dass man mich vernichtet, bevor die polizeilichen Ermittlungen im Zusammenhang mit dem Verschwinden meiner Eltern abgeschlossen sind. Er meint, der Antrag hat gute Aussichten auf Erfolg. Er hat sogar den *Santa Cruz Sentinel* kontaktiert, damit die lokalen Medien darüber berichten. Ich weiß nicht genau, was er sich davon verspricht, einen Haufen Atmer zu verärgern, die sich sowieso nur darüber beklagen werden, dass man ihre

Steuergelder für einen Untermenschen verschwendet, doch Ian glaubt offensichtlich, dass das für meinen Fall von Nutzen ist.

Ich weiß nur, dass, wenn meine Eltern nicht in den nächsten zwei Tagen hier auftauchen - was eher unwahrscheinlich ist, da sie von meinem Organismus bereits verdaut und ausgeschieden wurden -, ich ein Vollstipendium fürs Kadaver-College bekomme.

Und ich habe gehört, dass die Aufnahmeprüfung dort grausam sein soll.

KAPITEL 48

»Andy, Andy! Wie werden Sie hier behandelt?«

»Wie ist es, ein Zombie zu sein?«

»Wie kommen Sie mit dem Verschwinden Ihrer Eltern zurecht?«

Es ist Tag neun meiner Gefangenschaft, und ich beantworte die Fragen von einem halben Dutzend Reportern, die vor meinem Käfig stehen; das heißt, eigentlich handelt es sich eher um einen privaten Luxuszwinger als um einen Käfig.

Er misst dreimal drei Meter und ist zwei Meter fünfzig hoch; in meiner neuen Unterkunft habe ich ein Sofa, das sich zu einem schmalen Doppelbett ausziehen lässt, einen kleinen Kühlschrank, eine Mikrowelle, eine transportable Toilette mit blickdichtem Vorhang, einen DVD-Player und einen Neunzehn-Zoll-Flachbildschirm. Der DVD-Player und der Flachbildschirm sind Spenden eines Elektrohändlers, und die anderen Ausstattungsgegenstände kommen von lokalen Betrieben, die sich davon eine gute PR versprechen. Mein persönlicher Wärter ist ein Bursche namens Scott, der ehrenamtlich für die SPCA arbeitet, aber eigentlich Schauspieler werden will und glaubt, dass er auf diese Weise vielleicht entdeckt wird.

Wenn du plötzlich berühmt bist, reißen sich alle um dich.

Vor zwei Tagen wurde ich vom Geheul mehrerer Sirenen vor dem Gebäude geweckt - und diesmal waren es wirklich Sirenen. Ich dachte, das war's, ich lande bei Ray im Lager für jene Untoten, die endgültig fällig sind, was mir allmählich als recht reizvolle Alternative erschien angesichts der Tatsache, dass ich die letzten Tage mit meinem Arsch in einem Katzenklo verbracht hatte.

Wie sich jedoch herausstellte, hatte einer der regionalen Medienvertreter die Geschichte über den Ausbruch zivilen Ungehorsams unter den Untoten in Santa Cruz aufgegriffen und jemanden beauftragt, der Sache nachzugehen. Als herauskam, dass es sich bei einem der Untoten um einen elternlosen Zombie handelt, der eine Petition an einen Abgeordneten des Repräsentantenhauses geschickt hat, in der er die Regierung auffordert, ihm seine verfassungsmäßig garantierten Rechte zurückzugeben, und dass ein ortansässiger Anwalt sich dafür eingesetzt hat, besagten Zombie vor der Vernichtung zu bewahren, wurde landesweit darüber berichtet.

Weiter wurde bekannt, dass meine Petition von meinem angeblichen Volksvertreter völlig ignoriert wurde und als Witz unter den anderen Abgeordneten auf dem Capitol Hill wochenlang die Runde machte. Doch als mein Name in den Nachrichten auftauchte und man herausfand, dass ich der Verfasser jener Petition war, wurde aus dem Witz ein einziger PR-Alptraum.

Bislang wurde über meinen Fall in den *World News Tonight*, den *CBS Evening News* und den *Headline News* berichtet, in *Crossfire*, *Real Time with Bill Maher* und auf NPR wurde darüber diskutiert, und er fand sogar auf einer Pressekonferenz des Präsidentensprechers Erwähnung. Ich glaube, die offizielle Stellungnahme des Präsidenten in der Sache lautete: »Kein Kommentar.«

An dem Morgen, an dem ich in die Bezirksverwaltung überführt werden sollte, belagerten die Fernsehsender in einem Konvoi aus Übertragungswagen, Videokameras, Satellitenschüsseln und Dutzenden Reportern die SPCA. Fürsprecher und Gegner in der Sache beschimpften einander. Und Hunderte Einwohner aus der Gegend versammelten sich, um ihre Meinung kundzutun und vielleicht einen Blick auf Andy den Zombie zu erhaschen. Es muss ein ziemliches Affentheater gewesen sein. Schließlich kreuzte die Polizei auf, um zu verhindern, dass aus der ganzen Sache eine Zirkusveranstaltung wird.

»Andy, was wird Ihrer Meinung nach jetzt mit Ihnen passieren?«

»Wann, glauben Sie, wird man Sie hier rauslassen?«

»Was ist Ihr Leibgericht?«

Nächste Frage.

Als die Medienmeute hier vorfuhr, hat die SPCA vierundzwanzig Stunden lang das Gebäude verriegelt, um den Reportern den Zugang zu mir zu verwehren - zum einen, damit die anderen Tiere nicht gestört wurden, aber auch, weil ihnen klar war, dass sie ihren eigenen PR-Alptraum am Hals hätten, falls auch nur *ein* Bild von mir ausgestrahlt würde, eingezwängt in meinem Sarg von einem Käfig, mit nichts als einem Trinknapf, einer Schüssel Trockenfutter und einem Beutel Katzenminze. Die übrigens wie vertrocknetes Gras schmeckt, aber trotzdem ganz schön reinhaut. Also wurde ich mitten in der Nacht in einen der großen Käfige verlegt, in denen die SPCA sonst Nutztiere und Wild unterbringt. Einige der ehrenamtlichen Helfer haben sogar mit angepackt, um Kissen und Decken für mich zu besorgen.

Obwohl sie Atmer sind, nehmen die meisten Mitarbeiter wirklich Anteil am Schicksal ihrer untoten Schützlinge. Ich glaube, dass dieses Mitgefühl dazu beigetragen hat, die wachsende Unterstützung für mich und Zombies im ganzen Land in den letzten Tagen weiter anzufachen. All die gespendeten Ausstattungsgegenstände sind wenige Stunden nach Ausstrahlung des ersten Berichts über meinen Fall auf Network News hier eingetroffen. Und meine derzeitige Unterkunft ist heute Morgen hier angekommen; sie wurde mir von einem lokalen Unternehmer zur Verfügung gestellt, der maßgefertigte Käfige produziert und meinte, er könnte im Zuge meiner permanenten Medienpräsenz seine Verkäufe ankurbeln.

»Andy, wie sind Sie gestorben?«

»Was für ein Leben haben Sie geführt, bevor Sie sich in einen Zombie verwandelt haben?«

»Finden Sie, dass man Sie im Stich gelassen hat?«

Die polizeilichen Ermittlungen im Zusammenhang mit dem Verschwinden meiner Eltern laufen zwar noch, trotzdem kursieren in den Boulevardblättern, im Internet und in Sendungen wie *Entertainment Tonight* Geschichten, dass meine Eltern sich umgebracht haben, weil sie nicht mehr damit fertigwurden, dass ihr Sohn ein Zombie ist, oder aber dass sie ihren Tod vorgetäuscht haben, damit sie sich nicht länger um mich kümmern müssen.

Hier einige weitere Behauptungen, die über mich verbreitet werden:

Ich wurde die letzten drei Monate im Keller meiner Eltern als Sklave gehalten und von Menschen mit nekrophilen Neigungen sexuell missbraucht.

Mom und Dad haben meine inneren Organe, eins nach dem anderen, verkauft, um damit ihre Heroinsucht zu finanzieren.

Meine Eltern haben mir die Genitalien abschnitten und in einem Glas als Glücksbringer aufbewahrt, um den Lotto-Jackpot zu knacken.

Ich schätze, dass man die Medien zwar auf eine Sache aufmerksam machen, sie jedoch nicht dazu bringen kann, korrekt darüber zu berichten.

Trotz ihrer spekulativen Berichterstattung glaubt die Öffentlichkeit eher den Boulevardblättern als die Wahrheit, also hat man aus mir eine tragische, sympathische Zombiegestalt gemacht.

Eine »Geschichte aus dem Leben« über einen Untoten.

Eine Kultfigur für eine Gesellschaft, die mich verabscheut.

Ich denke daran, wie ich auf dem Rasen meiner Eltern gehockt, wie ich vor der Leichenhalle demonstriert habe und wie ich im Park auf der Bank saß, um die Atmer zum Nachdenken zu bewegen, um sie mit einem anderen Standpunkt zu konfrontieren. Ich denke daran, wie man mich angepinkelt und bespuckt und mich mit Essen und Beleidigungen bombardiert hat, wie ich aufgrund meiner Bemühungen ein ums andere Mal von der Animal Control fortgekartt wurde, und daran, dass alle meine Aktionen offensichtlich wirkungslos waren.

Und jetzt, ganz plötzlich, stehe ich im Rampenlicht.

Ich habe immer gedacht, dass Erlöser und Heilige was für religiöse Menschen sind und für solche, die kein Vertrauen in ihre eigenen Fähigkeiten haben, die an jemand oder etwas Größeres glauben müssen, um ihren Platz in der Welt zu finden. Doch jetzt wird mir klar, dass nicht jeder Erlöser ein Heiliger ist. Und dass nicht jeder Heiliger ein Ausbund an Tugend ist.

Ihr könnt euren Jesus Christus behalten.

Euren Mohammed.

Euren Krishna, euren Konfuzius, euren Buddha.

Dazu euren Martin Luther und euren Gandhi.

»Was denken Sie über den Hunger in der Welt, Andy?«

»Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod, Andy?«

»Wie fühlen Sie sich, jetzt, wo Sie berühmt sind, Andy?«

Mein Erlöser sind die amerikanischen Medien.

KAPITEL 49

Es ist schon erstaunlich, wie eng ein dreimal drei Meter großer Käfig sein kann, wenn man versucht, ein ganzes Fernseheteam mitsamt Equipment darin unterzubringen.

»Ich brauch hier in der Ecke noch mehr Licht«, brüllt der Produktionsassistent. Vielleicht ist es auch der Oberbeleuchter. Oder der Beleuchter. Ich habe keine Ahnung. Ich weiß nur, dass ich ein wenig nervös bin, weil ich gleich mit einem Einschussloch über meiner linken Augenbraue landesweit auf Sendung gehe.

Ich habe die Maskenbildnerin gebeten, es mit einem Abdeckstift zu kaschieren, doch der Regisseur möchte mein zombiehaftes Aussehen besonders betonen, damit das Publikum mit mir mitfühlen, damit es meinen Schmerz verstehen kann. Doch mein einziger Kummer ist das Loch in meiner Stirn, das wie der größte Mitesser der Welt aussieht.

Als wäre das nicht schon schlimm genug, trägt die Maskenbildnerin auch noch zu viel Grundierung auf. Außerdem passt der Abdeckstift, den sie benutzt, farblich nicht zu meinem Hauttyp. Und mit dem Rouge sehe ich aus wie ein Clown. Ich versuche, ihr das zu erklären, doch sie ignoriert mich einfach, also verzichte ich darauf, ihr zu sagen, dass sie einen weicheren Schwamm verwenden muss.

Um meinen Käfig schart sich ein Publikum aus ehrenamtlichen SPCA-Mitarbeitern, Polizeibeamten, lokalen Berichterstattern, geladenen Gästen und mehreren bekannten Persönlichkeiten, darunter der Bürgermeister von Santa Cruz. Ich halte Ausschau nach Rita oder Jerry oder irgendjemandem aus der Gruppe, aber offensichtlich konnten sie heute Abend nicht herkommen.

Draußen vor der SPCA skandieren die Demonstranten ihre Parolen gegen mich:

»Zombies sind keine Menschen!«

»Tod den Untoten!«

Und mein momentaner Lieblingsspruch:

»Steig zurück in deinen Sarg!«

Als wäre ich ein Vampir. Also wirklich. Bringt eure untoten Kreaturen nicht durcheinander. Mein persönlicher Wärter, Scott, kommt zu mir und teilt mir mit, dass Beringer mir soeben mehrere Kisten ihres 2001er Private Reserve Cabernet Sauvignon geschenkt hat und fragen lässt, wohin sie geliefert werden sollen? Außerdem erklärt er mir, dass Katie Couric erneut am Handy ist und wissen will, ob ich das Gespräch entgegennehme?

»Ich kann jetzt nicht«, sage ich. »Ich habe gleich eine Schaltung zu *Larry King Live*.«

In den letzten drei Tagen hatte ich per Satellitenübertragung Live-Auftritte bei CNN, *Good Morning America*, *Live with Regis and Kelly*, CNBC, der *Best Damn Sports Show* und Howard Stern. Howard hat mich sogar gebeten, nochmal mit Rita vorbeizukommen, sobald ich nicht mehr des Mordes an meinen Eltern verdächtigt werde, denn er wollte schon immer einen Liebesakt zwischen zwei Zombies live in seiner Sendung ausstrahlen. Ich habe gesagt, dass ich mir die Sache durch den Kopf gehen lasse.

»Okay, Leute«, sagt der Regisseur. Oder ist es der Produktionsassistent? Ich weiß nur, dass ich mehr Make-up trage als Elizabeth Taylor in *Cleopatra*. »Wir haben noch drei Minuten, bis wir auf Sendung gehen, in zwei Minuten muss jeder einsatzbereit auf seiner Position sein.«

Ich kann spüren, wie die Abdeckfarbe und das Puder auf meiner Haut zusammenpappen, doch die Maskenbildnerin trägt noch mehr auf. Und sie verteilt es in die falsche Richtung. Außerdem sehe ich mit dem Kajal, den sie benutzt, aus wie eine Las-Vegas-Nutte. Ich hätte große Lust, sie zu beißen, doch damit wäre das Interview mit Larry King wahrscheinlich gestorben.

Anfangs wollten die Nachrichtensendungen und Talkshows mich nur wegen des Hypes für ein Interview buchen, und weil ich ihnen einfach etwas Neues geboten habe. Obwohl die Untoten als Gesundheitsrisiko gelten und von der Mehrheit als öffentliches Ärgernis betrachtet werden, bedeutet ein Interview mit einem Zombie hohe Einschaltquoten. Also wollte dabei niemand zurückstehen.

Nachdem jedoch jetzt die amerikanische Bürgerrechtsunion eine Sammelklage im Namen der Untoten eingereicht hat, in der sie geltend macht, dass unsere Bürgerrechte seit Jahrzehnten mit Füßen getreten wurden, bekomme ich Anrufe von *Newsweek* und dem *Rolling Stone*, Matt Lauer und FOX News. Als ob ich FOX je ein Interview geben würde. Sie sind so fair und ausgewogen wie eine Grillparty des Ku-Klux-Klans.

Offensichtlich haben sich der Klan, die American Medical Association, der Dachverband der Gewerkschaften, die Republikaner und Dutzende rechter religiöser Gruppen zusammengeschlossen, um gegen die Behauptung der Bürgerrechtsunion vorzugehen, dass uns als ehemaligen Atmern das Recht auf Leben, Freiheit und Eigentum ohne ordentliches Gerichtsverfahren genommen wurde.

Meiner Petition sei Dank.

Zugegeben, das Recht auf Leben und Freiheit umfasst nicht den Verzehr von lebenden Menschen, doch man kann nicht erwarten, dass Atmer und Zombies bei allem einer Meinung sind.

»Noch zwei Minuten, Leute!«

Auch wenn die meisten einflussreichen Persönlichkeiten Stellung gegen die Bürgerrechtsunion bezogen haben, gibt es in der Geschichte Präzedenzfälle, die die Klage stützen. Schließlich wurden auch Afroamerikaner früher als Objekte und nicht als menschliche Wesen angesehen.

Sicher, wir Zombies wurden nie versklavt, aber die Parallelen sind kaum zu übersehen.

Wir werden von einer Gesellschaftsschicht gedemütigt, die uns als minderwertig betrachtet.

Wir werden zu Unterhaltungs- und Forschungszwecken ausgebeutet.

Oft werden wir zum Spaß aufgehängt und gefoltert.

Und wenn ich unsere Lage schon mit der Misere der Afroamerikaner vergleiche, war das damals ja nur der Anfang.

Verdammt, vor weniger als einem Jahrhundert hatten Frauen nicht mal das Wahlrecht. In den

1940ern wurden Amerikaner japanischer Abstammung zusammengetrieben und in Lagern

interniert. Später folgte der Kampf der Schwulen und Lesben für ihre Bürgerrechte. Und um die

Jahrhundertwende, nach dem 11. September, wurden Moslems schikaniert und nur aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit ermittlungsdienstlich erfasst.

Zombies sind nur die Letzten in einer langen Reihe von Leuten, die von der Führungsschicht

unterdrückt wurden. Natürlich hat das andere Minderheiten nicht davon abgehalten, uns ebenfalls zu diskriminieren, was ungefähr so viel Sinn ergibt wie ein David-Lynch-Film.

»Noch eine Minute!«

Man entfernt mein Schminklätzchen, und die Scheinwerfer werden ein letztes Mal ausgerichtet, dann nimmt jeder seine Position ein, während der Regisseur alle lauthals um Ruhe bittet.

Ich trage ein jägergrünes Seidenhemd mit kurzen Ärmeln, braune Baumwollhosen und schwarze

italienische Lederschuhe. Durch die ganzen Scheinwerfer wird es warm in meinem Käfig, und

ich fange an zu schwitzen; ich hoffe nur, dass die dicke Teigschicht aus Make-up nicht von

meinem Gesicht in meinen Schoß rutscht. Zumindest nicht bevor mir jemand eine

Waschmaschine und einen Trockner gespendet hat.

Als ich zum ersten Mal für ein Interview Platz genommen habe, war ich nervös wie ein Kind, das eine neue Schule besucht, oder wie ein Jugendlicher, der endlich einen Blick auf echte Brüste erhascht. Inzwischen ist es Routine.

Hatten wir schon.

Der Nächste bitte!

Verdammt, ich musste ESPN und *60 Minutes* eine Abfuhr erteilen, weil ich einfach keine Zeit habe. Alle reißen sich um mich. Ich bin zum Aushängeschild für die Bürgerrechtsbewegung der Zombies geworden.

»Okay, gleich sind wir drauf, in zehn, neun, acht ...«

Ich habe gehört, dass die Sendungen, in denen ich auftrete, höhere Quoten als Gott am Sonntag

haben. Natürlich verdiene ich mit keinem dieser Interviews Geld, denn ich habe immer noch

keine Sozialversicherungsnummer. Aber die Auftritte sind unserer Sache dienlich.

Bei drei, zwei, eins ...

KAPITEL 50

Sleigh bells ring, are you listening?

In the lane, snow ist glistening ... Die tiefe, raue Bassstimme von Louis Armstrong wabert

durch das Innere des Käfigs; sie kommt aus den Lautsprechern des Sony-CD-Micro-Systems, das ein örtliches Best Buy gespendet hat. Eine Weihnachts-CD von Elvis wäre mir lieber gewesen, aber Rita steht auf die alten Jazz-Klassiker.

Zusammengerollt neben mir, unter einer Daunendecke auf meinem schmalen Ausklappsofa, liegt Rita. Sie hat nichts an, und so gefällt sie mir am besten.

Die ganzen Kameras, Reporter und Fernsteams sind abgezogen, so wie die meisten SPCA-Mitarbeiter. Die Bezirksverwaltung hat zusätzliche Sicherheitskräfte engagiert, um die Demonstranten, Autogramm-Jäger und Verbindungsanwärter fernzuhalten, also habe ich meinem persönlichen Wärter den Abend freigegeben. Schließlich ist heute Heiligabend.

Irgendwie hatte ich mir diesen Abend anders vorgestellt. Vor sechs Monaten. Ja, noch vor zwei Wochen - doch seither bin ich hier eingesperrt. Aufgrund des Medieninteresses, das mir in den letzten Wochen entgegengebracht wurde, war ich nicht in der Lage, meine übliche Ration Menschenfleisch zu mir zu nehmen, darum hat Rita ein spezielles Weihnachtsessen aus Menschenfleisch und Kartoffelpfannkuchen mit leckerer Dillsoße für mich zubereitet. Allerdings musste sie die Pfannkuchen in Ians Wohnung braten und zu mir hereinschmuggeln, und nachdem wir sie in der Mikrowelle erwärmt hatten, waren sie nicht mehr ganz so frisch. Aber ich will mich wirklich nicht beklagen.

Ich greife nach einem Stück kandierte Menschenfleisch, das Leslie für mich zubereitet hat, und spüle es mit einem Churchill 1985 Vintage Port herunter. Ich biete Rita von beidem etwas an, doch sie lehnt wortlos ab und verharrt, wie fast schon den ganzen Abend, in ihrem nachdenklichen Schweigen. Ich habe sie bereits zweimal gefragt, ob irgendwas nicht stimmt, aber sie meinte, dass alles in Ordnung sei.

Sie liegt mit ihrem Kopf auf meiner Brust, und ich streiche durch ihr Haar, während Satchmo durch Judy Garlands Version von »Have Yourself a Merry Little Christmas« abgelöst wird.

»Lust auf'n bisschen Spaß?«, frage ich.

Nichts. Sie spielt nicht mal an meinem Einschussloch herum, das endlich verheilt.

»Andy«, sagt sie schließlich. »Vermisst du deine Tochter?«

Das ist nicht gerade die Art von neckischen Bettspielchen, auf die ich aus bin, und innerhalb der nächsten Stunde geht im Bett garantiert rein gar nichts, doch ich schätze, es lohnt sich darüber nachzudenken.

Vermisse ich Annie?

Das sollte ich wohl. Schließlich haben wir Weihnachten. Annie in ihrem magischen Glauben an den Weihnachtsmann zu erleben hat mich fast dazu gebracht, selbst wieder an ihn zu glauben. Doch um ehrlich zu sein, ich habe in den letzten drei Wochen kein einziges Mal an sie gedacht. So ist es wirklich am besten. Für sie und für mich. Als Larry King mir dieselbe Frage gestellt hat, habe ich allerdings gelogen. Falls Annie zusieht. Ich wollte nicht, dass sie ihren Vater für ein Monster hält.

»Nein. Sie fehlt mir nicht. Warum?«

Keine Antwort. Nicht mal ein Schulterzucken.

Im Hundezwinger jault einer der Hunde kurz und traurig auf und verstummt dann wieder.

»Vermisst du deine Familie?«, sagt Rita.

Ich frage mich, worauf sie hinauswill.

Meine Familie? Welche Familie? Ob ich Rachel und Anne vermisse? Das habe ich, doch ich habe genug getrauert und dann den Blick nach vorne gerichtet. Sicher, wenn ich lange und intensiv genug an sie denke, kann ich ein Gefühl des Verlusts heraufbeschwören, vielleicht sogar ein paar Tränen, doch wozu? Nicht mal Oprah würde mich in ihrer Sendung so weit kriegen. Ob ich meinen Vater und meine Mutter vermisse? Ich schätze, das hängt davon ab, was sie mit *vermissen* meint.

Ob ich die unverhohlene Verachtung meines Vaters vermisse? Die frostige Zuwendung meiner Mutter? Oder den Geschmack ihres Fleisches mit gekühlter Knoblauchmayonnaise ...

Nein. Nein. Und ja.

»Ist es das, was du wissen wolltest?«, frage ich.

Auf dem CD-Player wird Judy von Frank Loessers frivolen »Baby It's Cold Outside« abgelöst. Hier drinnen ist es auch kalt.

»Was soll das Ganze?«, frage ich.

Fühlt sie sich durch meine frühere Beziehung bedroht? Will sie heiraten? Überlegt sie, ihre Mutter zu töten und zu verspeisen?

Als Rita nicht antwortet, lege ich ihr die Finger unters Kinn und drehe ihr Gesicht in meine Richtung. Sie hat Tränen in den Augen, ich weiß jedoch nicht, ob vor Glück oder vor Trauer. Irgendwo dazwischen, wie es scheint. Als würde das, was ihr durch den Kopf geht, sie gleichzeitig beunruhigen und beglücken.

Nach einer Weile nimmt sie ihren Kopf von meiner Brust, stützt sich auf den Ellbogen und sieht mir direkt in die Augen. Ich habe mich geirrt. Da ist keine Traurigkeit. Nur Freude.

»Ich bin schwanger.«

KAPITEL 51

An der Tafel steht:

WILLKOMMEN ZURÜCK, ANDY!!

Und darunter:

SILVESTERPARTY BEI JERRY - BEEMM.

Was in Zombiesprache bedeutet: Bringt euer eigenes Menschenfleisch mit.

Vor ein paar Wochen wäre Jerry vielleicht noch damit durchgekommen, die Wörter auf der Tafel vollständig auszuschreiben, doch da ich seit meiner Entlassung aus der SPCA von Paparazzi verfolgt werde, müssen wir unseren Grips ein bisschen anstrengen.

Helen und Leslie kommen auf mich zu, um mich zu umarmen, gefolgt von Naomi, die mir einen Kuss auf die Wange gibt. Jerry klatscht mich ab und begrüßt mich mit einem begeisterten

»Alter!«, während Carl mir aus der anderen Ecke des Zimmers zulächelt und nickt. Dann tritt Tom auf mich zu und schüttelt mir mit seinem fremden, kurzen, haarigen Anhängsel die Hand, dann nimmt er mich in den Arm und fängt an zu weinen.

»Du hast mir auch gefehlt«, sage ich.

Am Tag nach Weihnachten hat die Polizei kurz vor der Küste südlich von Big Sur im Meer den BMW meiner Eltern entdeckt. Obwohl man ihre Leichen nicht gefunden hat, reichen die Beweise, um meine Aussage, dass meine Eltern die Küste runtergefahren sind, um etwas Zeit in ihrem Haus in Palm Springs zu verbringen, zu erhärten. Also hat man mich entlassen.

Ich muss zwar zugeben, es ist ein gutes Gefühl, auf freiem Fuß zu sein und die anderen wiederzusehen, doch irgendwie fehlt mir auch die SPCA - das Essen, der Wein, die Frauen, die Sex mit mir haben wollten. Man bekommt nicht oft die Gelegenheit, ein Leben ganz ohne persönliche Verantwortung zu führen. Als ginge man wieder aufs College, nur unter den Augen der landesweiten Medien.

Und mit persönlichen Bediensteten.

Obwohl die Ermittlungen im Zusammenhang mit dem Verschwinden meiner Eltern noch nicht abgeschlossen sind, hat die Polizei vorläufig erklärt, dass es sich bei ihrem Tod um einen Unfall handelt, und damit den Weg für meine Entlassung frei gemacht. Laut Vorschrift durfte ich allerdings nicht ohne Begleitperson entlassen werden, darum hat Ian die Einverständniserklärung für mich unterschrieben. Nicht dass ich in dieser Beziehung irgendwelche Unterstützung bräuchte - ein gutes Dutzend Atmer, allesamt unverheiratete oder geschiedene Frauen über vierzig, haben sich bereiterklärt, mich in Pflege zu nehmen.

Unabhängig von ihren Beweggründen - Mitgefühl, Verzweiflung, perverse Fantasien - fühle ich mich geschmeichelt. Es tut gut, so begehrt zu sein, auch wenn es dieselben Leute sind, die mich gestern noch verachtet haben. Doch auf mich wartet jetzt Wichtigeres, als mein Ego streicheln zu lassen.

Als Rita auf ihrem Stuhl Platz nimmt, achte ich darauf, dass sie bequem sitzt, und frage sie, ob sie irgendwas braucht. Sicher, sie ist erst in der fünften Woche, doch es macht mir Spaß, sie zu verwöhnen. Und trotz der positiven Berichterstattung über die Untoten in letzter Zeit ist es unwahrscheinlich, dass wir einen Frauenarzt finden, der Rita behandelt und ihre Schwangerschaft für sich behält. Darum müssen wir vorsichtig sein.

Der Vorstoß für die Bürgerrechte der Zombies hat ein gesellschaftliches Beben ausgelöst, dessen Schockwellen sich im ganzen Land ausgebreitet und Löcher in die kulturellen Strukturen gerissen haben. Aber Zombies, die sich fortpflanzen, würden ein Beben der Stärke zehn auf der nach oben offenen Richterskala auslösen.

Trotzdem können wir nicht warten, bis die Gesellschaft bereit dafür ist. Rita und ich müssen an die Zukunft denken - an Altersvorsorge und Studiengelder, daran, ob wir Stoff- oder Einwegwindeln benutzen wollen. Doch zunächst müssen wir eine Möglichkeit finden, unseren Lebensunterhalt zu verdienen.

Mein zweiter Besuch auf dem Sozialamt verlief nicht viel besser als der erste, nur dass man diesmal nicht auf mich geschossen hat. Wenigstens hat Garry, der Wachmann, sich bei mir entschuldigt, bevor er mich um ein Autogramm auf seinem Halfter gebeten hat. Als er wissen wollte, was mit meinen Schussverletzungen passiert ist, habe ich ihm erklärt, dass ich einen guten Maskenbildner habe.

Die Tatsache, dass meine Wunden verheilen, lässt sich immer schwerer verbergen, darum musste ich meinen Menschenfleischkonsum einschränken. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass ich deswegen ein wenig gereizt bin.

Außerdem habe ich es immer noch nicht geschafft, meine Sozialversicherungsnummer zu reaktivieren.

Keine Ahnung, was ich erwartet habe. Gesellschaftliche Veränderungen finden nicht über Nacht statt. Doch wenn man bedenkt, wie viele Fortschritte wir in den letzten Wochen erzielt haben, ist es eine Enttäuschung, dass ich nicht in der Lage bin, den Lebensunterhalt für meine Familie zu verdienen. Und angesichts der anstehenden Interviews bei Letterman, Leno und Oprah denke ich an nichts anderes als an den Verdienst, der mir dabei entgeht.

Rita meint, ich solle mir keine Sorgen machen, und dass alles gut wird, dass die Aufmerksamkeit, die man mir entgegenbringt, wichtiger ist als irgendein finanzieller Verlust, doch ich werde das Gefühl nicht los, dass man mich ausnutzt.

»Okay, nehmt bitte alle Platz«, sagt Helen. »Wir haben heute Abend eine Menge wichtiger Dinge zu besprechen, darum lasst uns zur Sache kommen.«

Helen wischt die Botschaft an der Tafel ab und schreibt das Thema des heutigen Treffens an: **WIE MAN RICHTIG MIT DEN MEDIEN UMGEHT.**

Naomi und Carl haben einen Termin bei Conan O'Brian, Jerry rührt in der *Daily Show* die Werbetrommel für seine Sixtinische Kapelle aus Playboy-Playmates, und Tom ist der erste

Kandidat in *Extreme Makeover: Zombie Edition*. Während Zack und Luke eine Anfrage haben für eine bevorstehende »Ghuls gegen Trottel«-Folge von *Fear Factor*.

Ich würde mein Geld auf die Ghuls setzen.

Im ganzen Land treten Zombies jetzt in Talkshows und Fernsehsendungen auf, in Nachrichtenmagazinen und in Werbespots, in denen sie alles vom Beerdigungsinstitut bis zum Deo anpreisen. Einige Firmen haben sogar angefangen, die Zombies selbst zu vermarkten - mit Actionfiguren, Sammelkarten und T-Shirts mit der Aufschrift »Bist du Zombie?«. Und ich habe gehört, dass McDonald's ein Zombie Happy Meal neu im Angebot hat.

Wir rechnen alle damit, dass sich der frische Charme von Zombies als Medienlieblingen irgendwann verbraucht, aber man kann nie wissen. Ich dachte auch, dass das Interesse an Reality Shows schließlich nachlässt, doch inzwischen gibt es mehr als sechzig davon, von *Amazing Race* bis zu *Zombie Life*, die demnächst auf Sendung geht. Wer weiß? Vielleicht habe ich in fünf Jahren meine eigene Talkshow.

Doch wird man mich dafür bezahlen?

»Andy«, sagt Helen. »Würdest du gerne die Sitzung leiten?«

Ich erhebe mich und trete an die Tafel, dann drehe ich mich zu den anderen Mitgliedern um. Jerry, Beth, Tom und Naomi applaudieren, während Carl und Leslie lachen und Rita mir liebevoll zuzwinkert. Mir kommen gleich die Tränen. Es ist das erste Mal, dass ich mich auf einem Treffen an die Gruppe wende, ohne auf visuelle Hilfsmittel angewiesen zu sein.

Während ich die anderen betrachte, muss ich daran denken, wie ich das erste Mal an einem Treffen der Anonymen Untoten teilgenommen habe, im August, als ich mich gerade von dem Schock erholte über das, was mit mir geschehen war. Damals waren wir lediglich zu fünft - Helen, Naomi, Carl, Tom und ich. Und die Zukunft sah trostlos aus. Wir hatten den Glauben an uns und die Welt verloren.

Es ist schwer zu begreifen, was seitdem passiert ist. Anstatt auf die möglichen Hindernisse zu treffen, die nach wie vor auf uns warten, hat die ungepflasterte Straße ins Nichts, über die wir rollten, einen Schlenker gemacht, und nun rasen wir über einen neuen Highway, einen Streifen aus Asphalt, der sich fort von unserer Vergangenheit hin zum Horizont und einer neuen Existenz dahinter erstreckt.

Es ist die klassische Geschichte von Schmerz und Erlösung, wie in *Die Farbe Lila* oder dem Neuen Testament.

Nur mit Kannibalismus.

KAPITEL 52

Allmählich glaube ich, dass ich einen Leibwächter brauche.

Immer öfter bekomme ich jetzt Drohanrufe, meistens mit dem Versprechen, mir die Arme abzureißen oder mich in die Hölle zurückzuschicken, wo ich hingehöre. Das Übliche eben. Doch manchmal rufen auch Frauen an, die damit drohen, mich gewissen Sexpraktiken zu unterziehen, bis mir bestimmte Körperteile abfallen. Um ehrlich zu sein, ich glaube, dass es immer dieselbe Frau ist.

Den größten Ärger bereiten mir allerdings fanatische Autogrammjäger, die möchten, dass ich Fotos, Brüste oder Kopien von *Shaun of the Dead* signiere. Ich musste bereits mehrfach die Polizei rufen, um sie loszuwerden. So viel zum Thema Ironie.

Obwohl Ian mein gesetzlicher Betreuer ist, hat die Bezirksverwaltung mir erlaubt, wieder ins Haus meiner Eltern zu ziehen, bis man bezüglich ihres Todes zu einem abschließenden Urteil gekommen ist. Laut ihrem Testament - sie sind nie dazu gekommen, es nach meinem Tod zu ändern - bin ich der einzige Begünstigte; es ist also nicht so, dass ich das Haus besetzt halte. Trotzdem muss ich mich einmal pro Woche bei Ian melden, und er ist seinerseits verpflichtet, mir unangemeldete Besuche abzustatten, damit wir den Schein eines Pflegeverhältnisses wahren. Vor allem um das Gericht bei Laune zu halten, aber bislang scheint das niemanden wirklich zu kümmern. Ich bin eine nationale Berühmtheit.

Ich hocke gerade im Arbeitszimmer meines Vaters und sehe einen Stapel Interview-Anfragen und Werbeangebote durch sowie ein Drehbuch, basierend auf meinen noch ungeschriebenen Memoiren, als Zack eintritt, um mir mitzuteilen, dass Steven Spielberg auf Leitung eins ist und wissen möchte, ob ich an seinem aktuellen Projekt interessiert bin und ob wir uns treffen können. Es ist das dritte Mal, dass Spielberg anruft, und ich habe ihm bereits gesagt, dass ich mich erst nach den Feiertagen mit ihm treffen kann. Aber seine Hartnäckigkeit ringt mir durchaus Respekt ab. Also bitte ich Zack, seine Nummer zu notieren und Luke zu fragen, wie mein Terminkalender für den nächsten Monat aussieht. Außerdem erinnere ich ihn daran, meine Wäsche von der Reinigung abzuholen.

Am Tag nach meiner Entlassung sind Zack und Luke bei mir eingezogen. Eigentlich wollte ich ihnen bloß Unterschlupf gewähren, doch wie sich herausstellte, sind beide überaus talentierte Sekretäre.

Vom Gesetz her habe ich nicht das Recht, andere Zombies bei mir aufzunehmen, doch dank des Drucks der Bürgerrechtsunion und verschiedener bekannter Bürgerrechtsaktivisten schauen die zuständigen Stellen offensichtlich nicht so genau hin; also sehe ich keinen Anlass, die entsprechenden Formulare auszufüllen. Und es ist auch nicht so, dass meine Nachbarn sich beschweren würden.

In den ersten fünf Monaten, nachdem ich wiederbelebt wurde und bei meinen Eltern eingezogen bin, sind die Immobilienpreise in unserer Straße um mehr als zwanzig Prozent gefallen. Niemand wollte neben einem Zombie wohnen. Doch seit meinem ersten Interview sind die Immobilienpreise im Viertel wieder nach oben gegangen und liegen jetzt fünfzehn Prozent über dem Wert von vor sechs Monaten. Innerhalb der kurzen Zeit, die ich wieder zu Hause bin, haben mindestens zwei meiner Nachbarn Angebote von möglichen Käufern bekommen, die bereit sind, fast die doppelte Summe des Durchschnittspreises hier zu zahlen.

Es ist erst zwei Wochen her, dass ich von einem Sicherheitsmann angeschossen und in einen Käfig der SPCA gesperrt wurde. Und jetzt bin ich eine Berühmtheit. Ja, jeder von uns. Durch die Macht des Internets und des Kabelfernsehens zum Star geworden. Hübsch verpackt und dem Publikum in einer neuen, funkelnden Schachtel mit leuchtender bunter Schleife präsentiert. Es ist schon erstaunlich, wie ein bisschen positive Berichterstattung deinen gesellschaftlichen Status verändern kann.

Trotz der negativen Darstellung der Untoten in den vergangenen Jahrzehnten sind sie plötzlich ein wahrer Segen für den Immobilienmarkt, die Unterhaltungsindustrie und die regionale Wirtschaft geworden. Touristen strömen in Scharen aus den Bergen und von der ganzen Küste hierher, um sich die berühmten Zombies von Santa Cruz anzuschauen, und lassen ihr Geld in den örtlichen Restaurants, Hotels und Boutiquen, die die neueste Zombie-Mode verkaufen.

Sicher, der Besucherstrom hat auch seine Nachteile, angefangen bei den durch die Verkehrsstaus verursachten Kopfschmerzen bis hin zu einem Anstieg von Straftaten - wie Trinken in der Öffentlichkeit und Gewaltverbrechen. Aber zumindest tragen wir dazu bei, die Zahl der Obdachlosen niedrig zu halten.

Dabei fällt mir ein: Ich sollte noch ein paar Lebensmittel besorgen. Aber zuerst muss ich einen

Anruf von Jesse Jackson auf Leitung zwei entgegennehmen.

KAPITEL 53

»Was ist Ihr Anliegen, Andy? Was sind Ihre Forderungen?«

Ich betrachte mich selbst im Fernseher, während ich Oprah Winfrey ein Interview gebe, und denke, ich hätte etwas anziehen sollen, in dem ich weniger käsig wirke.

»Gleichberechtigung«, sagt die Bildschirmausgabe von mir. »Wir wollen dieselben Rechte wie die Atmer.«

Das Publikum reagiert eher wie bei Jerry Springer und nicht wie bei Oprah: Männer und Frauen schreien heraus, was sie denken, werfen mir ihre Beschimpfungen an den Kopf. Es würde mich nicht wundern, wenn sich gleich jemand einen Stuhl schnappt und nach mir wirft.

Ich muss nicht weiterschauen, um zu wissen, was jetzt passiert. Obwohl einige Zuschauer für mich und meinen Fall Partei ergreifen, sind die meisten Studiogäste mit meinen Antworten nicht einverstanden. Einige von ihnen verleihen ihrem Widerspruch so lautstark Ausdruck, dass sie nach draußen gebracht werden. Einer der Gäste wirft ein rohes Ei, das mich jedoch verfehlt und an Oprahs Stirn zerplatzt.

Es überrascht nicht, dass dieser Teil rausgeschnitten wurde.

Ich zappe zu CNN rüber, wo mehrere »Experten« aus Politik, Wissenschaft und Gesellschaft die negativen Auswirkungen für die Gesundheit diskutieren, wenn man es den Untoten erlaubt, mit den Lebenden Umgang zu pflegen.

»Es gibt immer noch keine eindeutigen Zahlen, die belegen, dass die Untoten, als eigene Spezies, die Gesundheit der Lebenden gefährden«, sagt der Moderator.

»Ich bitte Sie«, sagt ein politischer Berater. »Das sind Zombies. Sie essen Menschenfleisch. Hat keiner hier *Dawn of the Dead* gesehen?«

Die Gesprächsrunde verliert sich in einer Diskussion über den Unterschied zwischen Hollywood-Filmen und Realität, darum zappe ich zu MTV rüber, wo *Real World: Zombie in the House* eine Wohnung voller Atmer präsentiert, die mit Untoten zusammenleben.

»Der Typ stinkt«, sagt einer der Mitbewohner. »Schlimmer als der Müll. Es ist unfassbar.«

»Stechend, wie abgestandene Kotze«, sagt ein anderer Mitbewohner.

»Ja. Nur schlimmer. Außerdem trinkt er immer von meinem Shampoo. Hast du eine Ahnung, was eine 300-ml-Flasche Paul Mitchell kostet?«

Ich schalte zu den *BBC World News* auf KQED rüber und schaue mir einen Bericht über Zombies an, die in Rom vorm Vatikan randalieren, nachdem man ihnen den Zugang verwehrt hat. Auf CNBC zeigen sie, wie im Mittleren Osten mehrere Zombies geköpft werden, während in Deutschland einige Atmer zu sehen sind, die um den brennenden Körper eines namenlosen Zombies herumtanzen.

Auf sämtlichen Kanälen, in sämtlichen Sendungen sind die Untoten Gegenstand von Diskussionen, Erniedrigungen und Zerstörung. Auch wenn ich damit gerechnet habe, dass es zwangsläufig zu einer Gegenreaktion auf unsere jüngste Medienpräsenz und den Vorstoß für unsere Bürgerechte kommt, habe ich nicht erwartet, dass es so schnell passiert. Oder mit so viel Inbrunst.

Unser Recht zu existieren und nach Leben, Freiheit und Glück zu streben, wird bestritten, infrage gestellt und abgelehnt - in politischer, gesellschaftlicher und philosophischer Hinsicht. Sogar in sportlicher.

Auf ESPNs *Outside the Lines* läuft ein Bericht über einen Spieler des Miami College Football Teams, der während des Trainings zusammengebrochen und gestorben ist und anschließend nicht mehr in die Mannschaft zurückkehren durfte.

»Ich will niemanden verspeisen«, sagt er. »Ich will einfach nur Football spielen.«

Bevor ich höre, wie seine Chancen stehen, jemals wieder Football zu spielen, weiß ich die Antwort bereits.

Ich zappe weiter durch die Kanäle, auf der Suche nach einer Nachrichtensendung, einer Talkshow oder einer Werbung für Deo, die Zombies in einem positiven Licht erscheinen lässt, doch überall stoße ich auf dieselbe Botschaft, immer und immer wieder: Unserem Ziel, als Mitglieder der Gesellschaft akzeptiert zu werden, sind wir kein Stückchen nähergekommen. Wenn überhaupt, ist diese Möglichkeit in noch weitere Ferne gerückt. Bevor wir zum gesellschaftspolitischen Thema wurden, hat man uns wenigstens geduldet. Sicher, hin und wieder wurde einer von uns zerstückelt oder an der Stoßstange eines Geländewagens durch die Stadt gefahren, doch meistens haben die Atmer versucht, so zu tun, als würden wir überhaupt nicht existieren. So wie Obdachlose.

Oder Geschlechtskrankheiten.

Und jetzt haben wir alle auf uns aufmerksam gemacht, ihnen vor Augen geführt, dass wir sehr wohl eine Wahl haben, und darüber sind sie nicht gerade erfreut. Nicht, dass sie uns nicht zuhören wollen. Sie sind vielmehr wütend darüber, dass wir die Dreistigkeit hatten, für unsere Interessen einzutreten.

»Das sind nichts weiter als Tiere.«

»Pitbulls mit opponierbaren Daumen.«

»Keine Menschen.«

Im *Fox News Report* gibt der Sprecher seine angemessene und ausgewogene Meinung über Zombies zum Besten, und ehe ich mich's versehe, erscheint ein Foto von meinem Gesicht auf der Fläche über seiner Schulter. Sekunden später teilt sich das Bild, und mein Therapeut starrt mich aus dem Fernseher an.

Es ist schon komisch, Teds Gesicht auf diese Weise zu betrachten. Sonst sehe ich ihn nur bei Kunstlicht, nach einem kurzen Blick über die Schulter. Doch auf dem Zweiundfünfzig-Zoll-HDTV-Flachbildschirm meiner Eltern, mit seinem kräftigen, farbenfrohen, gestochen scharfen Bild, sieht Ted noch plastikmäßiger, noch künstlicher, noch faltenfreier aus. Vielleicht liegt es auch am zusätzlichen Make-up und der Beleuchtung. Oder er hatte ein weiteres Gesichtspeeling.

Zunächst erklärt Ted, wie es ist, einen Zombie zu therapieren; das muss er in einem Buch gelesen haben, denn mich hat er nie wirklich behandelt. Er redet und redet; das geht so ein paar Minuten,

und ich will schon umschalten, als er auf mich und unsere Sitzungen zu sprechen kommt - auf meinen Geruch, meinen Gang und darauf, dass ich alles auf eine Schreibrtafel kritzeln musste. Und mir wird klar, dass ich gewaltigen Ärger kriegen könnte.

Er redet weiter, schildert sämtliche Einzelheiten unserer Sitzungen - meinen ganzen Schmerz, meine ganzen Schuldgefühle, meine ganze Hoffnungslosigkeit. Dann erzählt er, wie sich das alles geändert hat, wie ich immer selbstsicherer, kämpferischer, selbstständiger wurde.

Was ist aus dem Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient geworden?

Ich frage mich, wie schlimm es werden kann. Ob ich Ian anrufen muss. Ob ich eine Pressekonferenz anberaumen muss. Ob ich die Situation entschärfen kann, bevor mir alles um die Ohren fliegt.

Ich frage mich, ob ich die Sache aus der Welt schaffen kann, indem ich so tue, als hätte ich all die Monate nur Theater gespielt. Meine Rolle als perfekter Zombie. Als eine Art soziologisches Experiment.

Ich mustere Ted, wie er mit seinem selbstgefälligen Grinsen, seinem albernen goldenen Ohrring und seinem gefärbten Haar sein Herz über mich ausschüttet, und ich frage mich ...

Vielleicht gibt es auch noch eine andere Möglichkeit.

KAPITEL 54

Ted lächelt mich mit seinem aufgesetzten, falschen Plastikgrinsen an. Es ist über einen Monat her, dass ich ihm von Angesicht zu Angesicht gegenübergesessen habe, aber ich glaube, er hat sich die Zähne bleichen lassen.

»Hallo, Andy«, sagt er. »Was für eine angenehme Überraschung.«

Eine Überraschung? Ja.

Angenehm? Vielleicht so angenehm wie ein wandernder Nierenstein.

Sonst ist niemand in Teds Praxis. Die Sprechstundenhilfe ist bereits nach Hause gegangen. Und sein letzter Klient hat vor zehn Minuten die Praxis verlassen.

»Wie ist es Ihnen ergangen?«, fragt er.

»Ich hatte viel zu tun«, sage ich.

Er starrt mich von seinem Schreibtisch aus an, immer noch lächelnd, schließlich wandert sein Blick von mir zum Telefon auf seinem Tisch und dann zu der roten Digitaluhr an der Wand.

... neununddreißig ... vierzig ... einundvierzig ...

»Ja«, sagt er schließlich. »Ich habe Sie im Fernsehen gesehen. Es ist schon erstaunlich, wie Sie sich erholt haben.«

»Ich ernähre mich nur richtig.«

Ted gefriert das Grinsen im Gesicht, und neben seinen Mundwinkeln kommen mehrere Falten zum Vorschein. Ist wohl Zeit für seine monatliche Botox-Injektion.

»Also«, sagt er und schluckt. »Was kann ich für Sie tun, Andy?«

»Ich hatte gehofft, wir könnten uns mal unterhalten«, sage ich.

Er gibt ein Geräusch von sich, das wie eine Mischung aus Husten und nervösem Lachen klingt.

»Sicher«, sagt er, langt über den Tisch und greift nach einer Visitenkarte. »Rufen Sie morgen an, um mit Irene einen ...«

»Ich hatte gehofft, wir könnten uns jetzt unterhalten.«

Ted hockt mit ausgestreckter Hand da; die Visitenkarte, die er mir hinhält, zittert zwischen seinen Fingern. Er grinst so heftig, dass ich beinahe seine Kronen knacken hören kann.

»Das ist ... meine Praxis hat geschlossen«, sagt er. »Vielleicht können Sie nochmal ...«

»Es dauert nur ein paar Minuten.«

Ted wirft einen Blick auf die Uhr; vielleicht hofft er, dass, wenn er sie nur lange genug anstarrt, die paar Minuten um sind und ich einfach gehe.

Zweiundzwanzig ... dreiundzwanzig ... vierundzwanzig ...

Er schluckt hörbar.

»Gibt's ein Problem?«, frage ich.

Ted dreht sich wieder um und sieht mich an, dann wandert sein Blick an mir vorbei, zur offenen Tür, die ins Vorzimmer führt. Ich kann keine Gedanken lesen, aber ich schätze, er fragt sich gerade, ob er es von seinem Schreibtisch zur Tür schafft, bevor ich ihn erwische.

»Nein«, sagt er und steht auf. »Kein Problem.«

»Schön«, sage ich, gehe hinüber und schließe die Tür.

Ted, der sich zur Hälfte aus seinem Stuhl erhoben hat, erstarrt mitten in der Bewegung. »Was machen Sie da?«

»Ich Sorge nur dafür, dass das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient gewahrt bleibt«, sage ich. »Das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient ist Ihnen doch wichtig, oder?«

Ted sagt keinen Ton. Sondern verharrt in seiner Position. Um seine Lippen zuckt es.

Ich habe darauf geachtet, dass die Paparazzi mir auf dem Weg zu Ted nicht gefolgt sind. Und soweit ich es mitbekommen habe, hat niemand gesehen, wie ich das Gebäude betreten habe.

Sicher, es ist riskant, sich einen Atmer mit Bürojob zu schnappen, anstatt einen saftigen Obdachlosen aufzugabeln, aber man kann nie ganz sicher sein, was man auf der Straße so in die Hände kriegt - Leberzirrhose, Drogensucht, Geschwüre, Atemwegserkrankungen. Bei Ted weiß ich wenigstens, dass ich jemanden erwische, der auf sich geachtet hat, auch wenn sein Körper ein wenig künstlich konserviert ist.

Außerdem spüre ich diese Begierde in mir, dieses animalische Verlangen und Bedürfnis nach Rache, das ich einfach nicht mehr ignorieren kann.

Während ich auf ihn zutrete, starrt Ted mich mit diesem irren Blitzen in den Augen an, das nur ein Raubtier zu schätzen weiß. Hektisch wandert sein Blick von mir zum Telefon, von dort zur Tür und weiter zum Fenster, in dem Wissen, dass er kaum eine Chance hat zu entkommen.

Trotzdem muss er es versuchen.

Kurz bevor ich die andere Seite seines Tisches erreiche, rennt Ted los.

All diese Geschichten und Filme über Zombies, in denen die Untoten als sich langsam dahinschleppende Jäger dargestellt werden?

Also wirklich.

Wir sind schnell. Und hartnäckig.

Bevor sich Ted mehr als zwei Schritte von seinem Stuhl entfernt hat, bin ich über den Tisch gesprungen und werfe ihn zu Boden - die Knie gegen seine Arme gepresst und die Hände um seinen Hals. Er öffnet den Mund, um zu schreien, doch ich habe ihm bereits die Luftröhre zerquetscht.

Dank des frischen Menschenfleisches auf meinem Speiseplan verfüge ich über fast übernatürliche Kräfte. Ich bin zwar nicht fähig, einen Lebenden buchstäblich in Stücke zu reißen, aber ich habe das Gefühl, dass nicht viel dazu fehlt.

Ich schätze, so fühlt man sich, wenn man Steroide genommen und mit etwas Angel Dust

runtergespült hat.

Als ich meine Eltern getötet habe, habe ich das im Alkoholrausch getan, so dass ich mich praktisch an nichts erinnern kann. Ich schätze, dafür bin ich ziemlich dankbar. Die Vorstellung, dass es mir genauso viel Spaß gemacht hat, sie zu töten wie Ted, gefällt mir nicht. Na ja, bei meinem Vater hätte es mir vielleicht nicht allzu viel ausgemacht.

Vergeblich schlägt Ted mit Armen und Beinen um sich. Am liebsten würde ich nach ihm schnappen, sein Fleisch in meinem Mund spüren - dieses Aroma, betörend und verschwenderisch, die Speise der Götter. Die Versuchung ist so stark, dass ich buchstäblich spüren kann, wie ein Gefühl der Unbesiegbarkeit durch meine Adern strömt und meinen Rachen hinunterrinnt, doch ich möchte hier keine Sauerei veranstalten. Eine Blutlache und über den Boden verstreutes Menschenfleisch - das sieht verdammt nach einem Zombieangriff aus.

Außerdem kommt mein Hemd direkt aus der Reinigung.

Für einen Moment blickt mir Ted direkt in die Augen, und ich lächle.

»Wie geht es Ihnen heute, Ted?«

Irgendwie habe ich das Gefühl, dass er für meine Ironie nichts übrighat.

Er wendet sich ab und klappt dabei stumm keuchend seinen Mund auf und zu. Seine Gegenwehr lässt allmählich nach, und er zuckt noch ein einziges Mal mit dem Kopf, während er einen letzten Blick auf die Uhr wirft, auf die Sekunden, die sein Leben herunterzählen.

... siebenundfünfzig ... achtundfünfzig ... neunundfünfzig ...

Für einen Moment tut er mir leid, wegen der Angst, die er empfunden hat, wegen des Lebens, das er ausgehaucht hat, und der Art, wie er gestorben ist. Doch dann ist das Gefühl wieder vorbei.

Schließlich habe ich eine Familie zu ernähren.

KAPITEL 55

Rita wandert im Wohnzimmer umher und reicht den Anwesenden Teller voller Champignons mit Menschenfleischfüllung und anderen Appetithäppchen, während Jerry den DJ gibt; er spielt Titel wie »Monster Mash«, »Werewolves of London«, »Thriller« und John Lee Hookers »Graveyard Blues« sowie einige Songs von den Zombies.

»Wenn er noch ein einziges Mal ›Monster Mash‹ spielt«, sagt Carl, »dann, ich schwör's, zünde ich ihn an.«

Die ganze Clique ist da, außer Beth, deren Eltern ihr verboten haben, zur Party zu kommen. Und das, obwohl Ian alibimäßig als Aufsichtsperson der Atmer zugegen ist. Sie wollten ihre Tochter jedoch gar nicht vor irgendwelchen illegalen Zombieaktivitäten beschützen, sondern vor dem pornografischen Einfluss der Sixtinischen Kapelle in Jerrys Schlafzimmer.

Das ist wirklich schade, denn sie verpasst ein wahres Festessen. Diesmal geht es nicht so schlicht zu wie bei der Grillparty, die wir vor knapp einem Monat veranstaltet haben. Natürlich kommt es öfter vor, dass bei einem Essen, zu dem jeder Zombie etwas mitbringen soll, das Buffet am Ende voller deftiger Speisen steht, während frisches Gemüse oder Süßigkeiten fehlen. Der heutige Abend ist da keine Ausnahme; unsere Auswahl reicht von frittierten Fingerröllchen und Kanapees bis zu Atmer à la béarnaise und Fried Rice mit Menschenfleisch. Zack und Luke haben erfreulicherweise etwas Hirncreme mitgebracht, so dass wir immerhin nicht losziehen müssen, um Eiscreme zu besorgen.

Da alle von uns Menschenfleisch dabei haben, liegt es auf der Hand, dass ich nicht der Einzige bin, der vor kurzem einkaufen war. Und den Nachrichten zufolge bin ich nicht der Einzige, dem das aufgefallen ist.

In den letzten Tagen wurden ein halbes Dutzend Atmer in Santa Cruz County als vermisst gemeldet, darunter auch Ted. Außer mir behaupten alle hier, sie hätten ihre Atmer auf der Straße aufgefunden. Wenn also die anderen fünf vermissten Einwohner Opfer von Zombieattacken wurden, heißt das, dass einige der Untoten aus der Gegend mutiger geworden sind.

Das Problem, als Zombie in einer Welt voller Atmer zu leben, liegt im Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage. Wenn Atmer den Supermarkt oder den Lebensmittelladen an der Ecke aufsuchen und ein Artikel nur noch in geringer Stückzahl oder gar nicht mehr vorrätig ist, gibt der zuständige Einkäufer einfach eine neue Bestellung auf. Doch wenn die Atmer knapp werden, dann ist das nicht einfach mit einem Auffüllen der Lagerbestände zu regeln.

Offensichtlich haben die einheimischen Zombies angefangen, Lebensmittel einzukaufen.

Wer kann ihnen das verdenken? Jahrzehntlang haben wir im Verborgenen gelebt und wurden unterdrückt, wurden gezwungen, unsere Position in der Gesellschaft zu akzeptieren. Und jetzt, schneller, als mein Herz gebraucht hat, um wieder schlagen zu lernen, stehen wir plötzlich im Rampenlicht und sind berühmt, verführt von der Aussicht, unser Ansehen zu verbessern.

Was sich allerdings als noch verführerischer erweisen könnte, ist das Gefühl der Stärke, wenn man begreift, zu was man wirklich fähig ist, was für ein Potenzial in einem steckt. Hehre Beweggründe und gesellschaftliche Entwicklungen haben keine Chance, wenn sie es mit echter Unsterblichkeit aufnehmen müssen. Und echte Unsterblichkeit wiederum hat keine Chance, wenn sie es mit dem grellen Scheinwerferlicht der Medien aufnehmen muss.

Was einer der Gründe dafür ist, dass Rita und ich beschlossen haben fortzugehen.

Wir können nicht abschätzen, was passiert, wenn Rita das Kind, das sie in sich trägt, zur Welt bringt, in eine Welt, wo die Atmer wissen, dass wir Untote sind. Was umso problematischer ist, wenn man bedenkt, dass ich seit kurzem eine Berühmtheit bin. Und das Fernsehinterview, das Ted gegeben hat, wirft bestimmt ein paar ernste Fragen zu meinem körperlichen Zustand auf. Obwohl ich jüngst meinen Konsum von Menschenfleisch reduziert habe, um den Verdacht etwas zu zerstreuen, ist es nur eine Frage der Zeit, bis jemand, der das Interview gesehen hat, Nachforschungen anstellt und herausfindet, dass ich die Hand, die mich gefüttert hat, verspeist habe. Und dann wird man mich zusammen mit meinem Traum von einer neuen Familie vernichten.

Ian wird für Rita und mich falsche Pässe und Flugtickets nach Schottland besorgen, wo ein Teil seiner Familie lebt, der uns dabei hilft, einen Neuanfang zu machen und einen Unterschlupf in den abgelegenen West Highlands zu finden - mit der Betonung auf »abgelegen«. Das Letzte, was wir wollen, ist ein Ort voller Medienunternehmen, Touristen oder Leute mit Kameras. Wir hatten zunächst Montana und Wyoming in Betracht gezogen, halten es jedoch für sinnvoll, uns dem Zugriff der großen amerikanischen Medienkonzerne zu entziehen. Allerdings mussten wir Ian versprechen, dass wir keinen seiner Familienangehörigen verspeisen, was kein allzu großes Problem darstellt, denn ich bin noch nie ein großer Fan von schottischem Essen gewesen.

Natürlich müssen wir vor unserer Abreise einige Sicherheitsmaßnahmen treffen - wie beispielsweise unser Äußeres verändern; das heißt, ich muss genug Menschenfleisch essen, damit meine Wunden verheilen, und, so gut es geht, die Öffentlichkeit meiden. Fehlen noch etwas Make-up, getönte Kontaktlinsen, falsche Brillen und gefärbte Haare, dann sollten wir reisefertig sein.

Obwohl wir beide nicht gerade begeistert sind, dass wir das Land verlassen müssen, ist uns klar, dass unsere Alternativen ziemlich begrenzt sind. Früher oder später werden wir von den Ereignissen hier eingeholt, und ich habe so ein Gefühl, dass das eher früher als später passieren

wird. Laut Ian müssten die Pässe innerhalb einer Woche fertig sein. Danach brauchen wir nur noch unsere Koffer zu packen, den Hausstand meiner Eltern, soweit es geht, aufzulösen und ins Flugzeug zu steigen.

Wir haben den anderen von Ritas Schwangerschaft und unseren Ausreiseplänen erzählt. Sie verstehen uns, waren traurig und haben sich für uns gefreut, und alle haben geweint. Sogar Carl. Und da heute Silvester ist, ist das für uns alle auch eine Art Abschiedsparty. Das Ende nicht nur unserer bisherigen Existenz, sondern auch unserer Freundschaft und unserer gemeinsamen Erfahrungen. Es ist schon schwer genug, eine Freundschaft über Kontinente und Ozeane hinweg aufrechtzuerhalten. Aber wenn man die Identität wechselt und sich als Mensch ausgibt, erregt man mit Zombies als Brieffreunden in der alten Heimat eine Menge Aufmerksamkeit. Jetzt, da die letzten Minuten des Jahres verstreichen, erheben wir alle das Glas, um uns zuzuprosten. Nicht nur aus gegebenem Anlass, sondern auch aus Dankbarkeit dafür, wie viel wir einander bedeuten und wie viel wir hinter uns gelassen haben.

Wir sind nicht allein.

Wir haben unsere Bestimmung gefunden.

Wir sind alle Überlebende.

Nachdem wir angestoßen haben und jeder seinen letzten Bissen Menschenfleisch mit Champagner runtergespült hat, begeben wir uns zusammen nach draußen für die erste Welttodes tour des Jahres. Leslie bleibt bei Ian im Haus, um beim Saubermachen zu helfen, während Zack und Luke in mein Haus zurückkehren, um ein wenig zu schlafen, damit sie morgen in aller Frühe damit beginnen können, meine Termine zu planen.

Sie müssen unbedingt eine Gehaltserhöhung bekommen.

Der Santa Cruz Memorial Park and Funeral Home liegt direkt neben der Ocean Street, unweit der Stelle, wo der Highway 1 und der Highway 17 aufeinandertreffen. Keiner von uns hat hier Freunde oder Angehörige liegen, darum haben wir ihn nie aufgesucht, aber er schien uns geeignet, um wieder loszulegen. Oder aufzuhören, je nach Standpunkt.

Der Himmel ist wolkenlos, und der Mond, der in zwei Tagen voll sein wird, taucht den Friedhof in sein fahles Licht. Hin und wieder kann ich meinen Schatten sehen. Rita, die neben mir herläuft, wirkt fast körperlos, und ihr Gesicht scheint in der schwarzen Kapuze ihres Sweatshirts zu schweben. Ab und zu kann ich ihren Atem in der kalten Januarluft ausmachen.

»Hey, Alter«, sagt Jerry, als er seine eigenen Wölkchen weißen Atems ausstößt. »Da ... als hätt ich an'ner Wasserpfeife gezogen, aber ich bin nicht mal stoned.«

»Ach ja?«, sagt Carl. »Hätt ich jetzt nicht gedacht.«

Tom und Naomi lachen. Die beiden halten Händchen. Ich habe keine Ahnung, wann es dazu gekommen ist, aber schön für Tom. Er sollte mal flachgelegt werden. Für Naomi muss es allerdings ziemlich komisch sein, wenn er mit seinem kurzen behaarten Arm an ihrer Brust herumfummelt.

Zu siebt versammeln wir uns um eine Eiche am östlichen Ende des Friedhofs und fassen uns an den Händen, dann bittet Helen uns um einen Moment der Stille, für all die verlorenen Seelen, die man bestattet hat, bevor sie wiederbelebt wurden. Es übersteigt mein Vorstellungsvermögen, wie es wohl wäre, in einem Sarg aufzuwachen, umschlossen von Mahagoni und Samt, zu schreien und zu hämmern, während du dich wunderst, wie es möglich war, dass man dich fälschlicherweise lebendig begraben hat. Ich frage mich, wie lange es dauert, bis du kapiert, was passiert ist, oder ob du den allmählichen Verfall deines Körpers für normal hältst.

In einem Sarg, ohne Insekten oder Tiere, die den Körper auffressen könnten, lösen sich Haare, Nägel und Zähne normalerweise innerhalb weniger Wochen. Nach ein oder zwei Monaten verflüssigt sich das Gewebe. Und wenig später platzen die größeren Körperhöhlen auf.

Falls du dann immer noch bei Bewusstsein bist, hast du schätzungsweise gemerkt, dass das nicht

ganz normal ist.

Sicher, eine Leiche in einem Sarg kommt weder mit Käfern oder Maden noch mit anderen Insekten in Kontakt - es sei denn, deine Familie hat gespart und dich in einem Sperrholzsarg mit fünf Millimeter dicken Brettern beerdigt, der nur von Leim zusammengehalten wird -, aber ich kann nicht anders, als mir auszumalen, wie es wohl wäre, bei lebendigem Leib von Maden aufgefressen zu werden:

Maden schlürfen Fett

Ein Festmahl unter der Haut

Klingt wie Reiscrispies Ich glaube ich nenne es »Knack, knister, peng«.

Als wir unter der Eiche fertig sind, teilen wir uns auf, damit jeder über sich selbst nachdenken kann, doch nach dem Zwischenfall mit Toms Arm auf dem Oakwood vor ein paar Monaten laufen wir nur noch paarweise herum. Helen und Carl gehen in eine und Naomi und Tom in eine andere Richtung. Jerry schließt sich Rita und mir an.

Die ersten paar Minuten schafft Jerry es tatsächlich, den Mund zu halten. Ich habe keine Ahnung, ob er über sich selbst nachdenkt oder ob er über sein nächstes Porno-Meisterwerk meditiert, allerdings dauert es nicht lange, bis er zu quatschen anfängt.

Zunächst lässt er einen Kommentar zu Tom und Naomi vom Stapel. Eine Minute später folgt eine weitere Bemerkung. Und ein amüsanter Gedanke. Dann ein Witz. Doch bevor er zur Pointe kommt, fordere ich ihn auf, still zu sein.

»Okay, Alter«, sagt er. »Wie du willst.« Schmollend zieht er davon, gerade so weit, dass ich immer noch höre, wie er murmelt, dass niemand seinen Humor zu schätzen weiß.

Unwillkürlich muss ich grinsen. Plötzlich fällt mir ein, dass ich einige der schönsten Erlebnisse, nicht nur der letzten Monate, sondern meiner gesamten Existenz, mit Rita und Jerry hatte - die Nacht, in der wir Ray getroffen haben, unsere Jagd auf Atmer, der inszenierte Unfalltod meiner Eltern. In meinem früheren Leben habe ich nie solche Freunde gehabt. Und mir wird klar, dass mein Unfalltod das Beste ist, was mir passieren konnte.

Ich kann es gar nicht abwarten, diese Erkenntnis Helen und dem Rest der Gruppe mitzuteilen. Ich vermute, dass es den anderen genauso geht. Zumindest hoffe ich das.

Eine Weile laufen Rita und ich schweigend weiter, genießen die Gegenwart des anderen, während wir gedankenverloren unsere Schatten auf dem Boden vor uns betrachten. Ich habe keine Ahnung, wie viel Zeit vergangen ist, doch irgendwann kommt mir die Stille verdächtig vor. Auf einmal merke ich, dass ich Jerry nicht mehr brabbeln höre.

Ich bleibe stehen und lasse meinen Blick über den mondbeschiedenen Friedhof wandern, doch Jerry ist nirgends zu sehen.

»Hey, Jerry?«, sage ich.

»Was ist los?«, fragt Rita.

Auf dem Boden gesellt sich ein dritter Schatten zu Ritas und meinem. Als ich mich umdrehe, rechne ich damit, Jerry zu sehen, der sich an uns heranschleicht. Stattdessen wirft sich jemand auf mich, so dass meine Hand aus der von Rita gerissen wird. Im nächsten Moment knalle ich auf den Boden, von einem massigen, verschwitzten Körper nach unten gedrückt.

»Pack seine Hände!«, zischt eine Männerstimme über mir. »Pack seine Hände! Die Hände!«

»Vorsicht!«, sagt eine andere Stimme. »Bleib von seinem Mund weg!«

Ich kann mich nicht bewegen und kriege keine Luft mehr. Ich versuche zu schreien, doch das Gewicht, das auf meine Brust drückt, zerquetscht mir die Lungen. Und schon sind meine Knöchel mit Kabelbindern gefesselt und meine Handgelenke hinter dem Rücken ebenfalls.

Von Rita höre ich nichts.

»Okay, okay«, sagt eine Stimme, »der rührt sich nicht mehr. Los, weiter.«

Bevor ich es schaffe, den Mund zu öffnen und meine Zähne in menschliches Fleisch zu schlagen,

lässt der Druck, der auf meinem Körper lastet, nach, und ich kann endlich wieder atmen, doch ich kriege immer noch nicht genug Luft, um zu schreien. Also knurre ich.

»Stopf ihm das Maul!«, flüstert jemand.

Ein Stiefel tritt mir in den Rücken, und ein weiterer in die Nieren. Um die Tritte abzuwehren, werfe ich mich herum und versuche mich zu einer Kugel zusammenzurollen, doch dann sehe ich Rita, nur ein, zwei Meter entfernt auf dem Boden liegen, bewusstlos. Zwischen uns stehen zwei Gestalten.

»Na, los«, sagt der, der mich getreten hat, und macht einen Schritt zur Seite. Er ist klein, blond und hält einen Baseballschläger in den Händen. »Bringen wir's hinter uns, und dann machen wir, dass wir hier wegkommen.«

»Halt«, sagt der andere, er trägt eine Strickmütze und einen Kampfanzug. Er beugt sich über Rita, langt hinunter und greift nach ihrem linken Ohr. Sekunden später hat er etwas in der Hand, und Ritas Ohr läppchen baumelt zerfetzt und blutend herab.

Und dann rieche ich das Benzin.

Ein Typ groß wie das Ego von Madonna kommt auf uns zu, in der einen Hand einen Zehn-Liter-Kanister Bleifrei, in der anderen etwas, das aussieht wie eine unangezündete Leuchtfackel.

So langsam glaube ich, dass die Welttodes tour keine so gute Idee ist.

Die beiden anderen treten zur Seite, als der große Bursche Rita erreicht, die Fackel in seine Tasche steckt und den Kanisterdeckel aufschraubt. Ich versuche mich aufzurichten, um Hilfe zu rufen, irgendetwas zu tun, um ihn aufzuhalten, aber ich bin gefesselt und kriege kaum Luft. Irgendwie schaffe ich es auf die Knie, doch bevor ich mich vorwärtsstürzen und zubeißen kann, schwingt der blonde Bursche den Baseballschläger in meine Richtung und erwischt mich seitlich am Kopf. Ich gehe zu Boden, und für einen Moment wird alles um mich herum schwarz. Als ich blinzeln die Augen öffne, steht Madonnas Ego über Rita und übergießt sie mit Benzin.

Ich höre Schritte, die sich durchs Gras nähern, zügig und zielstrebig.

Der große Typ schaut auf.

»Mist ...«

Bevor er überhaupt reagieren kann, trifft Jerry ihn mit voller Wucht am Oberkörper und fegt ihn von den Füßen. Der Benzinkanister geht ein, zwei Meter von mir entfernt zu Boden, und sein Inhalt ergießt sich ins Gras.

»Scheiße!«, brüllt der Bursche mit dem Schläger.

Der Typ mit dem Kampfanzug dreht sich im Kreis und sucht mit weit aufgerissenen Augen die Dunkelheit ab. »Lass uns abhauen, Nick!«

Er wirbelt herum und läuft los.

»Scheiße!«, flucht Nick erneut.

Madonna stößt einen Schrei aus.

Jerry hat ihn zu Boden geworfen und geht ihm an die Kehle, doch der große Bursche setzt sich zur Wehr, stößt Jerry von sich fort. Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, Jerry lacht.

Statt abzuweichen, tritt Nick, den Schläger vor dem Körper, auf ihn zu. Ich will Jerry warnen, doch ich kann nur dabei zusehen, wie Nick sich von hinten an ihn heranschleicht und mit zitternden Händen den Schläger über seine rechte Schulter hebt. Gerade als er ausholen will, dreht Jerry sich um, Wangen und Kinn voller Blut, das im Mondschein aufschimmert.

Nick erstarrt in seiner Haltung.

»Mein Gott«, keucht er.

»Tut mir leid, Alter«, sagt Jerry, steht auf und lässt Madonna röchelnd und stöhnend am Boden liegen. »Er hat's nicht geschafft.«

Die Luft ist vom Geruch nach Blut und Benzin erfüllt.

Jerry macht einen Schritt vor, und Nick weicht zurück und wendet sich ab, um loszurennen, als er über den Benzinkanister stolpert. Er fällt der Länge nach hin, so dass ihm der Schläger aus der Hand gleitet.

Jerry lacht. Nicht auf eine gemeine oder bösertige Weise. Er findet es einfach komisch und muss lachen, als würde er auf dem Friedhof mit seinen Kumpels herumalbern.

Nick rappelt sich wieder auf und fährt herum, hält Ausschau nach dem Schläger, doch die Waffe, die näher bei ihm liegt, ist der Benzinkanister, also hebt er ihn auf und fuchtelt damit in Jerrys Richtung, worauf dieser noch heftiger lachen muss. Dann wirft Nick den Kanister nach ihm. Doch Jerry lacht weiter, obwohl er am Kopf getroffen wird, Benzin in sein Gesicht spritzt und der Kanister vor seinen Füßen zu Boden fällt.

»Aua! Scheiße, Alter«, sagt Jerry und wischt sich über die Augen. »Das ist echt uncool.« Weiter reicht Nicks Mut nicht. Er sucht das Weite, hetzt seinem Komplizen hinterher und überlässt seinen Freund dem Tod.

Ich rolle mich auf die andere Seite, um nach Rita zu sehen. Sie ist immer noch bewusstlos, ihr Gesicht und ihre Haare sind mit dem Benzin benetzt, das im Mondlicht hell glitzert. Neben ihr, auf dem Rücken, liegt Madonna, fast reglos, allerdings scheint er an irgendetwas herumzufummeln. Ich brauche ein paar Sekunden, bevor ich kapiere, dass er die Leuchtfackel in der Hand hält und die Plastikkappe abschraubt.

Ich versuche Jerry zu warnen, aber alles, was ich zustande bringe, ist ein Schnaufen.

Aus dem Dunkel höre ich die Stimmen von Naomi und Tom, doch ich kann nicht erkennen, aus welcher Richtung sie kommen.

Inzwischen hat Madonna die Kappe entfernt, und darunter kommt der Zünder zum Vorschein.

Jerry hat immer noch das Gesicht abgewandt und versucht sich das Benzin aus den Augen zu reiben. Er steht direkt neben dem Kanister in einer Lache unverbleitem Normalbenzin.

Ein, zwei Meter von mir entfernt, hat sich Madonna auf die Seite gerollt und die Leuchtfackel gezündet.

»Jerry«, bringe ich schließlich heraus.

Er fährt herum, er reibt sich immer noch die Augen, dann öffnet er sie, genau in dem Moment, als Madonna die Fackel ins Gras wirft.

»Alter.«

Die Fackel landet auf dem Boden. Einen Augenblick später steht Rita in Flammen. Bevor Jerry überhaupt reagieren kann, schießen die Flammen über das benzindurchtränkte Gras zum Kanister, der direkt unter ihm explodiert.

Eingehüllt in Flammen taumelt Jerry davon, dann geht er zu Boden und wälzt sich im Gras, versucht, das Feuer zu löschen, während er in einem fort schreit, vor Schmerz, aus Angst, um Hilfe. Neben mir - ihr bleiches Gesicht ist hinter den Flammen nicht mehr auszumachen - brennt Rita stumm vor sich hin. Ich kann den Geruch ihres versengten Haars riechen, ihres verschmorten Fleisches, das sich verflüssigt und von den Knochen löst. Ich öffne den Mund, um ihren Namen zu rufen, doch es kommt nur ein Schluchzen heraus.

Ich versuche, meine Hände frei zu bekommen. Vergeblich. Ich kann mich nicht rühren. Nicht um Hilfe rufen. Nicht mal meine Augen bedecken. Ich kann lediglich zusehen und weinen, während Jerry, Rita und mein ungeborenes Kind verbrennen, zwei davon stumm, einer auf qualvolle Weise. Schließlich ertrage ich es nicht mehr, und ich schließe die Augen und lausche Jerrys Schreien.

KAPITEL 56

Ich hocke auf der Rückbank von Helens Minivan neben Ritas verkohlten Überresten. Ich versuche immer noch, ihre Hand zu halten, doch ich finde nichts, was dem auch nur entfernt ähnelt, und muss umso heftiger weinen. Jerrys Überreste liegen in Naomis Lederjacke gewickelt auf dem Boden hinter uns.

Als die anderen aufgetaucht sind, hatte Jerry aufgehört zu schreien und sich herumzuwälzen, doch er brannte immer noch, und sie haben mit Naomis Lederjacke die Flammen erstickt. Rita, die das Bewusstsein nicht wiedererlangt hat, lag glimmend auf dem Boden, bis Carl seinen Mantel über sie warf.

Wir hatten gehofft, man könnte Rita und Jerry so lange zwangsernähren, bis sie sich von ihren Verletzungen erholen, doch von ihnen war nichts weiter übrig als bis auf die Knochen verkohltes Fleisch. Selbst wenn wir es geschafft hätten, sie wiederzubeleben, hätten sie weder Mund noch Hals gehabt und somit keine Möglichkeit, Menschenfleisch zu sich zu nehmen.

Mein eigenes Gesicht ist mit Blasen überzogen, und meine Augenbrauen und Haare sind versengt. Irgendwann, während sie noch brannte, muss ich zu Rita übergekrochen sein und mich neben sie gelegt haben. Allerdings kann ich mich nicht daran erinnern. Nur wie ich die Augen geöffnet habe und Rita knapp dreißig Zentimeter neben mir lag, eine undefinierbare schwarze Masse auf einem Lager aus verkohltem Gras.

Ich sehe noch ihr Gesicht vor mir, ihre blasse Haut, ihre dunklen Augen und ihre lieblichen Lippen, bemalt mit einem ihrer unzähligen Lippenstifte. Es scheint mir unvorstellbar, dass sie nicht mehr da ist, dass sie bis zur Unkenntlichkeit verbrannt ist. Doch dann schaue ich nach unten, und beim Anblick dieser Masse aus Knochen und geschmolzenem Gewebe durchströmt mich eine Wut, die sich nicht mehr unterdrücken lässt.

Die beiden flüchtigen Angreifer waren spurlos verschwunden, und Madonna ist seinen Verletzungen erlegen, darum konnten wir auch nicht in Erfahrung bringen, wo sie hergekommen sind. Doch dann fiel mir ein, dass der Typ im Kampfanzug etwas von Ritas Ohrläppchen abgerissen hat. Und der Schriftzug auf Madonnas T-Shirt bestätigte meinen Verdacht.

Seit wir den Friedhof verlassen haben, hat keiner einen Ton gesagt, haben wir schweigend im Wagen gesessen. Keiner von uns will über das reden, was passiert ist, aber jeder weiß, was jetzt getan werden muss.

Zunächst müssen wir Ritas und Jerry Überreste an einen sicheren Ort schaffen. Wir würden sie lieber selbst beerdigen, sie in den Wald bringen und uns angemessen von ihnen verabschieden, doch das ist nicht möglich. Dafür haben wir keine Zeit. Nicht heute Abend. Und keine Ahnung, ob es ein Morgen geben wird.

Sobald wir ihre Leichen abgeladen haben, fahren wir zu meinem Haus, um Zack und Luke zu fragen, ob sie uns begleiten wollen. Ich nähme es ihnen nicht übel, falls nicht, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass sie die Entscheidung selber treffen möchten.

Und danach halten wir nur noch ein einziges Mal.

KAPITEL 57

»Süßes, sonst gibt's Saures!«

Sicher, für Halloween sind wir zwei Monate zu spät dran, doch es kommt auf die richtige Einstellung an.

Der Verbindungsstudent, der die Tür geöffnet hat, steht mit einem Bier in der Hand im Türrahmen und starrt uns an, als versuchte er, die Pointe zu erraten.

»Wer seid ihr?«

»Wir sind Freunde von Nick«, sage ich, dann packe ich ihn am T-Shirt, stoße ihn gegen die Tür und beiße ihm die Kehle durch. Er zuckt noch, als ich ihn loslasse, und geht zu Boden, immer noch das Bier umklammernd, während sich um ihn herum im Türrahmen eine Blutlache bildet. Zwei junge Studentinnen, die im Eingangsbereich am Fuß der Treppe stehen, stoßen beide einen Schrei aus und lassen ihren Drink fallen, dann rennen sie nach oben. Wie zwei Windhunde jagen Zack und Luke ihnen hinterher, dann stürmt der Rest von uns in Innere und schließt die Eingangstür.

Das Wintersemester beginnt erst am Dienstag, und es ist fast zwei Uhr morgens, deswegen haben wir nicht mit einem vollen Haus gerechnet, doch die Musik wummert durch die Gänge, und der Alkohol fließt nach wie vor in Strömen; wir kriegen also wahrscheinlich jede Menge zu tun. Was gut ist. Denn Dad hat immer gesagt: »Müßiggang ist aller Laster Anfang.«

Helen und Carl nehmen die Treppe nach unten, während ich Zack und Luke zu den Schlafzimmern im oberen Stockwerk folge. Tom und Naomi bleiben im Gang vor der Eingangstür stehen, um die Leute daran zu hindern abzuhaufen. Zugegeben, unser Vorgehen ist etwas wahllos, und es kann sein, dass ein paar Unschuldige für die Taten der drei bezahlen, die uns heute Nacht angegriffen haben, doch das Maß ist voll.

Ausrufe der Verwunderung und Schreie des Entsetzens hallen durchs Treppenhaus nach unten, begleitet vom anschwellenden Lärm des allgemeinen Chaos und Aufruhrs; Zack und Luke leisten also ganze Arbeit.

Sie müssen unbedingt eine Gehaltserhöhung kriegen.

Auf halber Treppe kommt mir ein Bursche mit einer leichten Erektion entgegen, lediglich bekleidet mit einer Boxershorts.

»Lauf!«, sagt er und versucht sich an mir vorbeizudrängen. »Da oben ist jemand, der verspeist ...«

In diesem Moment bemerkt er mein mit Blasen übersätes Gesicht und das Blut, das an meinem Kinn herunterläuft und über mein Hemd gespritzt ist.

Er wirbelt herum, doch Zack wirft ihn zu Boden, auf eine Weise, die mich fast neidisch macht. Er ist so leidenschaftlich. Ich lasse ihn den Job beenden und laufe weiter zum ersten Stock hinauf. Die ersten beiden Räume, in die ich einen Blick werfe, sind leer, doch im dritten treffe ich auf einen nackten Typen mit behaartem Arsch, der versucht, durchs Fenster zu entwischen. Bevor er sein zweites Bein durchstecken kann, beiße ich ihm hinein und durchtrenne die

Oberschenkelarterie, dann packe ich den schreienden Kerl und zerre ihn zurück ins Zimmer. Zunächst erkenne ich ihn nicht, doch dann entdecke ich den Kampfanzug auf dem Boden. Aus irgendeinem seltsamen Grund trägt er immer noch seine Strickmütze.

»Nein!«, schreit er. »Nein! Nein!«

Er schlägt wild mit den Armen um sich, während er versucht, nach etwas zu greifen, mit dem er auf mich einschlagen kann, schließlich fängt er an, mit den Fäusten auf mich einzuprügeln. Ich packe ihn bei den Eiern und drücke zu, damit er aufhört, dann beiße ich in seinen Arm und kaue darauf herum, reiße einzelne Fleischstückchen heraus und spucke sie aus, bis ich auf den Knochen stoße. Mom hat zwar immer gesagt, ich soll keine Lebensmittel verschwenden, doch ich habe keinen besonders großen Appetit. Ich möchte nur, dass er leidet.

An Bein und Arm hat er viel Blut verloren, aber er atmet noch. Und ist bei Bewusstsein. Allerdings nicht mehr lange.

Ich beuge mich über ihn, sein Blut tropft von meinen Lippen auf seinen Mund, und schaue ihm in die Augen. Ich habe keine Ahnung, ob er mich wiedererkennt. Aber ich möchte, dass mein Gesicht das Letzte ist, was er vor seinem Tod sieht.

»Das hier ist für Jerry«, sage ich, bevor ich meine Zähne in seinen Hals grabe.

Als er keinen Puls mehr hat, stehe ich auf, um zu gehen, doch dann höre ich ein gedämpftes Wimmern und halte inne. Im Wandschrank entdecke ich ein nacktes Mädchen, das zusammengerollt und zitternd in einem Haufen schmutziger Wäsche auf dem Boden liegt. Die Augen voller Tränen, schaut sie zu mir auf.

Ich starre sie ebenfalls an, auf ihr blasses Gesicht und ihr dunkles Haar, und für einen Moment glaube ich, es wäre Rita. Dann ist es wieder vorbei.

»Hey«, sagt sie bebend.

Entweder steht sie unter Schock, oder sie kennt mich aus *The Daily Show*.

Mir ist klar, wie ich auf sie wirken muss, beschmiert mit dem Blut ihres Freundes. Oder vielleicht war es auch nur ein One-Night-Stand. Egal. So ist sie jedenfalls besser dran.

Ich hole eine Decke vom Bett und wickle sie darin ein, dann lege ich einen Finger an die Lippen und schließe die Wandschranktür.

Als ich den Raum verlasse, steht Luke vor mir, zu seinen Füßen ein weiteres totes, blutendes Verbindungsmitglied. Weiter den Gang hinunter scheucht Zack eine Frau mit braunen Haaren in eines der Schlafzimmer. Nachdem ich die restlichen zwei Räume im ersten Stock überprüft habe, hat sie zu schreien aufgehört.

Von unten dringt ebenfalls Gebrüll herauf, aber nicht bloß Schreie aus Schmerz oder Entsetzen. Einige der Verbindungsmitglieder setzen sich zu Wehr und feuern einander an, um sich Mut zu machen. Durch den Lärm hindurch kann ich hören, wie Naomi schreit und brüllt, wie sie Tom auffordert: »Reiß die Schlampe in Stücke!«, und alle möglichen Leute provoziert: »Versuch's doch mal, du Würstchen! Zeig's mir, du armseliges Stück Scheiße!«

Und ich habe mir schon Sorgen gemacht, dass sie sich langweilt.

Keine der Stimmen klingt nach Carl oder Helen, aber die beiden sind auch etwas zurückhaltender als Naomi. Ich kann also nur hoffen, dass sie die Hintertür gesichert haben. Bislang sind keine Sirenen zu hören; das heißt: Wir haben noch Zeit.

Auf dem Treppenabsatz im zweiten Stock macht sich Luke über eine zierliche, schlecht angezogene Blondine her. Ich erinnere ihn daran, dass für einen Snack nachher noch jede Menge Zeit ist und dass er sich auf die eigentliche Aufgabe konzentrieren soll.

Luke lässt die Blondine liegen und fegt den Flur hinunter, während ich die erste Tür zu meiner Linken öffne. Dahinter stoße ich auf zwei junge Burschen, die auf einer Couch hocken. Einer lümmelt sich grinsend zwischen den Kissen, während sich der andere über eine Wasserpfeife beugt. Keiner von beiden ist Nick, sie sind völlig zgedröhnt. Sie schauen zu mir auf und fangen

an zu lachen, dabei stößt einer der beiden eine dicke Rauchwolke hervor.

Ich trete zu ihm, packe ihn an den Haaren und knalle ihn mit dem Gesicht auf den Couchtisch, dann zieh ich ihn hoch und beiße ihm die Nase ab, bevor ich ihn durchs Fenster in die Nacht hinausstoße.

Inzwischen hat der andere aufgehört zu lachen.

Er steht auf und versucht sich zur Wehr zu setzen, doch die Sache findet ein schnelles Ende, als ich ihn gegen das Sofa drücke und ihm die Halsschlagader durchbeiße.

Auch wenn dieses verschwenderische Massaker an den Verbindungsstudenten für sich genommen schon befriedigend und berauschend ist, bin ich erst fertig, wenn ich kriege, weswegen ich hergekommen bin.

Wer nie eine Verbindung überfallen hat, um für die Frau, die er geliebt hat, für sein ungeborenes Kind und seinen besten Freund tödliche Rache zu nehmen, kann das wahrscheinlich nicht verstehen.

Im Schlafzimmer auf der anderen Seite des Flurs treffe ich auf ein Mädchen, das mit ihrem Höschen um die Fußknöchel neben einem benutzten Kondom ohnmächtig auf einem Bett liegt. Ehrlich gesagt, hätte jemand schon vor langer Zeit die Mitglieder dieser Verbindung töten sollen. Draußen im Flur hält ein Junge, der aussieht wie Jerry Seinfeld, einen Feuerlöscher in die Höhe und droht, Luke damit vollzuspritzen. Unterdessen hat Zack alle Hände voll zu tun mit einer angriffslustigen, einen Meter achtzig großen, rothaarigen Frau, die ihm mit den Fingernägeln das Gesicht zerkratzt.

In der Ferne höre ich vertrautes Geheul.

Bevor wir das Gebäude der Verbindung betreten haben, haben wir uns darauf verständigt, dass wir uns aus dem Staub machen, sobald die Sirenen ertönen. Doch ich werde nirgendwohin gehen, solange ich Nick nicht gefunden habe, und so wie's aussieht, gilt das auch für die anderen.

Vielleicht können wir einfach nicht aufhören.

Oder vielleicht wissen wir, dass es keinen Sinn hat, abzuhaufen.

Vielleicht macht das hier auch schlicht zu viel Spaß.

Lachend verkürzt Luke den Abstand zu Seinfelds Zwillingbruder, worauf dieser die Düse des Feuerlöschers betätigt. Doch nichts passiert, und er wirft das Gerät in Lukes Richtung, dann hetzt er den Flur hinunter, vorbei an einem kleinen Burschen mit blondem Haar, der mit einer Dose Desinfektionsmittel und einem Feuerzeug aus einem Zimmer tritt. Als Luke ihn erblickt, stürmt er auf ihn zu, doch der Junge richtet die Dose auf ihn, drückt auf die Düse und sprüht ihm einen Flammenstrahl direkt ins Gesicht.

Luke schreit auf und stürzt zu Boden, während der Junge sich mit gezückter Dose und flackerndem Feuerzeug Zack zuwendet.

»Zack!«, brülle ich.

Bevor die Flamme hervorschießt, taucht er nach unten ab, doch die einsachtzig große Frau mit den roten Haaren ist nicht so flink wie er. Ihr Kunstfaserpullover geht in Flammen auf, und sie fängt an zu schreien, während sie versucht, sich seiner zu entledigen, bis sie schließlich den Gang hinunterläuft und eine Schwade aus Rauch und Flammen hinter sich herzieht.

Die Sirenen kommen näher. Und es werden immer mehr. So viele habe ich noch nie auf einmal gehört.

Luke, der auf dem Boden liegt, wird von seinem Bruder in Augenschein genommen. Ich habe keine Ahnung, wie schwer er verletzt ist, doch ich kann mich jetzt nicht um ihn kümmern. Ich habe meine Zielperson ausfindig gemacht.

Nick steht weniger als drei Meter von mir entfernt und hält das Desinfektionsmittel und das Feuerzeug wie ein Kruzifix vor seinen Körper. Seine Hände zittern, aber wenigstens setzt er sich zur Wehr. Das muss man ihm als Atmer hoch anrechnen. Die meisten sind nämlich einfach nur

Weicheier.

»Hey, Nick«, sage ich.

Offensichtlich ist er erstaunt, dass ich seinen Namen weiß. Doch als ich auf ihn zugehe, flackert Wiedererkennen in seinen Augen auf, und jäh verlässt ihn der Mut, der ihn in den Flur getrieben hat.

»Bleib stehen«, sagt er mit bebender Stimme, während seine Hände anfangen zu zittern.

»B-b-bleib stehen.«

Als ich an Luke vorbeigehe und einen Blick nach unten werfe, sehe ich, dass er mehr Blasen im Gesicht hat als ich und dass seine Augenbrauen fehlen.

»Schaff ihn fort von hier«, sage ich zu Zack.

Er dreht sich um und scheut Nick mit einem Knurren in sein Zimmer, dann hilft er Luke auf die Beine. Während sie die Treppe hinabsteigen, höre ich die ersten Sirenen in die Straße einbiegen. Nick macht die Tür zu und schließt ab, doch das hält mich nicht auf. Sekunden später bin ich im Zimmer und drücke ihn gegen seine Bar. Er versucht, mich mit dem Desinfektionsmittel zu flambieren, aber mit seinen zitternden Fingern schafft er es nicht, das Feuerzeug zu entzünden, darum gibt er es auf und wirft beides nach mir.

»Fick dich!«, brüllt er. »Fick dich, du Freak!«

Das sind zwar nicht seine letzten Worte, doch wenn man von einem Zombie bei lebendigem Leib aufgefressen wird, bringt man meistens nur noch irgendwelches unverständliche Zeug heraus. Als ich ihn so weit verspeist habe, dass er kurz davor ist, ohnmächtig zu werden, schnappe ich mir eine Flasche Bacardi 151 aus seiner Bar und leere sie über seinen zerfetzten Körper, dann nehme ich die Dose mit dem Desinfektionsmittel, halte das Feuerzeug davor und drehe am Rädchen.

Aus dem Erdgeschoss dringt das Geräusch von berstendem Holz und splitternden Fenstern herauf, gefolgt von einer autoritären Stimme, die verschiedene Kommandos blafft. Draußen heulen die Sirenen, und durchs Schlafzimmerfenster zucken rote Lichter.

Ich denke an Rita. An unser ungeborenes Kind. An Jerry. An die Pläne, die ich hatte, an meine Hoffnungen und Träume, an die Liebe und die Freundschaft. Ich denke, dass das, was ich die vergangenen fünf Monate durchgemacht habe, verglichen mit dem, was ich heute Abend ertragen musste, absolut harmlos ist. Verglichen mit dem, was ich verloren habe.

»Das hier ist für Rita«, sage ich, dann drücke ich auf die Düse des Desinfektionsmittels, und augenblicklich verwandelt sich Nicks Körper in ein einziges Inferno.

Zumindest ist er noch so weit bei Bewusstsein, dass er anfängt zu schreien.

KAPITEL 58

Carl und Tom sitzen neben mir, während Helen und Naomi uns gegenüberhocken. Das erinnert mich an die Tanzabende in der Highschool - die Jungs auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite. Nur ohne die Musik und die fiebrige Erwartung auf unbeholfenen Schülersex.

Wir sitzen zu fünft im Transporter der Animal Control, an Füßen und Händen aneinandergesesselt und an die Wände des Wagens gekettet, den Mund mit Lederriemen verschnürt und geknebelt. Wir sind so was wie das Hannibal-Lecter-Quintett.

Die Fesseln und Knebel sind gar nicht so schlimm, wie man vielleicht meinen könnte. Die Fesseln bestehen aus Nylon, und die Maulkörbe sind weich und riechen wie das Innere eines neuen Autos. Das Schlimmste waren all die Fernsehkameras und Reporter, die draußen gewartet haben. Wie demütigend. So viel zum Thema peinliche Momente.

Wenigstens konnten Zack und Luke entkommen. Zumindest hoffe ich das. Sie waren nirgends zu sehen, nachdem das Sondereinsatzkommando des Santa Cruz County eingetroffen war, und es waren weder Schüsse noch Geräusche einer Verfolgungsjagd zu hören. Ich vermute, dass sie sich in die Berge absetzen, bis sich der Rummel gelegt hat. Vielleicht nimmt Ian sie auch bei sich auf, aber wahrscheinlich wird er jetzt einen möglichst großen Abstand zu uns wahren. Ich kann es ihm nicht verdenken. Nach allem, was er getan hat, um uns zu helfen, nach all den Anstrengungen, die er unternommen hat, um unsere Notlage landesweit publik zu machen, haben wir der Zombierechtsbewegung in weniger als einer Stunde wahrscheinlich den Todesstoß versetzt.

Früher oder später musste so was ja passieren, entweder aus Rache oder einfach aus Lust auf Menschenfleisch. Wir sind Zombies. Wir verspeisen Atmer. Das liegt in unserer Natur. Du kannst deine Natur zwar für eine gewisse Zeit unterdrücken, doch irgendwann meldet sie sich lautstark zu Wort. Und je mehr du ihr nachgibst, desto hungriger wird sie.

Kaum einer hat etwas gesagt, seit wir von mehr als zwei Dutzend Cops, Deputys des Sheriffs und Mitarbeitern der Animal Control eingefangen, gefesselt und aus dem Gebäude der Verbindung zum Transporter abgeführt wurden. Atmer zu töten und Stücke aus ihnen zu reißen ist ganz schön anstrengend, und wenn du damit fertig bist, möchtest du einfach bei einem guten Buch und einem Becher Pfefferminztee entspannen. Das fördert die Verdauung.

Doch vor allem hat deshalb keiner etwas gesagt, weil es nichts zu sagen gibt. Wir wussten um die Konsequenzen unseres Handelns. Wie das hier enden würde.

Gewisse Delikte lässt die Gesellschaft selbst Prominenten nicht durchgehen. Wie etwa Ladendiebstahl in Beverly Hills. Sex mit Minderjährigen. Oder sämtliche Gäste auf der Silvesterparty einer Verbindung abzuschlachten.

Nach so einer Tat kann man nicht erwarten, die Nacht in einem schicken Käfig der SPCA neben Kitty oder Lumpi zu verbringen. Und ein Gefängnis für Zombies mit erträglichen Haftbedingungen gibt es nicht. Man wir uns an die Bezirksverwaltung, an Forschungslabors oder Organspendeorganisationen überführen - an Dr. Frankenstein oder das Cadaver College oder welchen Euphemismus man auch immer dafür verwenden will.

Einige von uns werden wohl als Organspender oder Crashtest-Dummys enden. Ein oder zwei von uns wird man vielleicht enthaupten, um ihren Kopf angehenden Schönheitschirurgen als Studienobjekt zur Verfügung zu stellen. Und mindestens einer von uns wird den Rest seines Daseins wohl gefesselt am Fuße eines Hügels in einer Forschungseinrichtung für menschliche Verfallsprozesse verbringen, wo man ihn unter freiem Himmel verwesen lässt, um

gerichtsmedizinische Studien zu betreiben. Letztlich läuft alles auf dasselbe hinaus.
Man wird uns vernichten.

»Tja«, sagt Carl und durchbricht das Schweigen, seine Stimme dringt nur gedämpft durch den Ledermaulkorb. »Ich weiß ja nicht, wie's euch geht, aber das war jedenfalls das Eintrittsgeld wert.«

Das findet Tom auch. Mir gegenüber nicken Helen und Naomi mit dem Kopf. Es herrscht zwar keine ausgelassene Stimmung, aber ein spürbares Gefühl der Zufriedenheit, das Gefühl, getan zu haben, was wir tun mussten.

Ich lasse meinen Blick durch den Transporter wandern, über die vier mir noch verbliebenen Freunde, und muss an meinen Traum denken, in dem wir alle in dieser Limousine hockten. Nur dass dies hier der Wagen der Animal Control ist.

Und Jerry und Rita tot sind.

Und Carl nicht grillt.

Wenigstens auf der Dinnerparty hat er sich allerdings um den Grill gekümmert, also stimmt es irgendwie doch.

Ich wünschte nur, Rita und Jerry wären hier, um das mitzerleben. Zugegeben, die Dinge hätten sich wahrscheinlich anders entwickelt, wenn Rita und Jerry nicht vernichtet worden wären, doch ohne sie fehlt etwas. Ein Teil von uns. Und für mich ist dieser Teil größer als für die anderen.

Ich schließe die Augen und denke an Rita.

Ich denke an ihre zarten Berührungen und ihr Lächeln und daran, wie ich mich durch sie lebendig gefühlt habe.

Ich denke daran, wie sie im Regen nach meiner Hand gegriffen hat, wie ich mit ihr durchs Soquel Village geschlendert bin und wie wir bei Kerzenschein gemeinsam die Rippchen meiner Mutter genossen haben.

Ich denke an all die Dinge an ihr, die mir fehlen werden.

Ich habe nie an Wiedergeburt, an ein Leben nach dem Tod oder den Himmel geglaubt, doch wenn es etwas davon gibt, das es mir ermöglicht, Rita wiederzusehen, bin ich gerne bereit, mich vom Gegenteil überzeugen zu lassen. Bereit, all meinen Vorurteilen und Zweifeln an Gottes Existenz abzuschwören, nur um Ritas Gesicht noch einmal zu sehen, ihre Hand zu halten, noch einmal mit ihr spazieren zu gehen.

Wenn ich jedoch an all die Atmer denke, dich ich in den vergangenen Monaten getötet und gegrillt habe, stehe ich bei Gott wahrscheinlich nicht ganz oben auf der Liste derjenigen, deren Gebete er erhört. Wahrscheinlicher ist, dass sich sein Gegenspieler gerne mit mir treffen würde. Es sei denn, ich habe tatsächlich keine Seele - damit hätte sich die ganze Sache mit dem Jenseits erledigt.

In diesem Moment kommt der Transporter der Animal Control zum Stehen. Ich öffne die Augen und schaue zu Helen und Naomi hinüber, dann wende ich mich Tom und Carl zu. Draußen werden Kommandos gerufen, außerdem sind deutlich Schritte zu hören, die um den Transporter gerannt kommen.

Ich habe keine Ahnung, ob hier Endstation ist, auf jeden Fall habe ich das Gefühl, dass sich unsere Wege hier trennen.

Keiner sagt etwas. Wir tauschen lediglich Blicke aus, und ich kann sehen, dass Helen und Naomi Tränen in den Augen haben. Bevor ich begreife, was mit mir geschieht, spüre ich, wie an meinen Wangen ebenfalls welche hinunterlaufen.

Draußen wird immer noch gebrüllt. Ich rechne jeden Moment damit, dass die Türen zur Ladefläche geöffnet werden, damit uns das mit Elektroschockern und Flammenwerfern bewaffnete Sondereinsatzkommando zu unserem endgültigen Bestimmungsort bringt. Doch die Türen bleiben verschlossen. Und außer den Kommandos, die gerufen werden, höre ich das

Geräusch mehrerer Fahrzeuge, die hinter uns vorfahren, von Türen, die geöffnet werden, und weiteren Stimmen, die trotzig etwas zurückrufen.

Das Geschrei wird immer lauter, bis es vom Knall eines Schusses zerrissen wird, der durch die Wände des Transporters dröhnt. Für einige Sekunden herrscht Stille, undurchdringlich und bleiern. Schließlich ertönt von irgendwo weither Gelächter.

Darauf folgt ein wildes Durcheinander aus Schreien und Schüssen, dann das unverkennbare Zischen eines Flammenwerfers und jemand, der vor Schmerz aufheult. Die Schreie scheinen von überall zu kommen. Erneut werden Kommandos gebrüllt, die Stimme klingt gehetzt und nervös. Links und rechts von uns hasten Schritte vorbei; dem Klang nach zu schließen mindestens ein Dutzend. Irgendetwas kracht draußen gegen den Transporter. Dann ertönt ein Schrei und reißt wieder ab. Neben uns ruft jemand verzweifelt Verstärkung herbei. Und verstummt dann wieder. Erneut kommen Schritte um den Transporter gerannt, und unsere Köpfe fahren synchron herum. Kurz darauf öffnet sich die Tür zur Ladefläche, und die Scheinwerfer des Polizei-Trucks hinter uns strahlen ins Innere. Ich kann lediglich ein paar Umrisse und Schatten erkennen, als mehrere Personen in den Wagen klettern und anfangen, unsere Fesseln von den Seitenwänden zu lösen, während draußen weitere Personen Wache halten. Erst als er direkt vor mir steht und mich mit seinem verkohlten und pusteligen Gesicht, das inzwischen ein wenig verheilt ist, angrinst, erkenne ich Luke. Und die Gestalt unmittelbar neben ihm, die Naomi gerade die Handfesseln löst, ist Zack.

Sie brauchen wirklich unbedingt eine Gehaltserhöhung.

Nachdem sie uns von den Fesseln befreit und uns die Riemen abgenommen haben, steigen wir aus dem Transporter. Wir befinden uns ungefähr fünfundvierzig Kilometer nördlich von Santa Cruz auf einem verlassenen Abschnitt des Pacific Coast Highway. Zur einen Seite der zweispurigen Straße ragt eine steile Klippe in den dunklen Winterhimmel hinauf. Und auf der anderen trennt uns lediglich eine Leitplanke von einem Sturz in den Pazifischen Ozean in sechzig Meter Tiefe.

Hinter uns stehen mehrere Autos mit laufendem Motor und geöffneten Türen, während weiter vorne, beleuchtet vom Streifenwagen des Bezirkssheriffs und dem Transporter der Animal Control, mehrere Geländewagen beide Spuren des Highways blockieren.

Außer Zack und Luke sowie der Handvoll Leute, die geholfen haben, uns aus dem Transporter zu befreien, trotten mehr als zwei Dutzend Untote über die Fahrbahn - suchen nach Überlebenden, klatschen sich ab und machen sich über die am Boden liegenden Atmer her. Aus der Dunkelheit dringen vereinzelt Schüsse und gelegentlich ein paar Schmerzensschreie. Mehr als nur ein paar Untote wurden erledigt, um einen von Helens Euphemismen zu verwenden, doch offensichtlich ist der Kampf mehr oder weniger beendet.

Leider scheint es so, als hätten wir nicht viel Zeit, den Sieg auszukosten.

In der Ferne blitzen rote und blaue Lichter auf, während sich aus beiden Richtungen des Highways mehrere Fahrzeuge nähern. Waren die Angreifer bei dem von Zack und Luke angeführten Überfall auf unsere bewaffnete Eskorte im Vorteil, weil auf jeden Atmer mehr als zwei Untote kamen, scheint es diesmal so zu sein, als wären die Lebenden deutlich in der Überzahl.

Einige Zombies, die der Herausforderung offensichtlich nicht gewachsen sind, springen über die Klippe, in der Hoffnung, den Sturz auf die darunterliegenden Felsen zu überleben. Zwischen ihnen, auf einer der Leitplanken, entdecke ich eine vertraute Gestalt. Tom schaut kurz zu mir herüber, lächelt verlegen und zuckt mit den Achseln, dann winkt er mit seinem kurzen, behaarten Arm, bevor er von der Planke in die Dunkelheit springt.

Ich lasse meinen Blick über die restliche Zombieschar wandern. Über Helen, Naomi und Carl. Zack und Luke. Über die zwei Dutzend noch verbliebenen Zombies, die sich am ersten Tag des

neuen Jahres auf dem Highway versammelt haben.

In diesem Moment merke ich, wie mich alle anstarren. Voller Erwartung.

Wie Ray gesagt hat, du kannst nicht darauf warten, dass jemand deine Probleme löst. Früher oder später musst du die Dinge selbst in die Hand nehmen.

»Zack, Luke«, sage ich. »Wir kriegen Gesellschaft.«

Ohne dass sie weitere Anweisungen benötigen, bringen sie alle für die Ankunft des Feindes in Position. Naomi und Helen kommen beide herüber und umarmen mich, bevor sie sich aufmachen, um die Zwillinge zu unterstützen. Carl dreht sich zu mir um, schüttelt mir die Hand und sagt: »Andy, es war mir ein Vergnügen.«

Und dann ist er fort; er läuft los, um sich den anderen anzuschließen; unterwegs liest er den herrenlosen Flammenwerfer auf.

Für einen Moment stehe ich allein neben dem Transporter der Animal Control und denke daran, wie für mich alles begann.

Wie ich gelebt habe.

Wie ich gestorben bin.

Wie ich überlebt habe.

Ich betrachte die Kolonne der näher kommenden Einsatzfahrzeuge, die Prozession aufziehender Lichter, und mir wird klar, dass hier wohl alles für mich enden wird. Für die meisten von uns.

Wenigstens gehen wir zu unseren eigenen Bedingungen unter und nicht zu ihren. Im Kampf für unser Recht zu existieren.

Ich muss allerdings zugeben, dass mich die Aussicht, angezündet oder geköpft zu werden, nicht gerade in Begeisterung versetzt. Ich kann mir was Besseres vorstellen, als auf diese Weise meinen Freitagabend zu verbringen. Aber das ist auf jeden Fall besser, als den Rest meines Daseins als Organspender, Crashtest-Dummy oder Forschungsobjekt für menschliche Verfallsprozesse zu fristen.

Wer noch nie zerstückelt oder zerquetscht wurde oder sich langsam in seine Bestandteile aufgelöst hat, bis er nur noch Hühnersuppe war, kann das wahrscheinlich nicht verstehen.

DANKSAGUNG

Ich möchte meiner Agentin Michelle Brower für ihre Unterstützung und ihren Enthusiasmus danken, dafür, dass sie an mich geglaubt hat. Und dass sie Zombies mag. Meiner Lektorin, Laura Swerdloff, für ihre Vorschläge und ihr Einfühlungsvermögen und dafür, dass sie mir zugehört hat, wenn ich mich beklagt habe. Und dafür, dass sie Zombies mag. Julie Sills und Jillian Wohlforth für ihre Energie und ihre Ideen, und allen anderen bei Random House und Broadway Books, die dieses Buch möglich gemacht haben. Clifford Brooks, Heather Liston und Keith White für ihre unbezahlbaren Anregungen zu den frühen Fassungen dieses Buches, sowie dem Rest des Zombie-Clubs für seine Unterstützung und freundschaftliche Verbundenheit. Auch wenn ich mir ein paar Freiheiten hinsichtlich der physiologischen Verfallsprozesse toter Menschen genommen habe, um sie den Erfordernissen meiner Zombies anzupassen, hätte ich das Buch ohne meine Recherchen nicht schreiben können. Darum möchte ich Dr. Trisha Macnair danken, dass ich ihren Artikel über den menschlichen Verwesungsprozess ausschlachten durfte, wodurch ich Andys Welt eine realistische, plastische Note verleihen konnte. Und ich möchte Mary Roach danken, der Autorin von *STIFF: The Curious Life of Human Cadavers*, von der ich einiges über den Zerfallsprozess der Haut und Belastungstests mit Leichen erfahren habe, und dass Nekrophilie bis 1965 in den Vereinigten Staaten nicht als Verbrechen galt. Schließlich möchte ich noch meinen Eltern, meiner Familie und all meinen Freunden danken, die mich über die Jahre hinweg mit ihrer Liebe und ihrem Zuspruch unterstützt haben. Ohne euch alle wäre das hier nicht möglich gewesen.